

Leipziger Stadtgeschichte

Jahrbuch 2019



Im Auftrag des Leipziger Geschichtsvereins herausgegeben
von Markus Cottin, Beate Kusche und Katrin Löffler

Sax  Verlag

**Im Auftrag des Leipziger Geschichtsvereins e. V.
herausgegeben von Markus Cottin, Beate Kusche und Katrin Löffler**

Anschrift der Redaktion:

Leipziger Geschichtsverein e. V., Redaktion Leipziger Stadtgeschichte
Böttchergäßchen 3, 04109 Leipzig, E-Mail: vorstand@leipziger-geschichtsverein.de

Beitragsmanuskripte, Leserzuschriften und Rezensionsexemplare senden Sie bitte an die Redaktion, für unverlangt eingesandte Manuskripte kann jedoch keine Haftung übernommen werden. Für den Inhalt der Beiträge sind die Autoren verantwortlich.

Die Jahrbücher Leipziger Stadtgeschichte erscheinen jährlich.

Einzelpreis: 15 €, Abonnementpreis inkl. Versandkosten 13 €
(für Mitglieder des Vereins frei)

Bildmotiv und -nachweis Umschlag:

Wohnbebauung der 1960er Jahre am Georgiring, Aufnahme: 2020 (Birgit Röhling)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISSN 1437-8604

ISBN 978-3-86729-254-2

Alle Rechte vorbehalten

© Sax-Verlag, Beucha • Markkleeberg 2020

Umschlaggestaltung: Birgit Röhling, Markkleeberg
www.sax-verlag.de

Inhalt

BEITRÄGE • BERICHTE • MISZELLEN

Almuth Reuther

Wolfgang Jöcher: Kaufmann – Ratsherr – Herr auf Gautzsch

5

Katrin Löffler

Ein Sachse in Israel: Alfred Glaser und seine Beziehung zu Leipzig

65

Anett Müller

Das Büro des Chefarchitekten der Stadt Leipzig 1967–1977

115

Arne Böttger

Ein repräsentativer Plattenbau für Leipzigs Promenadenring – der WV 2000

135

Uwe John

Stadtgeschichte mit Zukunft. Resümierende Betrachtungen und Anmerkungen zum Tag der Stadtgeschichte 2019

171

Mark Lehmstedt

Das Digitale Leipziger Personenarchiv der frühen Neuzeit (1500–1850).

Eine Projektidee

187

REZENSIONEN

Thomas Krzenck

Markus Cottin, Lisa Merkel (Hg.): Thietmars Welt. Ein Merseburger Bischof schreibt Geschichte

193

Jens Kunze

Thomas Krzenck, Katharina Junghans: Die landwirtschaftlichen Güter der Stadt Leipzig von ihren mittelalterlichen Anfängen bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts

197

Thomas Fuchs

Mark Lehmstedt: Buchstadt Leipzig. Biografisches Lexikon des Leipziger Buchgewerbes. Bd. 1: 1420–1539. Von den Anfängen bis zur Einführung der Reformation

199

<i>Thomas Krzenck</i>	
Angie-Sophia Richter: Das Testament der Apollonia von Wiedebach. Stiftungswesen und Armenfürsorge in Leipzig am Vorabend der Reformation (1526–1539)	200
<i>Caroline Köhler</i>	
Nadja Horsch, Simone Tübbecke (Hg.): Bürger, Gärten, Promenaden. Leipziger Gartenkultur im 18. und 19. Jahrhundert	204
<i>Beate Kusche</i>	
Armin Scheibe: Der Sternwartenerbauer: Privat-Astronom Wilhelm Winkler (1842–1910)	205
<i>Doris Kotthe</i>	
Susanne Schötz, Beate Berger (Hg.): Frauen in der Geschichte Leipzigs: 150 Jahre Allgemeiner Deutscher Frauenverein	206
<i>Markus Cottin</i>	
Hans-Otto Spithaler, Rolf H. Weber, Monika Zimmermann: Kroch – der Name bleibt. Das Schicksal eines jüdischen Familienunternehmens in Leipzig	209
<i>Beate Kusche</i>	
Harald Kirschner, Hans Sonntag: Als die Eisenbahnstraße noch Ernst-Thälmann-Straße hieß. Ein Leipziger Stadtteil in den 80er Jahren	210
Kurz rezensiert	
<i>Katrin Löffler</i>	
Bernd-Lutz Lange, Sascha Lange: David gegen Goliath. Erinnerungen an die Friedliche Revolution	212
<i>Markus Cottin</i>	
Karl Heinz Mai: Reporter auf drei Rädern. Fotografien 1945–1964, hg. von Mark Lehmstedt. Mit einem Vorwort von Christoph Kaufmann	212
<i>Katrin Löffler</i>	
Christoph Kaufmann, Peter Leonhardt, Anett Müller: Plan! Leipzig. Architektur und Städtebau 1945–1976	213
Autorenverzeichnis	
	216

BEITRÄGE · BERICHTE · MISZELLEN

Wolfgang Jöcher: Kaufmann – Ratsherr – Herr auf Gautzsch

Almuth Reuther

Leipzigs wirtschaftliche und kulturelle Prosperität in der Frühen Neuzeit verdankte sich bekanntlich vor allem ihrer Attraktivität als Handels- und Messestadt, die durch die Jahrhunderte hindurch Kaufleute aus anderen Gegenden des Reichs dazu bewog, sich an der Pleiße niederzulassen. Die Geschicke der Stadt lenkten maßgeblich Handelsherren und Gelehrte, die an der 1409 gegründeten Universität wirkten. Anders als in vielen Reichsstädten bildete sich jedoch in Leipzig, das Teil Kursachsens war, nie ein abgeschlossenes Patriziat heraus; vielmehr blieb im Rat »ein gewisser Grad an Durchlässigkeit«¹ immer erhalten. Exemplarisch lässt sich das an der Person des Seidenhändlers Wolfgang Jöcher (1650–1729) zeigen, der 1692 von Jena nach Leipzig übersiedelte und bereits im selben Jahr zum Ratsherrn gewählt wurde. Im Unterschied zu Kaufmannsfamilien wie Apel, Bose oder Richter, die sich durch ihre Kunstsammlungen und prachtvollen barocken Gartenanlagen in das Stadtgedächtnis eingeschrieben haben, ist der Name Jöcher heute allerdings kaum noch bekannt – ganz im Unterschied zur Prognose, die nicht lange nach seinem Tod formuliert wurde. Wolfgang Jöcher, so schrieb im Jahre 1744 Heinrich Engelbert Schwartze, Pfarrer des unweit von Gautzsch gelegenen Dorfes Großschocher, habe das Rittergut Gautzsch gekauft und »sich um dasselbe mit Erbauung einer ungemeinen propren Kirche, die ihres gleichen im gantzen Leipziger Creyße wenig haben wird, mit Aufführung einer vortrefflichen Mühle und grossen Gasthofs, Anlegung vieler Fröhner-Häuser, mit Reparatur des Herren-Hauses, Anlegung einer neuen Hof-Rhede und völliger Ausrüstung eines recht Fürstlichen Gartens gantz ausserordentlich verdient, ja seines Nahmens Gedächtniß weit und breit herum gantz unsterblich« gemacht.²

Jöcher besaß am Leipziger Markt ein repräsentatives Wohnhaus, das im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde. Von den Bauten, die mit ihm in Verbindung zu bringen sind, steht heute nur noch die Gautzscher Kirche (Martin-Luther-Kirche Markkleeberg-West). Anlass genug, sich mit seiner Herkunft, seinem Leben, Wirken und seiner Fami-

1 Beate Kusche: Ratsregiment und Stadtverwaltung, in: Detlef Döring (Hg.): Geschichte der Stadt Leipzig. Bd. 2: Von der Reformation bis zum Wiener Kongress, Leipzig 2016, S. 125–153, hier S. 135.

2 Vgl. Heinrich Engelbert Schwartze: Historische Nachlese zu denen Geschichten der Stadt Leipzig, sonderlich der umliegenden Gegend und Landschaft, Leipzig 1744 (VD18 10377042), S. 169.

lie zu beschäftigen. Um das schmale Wissen über Wolfgang Jöcher zu erweitern, waren zahlreiche Archive, vor allem im mitteldeutschen Raum, zu konsultieren. Viele Quellen konnten dabei ans Tageslicht gefördert werden, die bislang kaum oder gar nicht beachtet wurden. Dennoch lässt sich vom Leben Jöchers kein abschließendes Bild zeichnen. Vielmehr werden hier die wichtigsten Quellen mit Blick auf den Lebensweg, die Entwicklung des Besitzes und der städtischen Ämter sowie das familiäre Umfeld vorgestellt. Die glanzvolle Geschichte Leipzigs um 1700³ kann auf diese Weise exemplarisch in der Person eines Kaufmanns gespiegelt werden.

Herkunft und Jenaer Jahre

Die Familie Jöcher stammte aus Ansbach und wurde später in Nürnberg ansässig.⁴ Wolfgang Jöcher wurde als zweiter Sohn des Krämers Johann Jöcher und seiner Ehefrau Ursula geb. Zeug am 11. Mai 1650 in Nürnberg geboren und am folgenden Tag (Sonntag Kantate) in der Nürnberger Lorenzkirche getauft.⁵ Pate war der Nürnberger Kaufmann und Ratsherr Wolfgang Engelschall.⁶ Bald nach Wolfgangs Geburt siedelte der Vater nach Leipzig über und baute sich dort eine neue Existenz auf.

Wo Wolfgang Jöcher zur Schule ging und wo er zum Kaufmann ausgebildet wurde, wissen wir nicht. Johann Jöcher wollte seinen Kindern gute Aufstiegschancen ermöglichen, die Wahl der Paten beweist es.⁷ Es ist gut denkbar, dass Wolfgang Engelschall seinem Patenkind Wege ebnete, obwohl er starb, als Wolfgang erst zwölf Jahre alt war. Erste verlässliche Nachrichten zum Werdegang Wolfgang Jöchers finden sich in Jena. Er war Seidenhändler,⁸ bewohnte Haus und Hof auf der Johanniskasse⁹ und besaß sogar

³ Detlef Döring: Vom Ende der schwedischen Besatzung (1650) bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges (1763), in: Döring (Hg.): Geschichte der Stadt Leipzig. Bd. 2 (Anm. 1), S. 70–97.

⁴ Vgl. dazu den Abschnitt zur Familie Wolfgang Jöchers.

⁵ Landeskirchliches Archiv der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (im Folgenden: LAELKB), Dekanat Nürnberg, Nürnberg St. Lorenz, Taufbuch 1650, fol. 146v.

⁶ Wolfgang Engelschall (1608–1662), Ratsherr in Nürnberg, Kaufmann und Politiker. In Nürnberg war es üblich, dem Kind nur einen einzigen Paten zu geben, dessen Vorname dann übernommen wurde.

⁷ Der Pate des erstgeborenen Sohnes Andreas war Andreas Egger (1611–1671), Handelsmann in Leipzig, der 1648 vorübergehend in Nürnberg lebte, LAELKB, Dekanat Nürnberg, Nürnberg St. Sebald, Taufen 1648, S. 742, Bild 385 (Onlineversion). Unter den Paten der in Leipzig geborenen Kinder findet man die Namen von D. Heinrich Schweickhardt, J[ungfrau] Anna Catharina, Hrn. Heinrich von Selens Tochter, Gottfried Egger (1645–1705, Sohn Andreas Eggers) und Christoph Platz, Handelsmann, Kirchliches Archiv Leipzig (im Folgenden: KAL), Taufbücher der Thomaskirche Leipzig, 1654, fol. 247v und 1657, fol. 272v.

⁸ Stadtarchiv Jena, Rep. C Ia Nr. 7b, fol. 27r.

⁹ Ebd., Rep. C Ia Nr. 7b, fol. 27v; Rep. C II Nr. 28, Güterbuch der Stadt Jena 1669–1685, fol. 162r.

einen Weinberg (1 ½ Acker¹⁰ Weinwachs) sowie einen »Hopfberg am Jentzig«,¹¹ konnte also seinen eigenen Wein anbauen und eigenes Bier brauen.

Das Haus an der Johannisgasse war ein Umbau aus drei kleineren Häusern und wird in der *Beschreibung der Stadt Jena 1785* wie folgt beschrieben: »Weiter [die Johannisgasse] hinunter die so genannte Regierung. Das grösste Privat-Hauß in der Stadt, das einem antiken öffentlichen Gebäude nicht unähnlich sieht. Es ist den fünften Theil der ganzen Straße lang, und erstreckt sich eben so breit in die Leuter-Gasse, hat auch einen offenen Durchgang in dieselbe. Das ganze Gebäude ist erst im vorigen Jahrhundert an die Stelle mehrerer kleinerer Wohnhäuser erbauet. Dieser nördliche Flügel bereits 1618, von der Wittbe des Dr. Pinzingers; der mittägige in die Leuter-Gasse aber, erst im Jahre 1666, von einem vormaligen hiesigen Burgemeister, Nahmens Jöcher.«¹² Es darf bezweifelt werden, dass die Angabe, Jöcher habe bereits 1666 dieses Haus erbaut, richtig ist. Er wäre da gerade einmal sechzehn Jahre alt gewesen. Es könnte aber ein Hinweis sein, dass er in Jena zum Kaufmann ausgebildet wurde. Auf alle Fälle zeigt sich hier schon sehrzeitig die Bauleidenschaft Jöchers.

Am 23. November 1674 heiratete Wolfgang Jöcher in der Erfurter Predigerkirche Christina verw. Westermann geb. Weiß aus Erfurt.¹³ Sie war die Tochter des Erfurter Ratskämmerers und Kaufmanns Herbord Weiß¹⁴ und dessen zweiter Ehefrau Anna geb. Herr.¹⁵ Am 14. April 1645 wurde sie in der Erfurter Predigerkirche getauft¹⁶ und heiratete im August 1667¹⁷ den Ratsmeister, Kämmerer und Seidenhändler Balthasar Westermann,¹⁸ ebenfalls aus Erfurt. Sie übernahm zwei schon erwachsene Stieffinder und gebar 1669 die Tochter Maria Christina.¹⁹ Nach etwa sechsjähriger Ehe starb der

10 Nach »Münzen, Maße und Gewichte in Thüringen« (Thüringisches Staatsarchiv Rudolstadt, 32006 [Onlineversion]) entsprach im Herzogtum Sachsen-Weimar 1 Acker = 28,49708 a ≈ 0,28 ha.

11 Wie Anm. 9.

12 Vgl. Johann Ernst Basilius Wiedeburg: *Beschreibung der Stadt Jena nach ihrer Topographisch-Politisch- und Akademischen Verfassung*, Jena 1785 (VD18 11399481), S. 256f.

13 Pfarrarchiv der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Jena, Traubuch, Jahrgang 1674, S. 80.

14 Herbord Weiß, getauft am 31. März 1589 in Erfurt, Bibliothek des Evangelischen Ministeriums im Augustinerkloster zu Erfurt (im Folgenden: BEM), Taufbuch der Predigergemeinde Erfurt 1581–1624, S. 59; begraben am 20. November 1659 in Erfurt, BEM, Begräbnisbuch der Predigergemeinde Erfurt 1580–1672, S. 354.

15 Anna Weiß geb. Herr, begraben vermutlich am 28. Juli 1683 in Erfurt, ohne Nennung des Vornamens eingetragen, BEM, Begräbnisbuch der Predigergemeinde Erfurt 1673–1736, S. 34.

16 BEM, Taufbuch der Predigergemeinde Erfurt 1625–1672, S. 232.

17 Siegmund Heinsius: Eine rechtschaffene Liebhaberin Christi [...], Leipzig 1715 (VD18 11513942), S. 26.

18 Balthasar Westermann, getauft am 7. Juni 1616 in Erfurt, vgl. Martin Bauer: *Erfurter Ratsherren und ihre Familien im 17. Jahrhundert* (Schriftenreihe der Stiftung Stoye 19), Neustadt an der Aisch 1989, Nr. 698 (als Taufeintrag in Erfurt nicht nachweisbar); begraben am 2. März 1673 in Erfurt.

19 Maria Christina Jöcher verehel. Hoffmann, getauft am 29. November 1669 in Erfurt, BEM, Taufbuch der Predigergemeinde Erfurt 1625–1672, S. 434, heiratete den Arzt Dr. Martin Hoffmann in Jena; † vor 1715.

wesentlich ältere Balthasar Westermann und wurde am 2. März 1673 begraben.²⁰ In zweiter Ehe heiratete sie den fünf Jahre jüngeren Wolfgang Jöcher, der wie ihr erster Mann Seidenhändler war.²¹ Es war damals nicht ungewöhnlich, dass junge Männer ältere Witwen ehelichten. Trotzdem verheimlichte Christina Jöcher ihr wahres Geburtsdatum und machte sich sieben Jahre jünger. In allen Quellen – der Leichenpredigt und der Inschrift ihres Portraits – steht als ihr Geburtsdatum der 28. Mai 1652. Selbst in dem Eintrag der Leipziger Leichenschreiberei 1715 wird ihr Alter fälschlicherweise mit 63 statt mit 70 Jahren angegeben.²²

Wolfgang und Christina Jöcher wurden fünf Kinder geboren, zwei Töchter und drei Söhne. Die Paten – jedes Kind erhielt deren drei – waren hochgestellte Persönlichkeiten, Mediziner, Theologen, Juristen, Beamte des Rates und des Hofes.

Vermutlich ab 1683 war Wolfgang Jöcher Ratsherr in Jena, und bereits am 25. Juli 1685 wurde er zum Bürgermeister gewählt.²³ Als solcher setzte er sich sehr für einen Neubau der Gottesacker-Kirche St. Johannis ein. Im Dezember 1685 wurde der Baugrund besichtigt und vermessen, am 18. August 1686 wurden die Grund- und Ecksteine gelegt, und am 20. September 1689 fand das Richtfest statt.²⁴ Um die Gelder aufzubringen, wurde zu Spenden aufgerufen. Wolfgang Jöcher spendete 1690 großzügig die Summe von 57 Gulden und 10 Groschen, außerdem 11 Ruthen²⁵ Baumaterial für einen steinernen Weg im Werte von 44 Gulden.²⁶ Am 6. Juli 1693 schließlich konnte die neue Kirche eingeweiht werden,²⁷ aber da lebte er schon seit einem Jahr nicht mehr in Jena.

Warum verließ Jöcher kurz vor Vollendung des Kirchbaus, der ihm so am Herzen lag, die Stadt? Ein Hinweis findet sich wiederum in Wiedeburgs *Beschreibung der Stadt Jena* von 1785: »Jöcher [...] Ein reicher Kauf- und Handelsmann, welcher sehr gut vor hiesige Stadt gesinnt war, und viel gute Anstalten machte, hatte aber gleichwohl soviel Verdruss, daß er Jena verließ, und sich nach Leipzig wendete.«²⁸ Der Vater Johann Jöcher war 1679 in Leipzig gestorben, aber Wolfgangs jüngerer Bruder Johann Christoph lebte noch dort. Vielleicht war das einer der Gründe, die ihn bewogen, in die Stadt seiner Kindheit zurückzugehen.

20 BEM, Bestattungsbuch der Predigergemeinde Erfurt 1673–1736, S. 1.

21 Balthasar Westermann war sehr wohlhabend. Er besaß 1671, kurz vor seinem Tode, ein versteuerbares Vermögen an Häusern, Grundstücken, Waren und barem Geld von 6277 fl., Stadtarchiv Erfurt, 1-1/XXIII a, Band 62, Ben. & Mart. S. 495. Ein Testament hat sich nicht erhalten, es ist aber anzunehmen, dass seine Witwe Vermögen in die Ehe mit Jöcher einbrachte.

22 Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden: StadtAL), Leichenbücher der Leichenschreiberei 1714–1720, fol. 97r.

23 Vgl. Martin Schmeizel: Jenaische Stadt- und Universitäts-Chronik (1523–1735), hg. von Ernst Drevrient, Jena 1908, S. 156.

24 Vgl. Herbert Koch: Die Garnisonkirche von Jena, Jena 1936, S. 8f.

25 Etwa 50 m.

26 Stadtarchiv Jena, Rep. C Ie Nr. 6, Einnahme an Verwilligten geldern bey der Stadt, fol. 41r.

27 Die Neue Gottesackerkirche wurde 1693 als Johann-Wilhelm-Kirche geweiht, hieß ab 1743 Garnisonkirche, nach 1945 Friedenskirche.

28 Vgl. Wiedeburg: Beschreibung (Anm. 12), S. 257.

Ratsherr in Leipzig

Vermutlich wollte Wolfgang Jöcher bei einem Neubeginn in Leipzig nicht wieder ganz von vorn anfangen. In Jena war er Stadtrat und Bürgermeister gewesen, das Gleiche strebte er in Leipzig an. Bei der Verwirklichung seiner Pläne spielte die sächsische Kurfürstin Eleonore Erdmuthe Louise eine wichtige Rolle. Sie hatte möglicherweise bei Besuchen ihrer Heimat, des Herzogtums Sachsen-Eisenach, Wolfgang Jöcher in Jena kennengelernt, vielleicht schon im August 1686 bei der Grundsteinlegung der neuen Gottesackerkirche, die in Anwesenheit ihres Vaters, Herzog Georgs I. von Sachsen-Eisenach, stattfand.²⁹ Im April 1692 heiratete Eleonore in zweiter Ehe den sächsischen Kurfürsten Johann Georg IV. Nach der Trauung in Leipzig, die abends »in aller Stille« im Welschischen Hause (später Apels Haus) am Markt stattfand,³⁰ wurde »öffentlich Tafel gehalten«.³¹ Bei dieser Gelegenheit könnte die neue Kurfürstin von Sachsen dem Leipziger Rat ihren Wunsch mitgeteilt haben, Wolfgang Jöcher in den Rat zu berufen.

In der Regel wurden vakante Ratsherrenstellen mit Mitgliedern aus der Leipziger Kaufmannschaft oder mit Gelehrten – meist Juristen – besetzt. Häufig waren das Familienangehörige bereits amtierender Ratsherren. Es kam jedoch seit dem 16. Jahrhundert und zunehmend seit Ende des 17. Jahrhunderts vor, dass der Kurfürst oder andere Persönlichkeiten des Dresdener Hofes Einfluss nahmen.³² Zum Beispiel setzte Kurfürst August von Sachsen seine Wunschkandidaten Hieronymus Lotter (1555) und Hieronymus Rauscher (1566) als Bürgermeister durch. August der Starke erzwang 1701 die Wahl seines Günstlings Dr. Franz Conrad Romanus zum Bürgermeister und 1715 den Einzug Peter Hohmanns in den Leipziger Rat, und zwar sofort als Baumeister.³³

In den Ratsprotokollen zur Ratswahl ist am 22. August 1692 vermerkt, dass ursprünglich die freie Ratsherrenstelle aus den eigenen Reihen besetzt werden sollte: »Nachdem aber die Durchlauchtigste Chur Fürstin Zu Sachßen pp unsere G[nä]d[i]gste Frau, Vor Herrn Bürger Meister Jöchern Zu Jena sonderbare Vielfältige und g[nä]d[i]gste instanz gethan«,³⁴ konnten sich die Ratsherren trotz Bedenken diesem Wunsch der Kurfürstin nicht widersetzen. Für Wolfgang Jöcher sprach, dass »er schon ein Mann bey Jahren«

29 Vgl. Koch: Garnisonkirche (Anm. 24), S. 8 f.

30 Die Trauung am 17. April 1692 in Leipzig war lediglich ein juristischer Akt. Die kirchliche Einsegnung fand am 21. April in der Schlosskapelle Torgau statt.

31 Vgl. Johann Jacob Vogel: Leipzigisches Geschicht-Buch oder Annales, das ist: Jahr- und Tage-Bücher der weltberühmten Königl. und Churfürstlichen Sächsischen Kauff- und Handels-Stadt Leipzig, Leipzig 1714 (VD18 10213139), S. 875 f.

32 Vgl. Thomas Weller: Ritual oder politisches Verfahren? Zum Status der Ratswahl im frühneuzeitlichen Leipzig, in: Stadtgeschichte. Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins (2008), S. 13–35, hier S. 17, Anm. 15; S. 26–28.

33 Vgl. Gustav Wustmann: Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Leipziger Rats (Quellen zur Geschichte Leipzigs. Veröffentlichungen aus dem Archiv und aus der Bibliothek der Stadt Leipzig 2), Leipzig 1895, S. 97.

34 StadtAL, Tit. VIII Nr. 41, S. 253.

und »Zu Jena BürgerMeister gewesen« sei.³⁵ Wolfgang Jöcher wurde also an die dritte Stelle von fünf neu zu berufenden Ratsherren gesetzt und legte am 29. August 1692 in der Ratsstube den Bürgereid³⁶ als Ratsherr in Leipzig ab.³⁷ Er bekleidete im Laufe der Jahre Ämter als Deputierter der Land-Steuer, der Vormundschafts-Stube, der Land-Stube sowie als »Inspector über E. E. Hochweisen Raths³⁸ Zeughauß³⁹ und hatte auch das Amt als Stadthauptmann des Grimmischen Viertels inne.⁴⁰

Das Haus am Markt und der Garten vor dem Thomas-Pförtchen

Zunächst musste Wolfgang Jöcher eine standesgemäße Wohnung in Leipzig beziehen. Johann Jacob Vogel schreibt in seinen *Annales*, dass 1692 aus dem Ratscollegium »vier vornehme Mitglieder mit Todte abgangan« seien, darunter am 17. April »Herr Jacob Mayer / so aus der alten / berühmten und über die 290. Jahr zu Leipzig florirenden Familie der Mayer entsprossen / welche von besagter Zeit an dem Rathstuhl beygewohnet«.⁴¹ Jacob Mayer hatte ein stattliches Renaissance-Haus am Markt bewohnt. In dieses Haus zog Wolfgang Jöcher und wohnte dort zunächst zur Miete.⁴² Am 17. Januar 1696 konnte er das Haus schließlich erwerben. Die Witwe Jacob Mayers, Susanna Adriana, und weitere Erben verkauften es für 23 000 Reichstaler.⁴³

35 Ebd., S. 258.

36 Neu gewählte Ratsherren legten am Tag des Ratswechsels einen Religionseid und, wenn sie noch keine Bürger waren, den Bürgereid ab, vgl. Weller: Ritual (Anm. 32), S. 22.

37 StadtAL, Bürgerbücher 1682–1739, fol. 64r: »H Wolfgang Jöcher [...] haben als Neue Raths Herrn den Bürgereid abgeleget.«

38 »Eines Edlen Hochweisen Raths«, auch: »Eines Erbaren/Eines Ehrnvesten Raths«.

39 Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Bibliothek (im Folgenden: SGM), Historische Adressbücher: Das ietzelbende Leipzig 1701/02/05, Das lebende Leipzig 1715, Das ietzt florirende Leipzig 1717, Kern des ietzo florirenden Leipzigs 1720 usw.

40 Außer der Garnison auf der Pleißenburg hatte Leipzig eine eigene Bürgerwehr. Dazu war die Stadt in vier Stadtviertel eingeteilt, denen jeweils ein Stadthauptmann vorstand, dem wiederum ein Leutnant und ein Fähnrich unterstellt waren. Die Stadthauptleute waren auch für den Brandschutz verantwortlich. Sie hatten jährlich – zusammen mit den Stadtbaumeistern – Feuervisitationen durch die Schornsteinfeger durchzuführen, vgl. Friedrich Gottlob Leonhardi: Geschichte und Beschreibung der Kreis- und Handelsstadt Leipzig, Leipzig 1799 (VD18 11542438), S. 382 und 388.

41 Vgl. Vogel: Annales (Anm. 31), S. 881.

42 Ein Beleg dafür, dass Jöcher schon vor 1696 in dem Haus am Markt wohnte, findet sich in den Leichenbüchern der Leichenschreiberei der Stadt Leipzig. Am 14. August 1694 war Jöchers 15-jährige Tochter Martha Sophie gestorben. Der Eintrag in den Leichenbüchern lautet: »Eine Jungfr Martha Sophia, Tit Herrn Wolfgang Jöchers, Vornehmer des Raths, und Handelsherr im Markte Tochter«, StadtAL, Leichenbücher der Leichenschreiberei 1690–1698, fol. 146r.

43 StadtAL, RB 1695/1696, fol. 206r–v.

Bereits ein Jahr früher hatte Wolfgang Jöcher das Gartengrundstück des gleichfalls 1692 verstorbenen Ratsherrn Friedrich Conrad⁴⁴ kaufen können. Der Garten lag vor dem Thomaspförtchen am westlichen Rande der Altstadt, südlich der Thomasmühle, jenseits des Pleißemühlgrabens. Er bildete ungefähr ein Rechteck, das in einer Spitze nach Nordosten auslief. Jöchers Garten war relativ klein und erreichte nicht die Bekanntheit von *Apels Garten* und *Kleinbosischem Garten* in der Nachbarschaft.⁴⁵

Im August 1695 bat Jöcher um die Genehmigung, »eine Brücke über die Pleiße, in seinen vor dem Thomas Pfordlein alhier gelegenen, undt nur vor weniger Zeidt von denen Conradschen Erben verkaufften Garthen, anlegen zu laßen«, weil ihm der Weg »etwas entlegen« sei und beschwerlich falle.⁴⁶ 1696 begann er, sein repräsentatives Haus für die stolze Summe von 22 000 Talern im Stil des norddeutsch-niederländischen Barocks nach eigenen Wünschen umzubauen. Als Vorbild dienten Bauten von Leonhard Christoph Sturm,⁴⁷ der für kurze Zeit, von 1690 bis 1694, in Leipzig wirkte und die Gartenanlagen mit ihren Lust-Häusern für Georg und Caspar Bose entworfen hatte. Jöchers Haus war ein relativ schlichtes, dreistöckiges Gebäude mit Frontispiz und Dacherker.⁴⁸

Im Protokoll über einen Nachbarschaftsstreit von 1705 äußerte Jöchers juristischer Bevollmächtigter, dass sein »Herr Principal sein Hauß nur vor einigen Jahren⁴⁹ von Grund aus erbauet⁵⁰ habe und weiter: »[...] denn da weiset der Augenschein, daß H. Jöcher sein Hinter- und Seiten-Gebäude gantz anders einrichten, und wo vorhin bey H. Baumeister Meyers Zeiten Ställe und andere Behältniße gewesen, Er anietzo Gewölber und vor die Gewölber Ställe, drüber Stuben, Kammern und Dergleichen bauen lassen [...].«⁵¹ In späteren Jahren wurden weitere bauliche Veränderungen vorgenommen. Laut

44 Friedrich Conrad, *1640; † 28. September 1692 in Leipzig, Kaufmann und Ratsherr in Leipzig, Vorsteher des Hospitals St. Georgen.

45 Der Garten wurde nach seinem jeweiligen Besitzer Heinsbergs, Jöchers, Weisleders, Limburgers oder Lurgensteins Garten genannt. Johann Friedrich Weisleder betrieb zwischen 1764 und 1802 in den Sommermonaten auf dem Gelände einen Kaffeeausschank, der Kammfabrikant und Stadtrat Wenzel Anton Lurgenstein, der das Grundstück 1834 erwarb, ließ darauf ein Wohnhausensemble aus fünf Häusern errichten. An Lurgenstein erinnert heute noch *Lurgensteins Steg*, ein Fußweg entlang des wieder geöffneten Pleißemühlgrabens. Die Lage von *Jöchers Garten* entspricht heute dem Gelände zwischen Dittrichring und Zentralstraße, vgl. Franziska Fleckenstein: Pioniere der frühen Mietshäuser – Felix Mendelssohn Bartholdy als Mieter in der Leipziger Westvorstadt, in: Nadja Horsch, Simone Tübbecke (Hg.): Bürger, Gärten, Promenaden. Leipziger Gartenkultur im 18. und 19. Jahrhundert, Leipzig²2019, S. 259–263, hier S. 262; SGM, Historische Adressbücher.

46 StadtAL, Tit. XXIV C zu Nr. 1a, Baubesichtigungsberichte 1695, fol. 105r.

47 Leonhard Christoph Sturm, *5. November 1696 in Altdorf bei Nürnberg; † 6. Juni 1719 in Blankenburg, Baumeister.

48 Vgl. Nikolaus Pevsner: Leipziger Barock. Die Baukunst der Barockzeit in Leipzig, Dresden 1928 (Reprint: Leipzig 1990), S. 30 und S. 168.

49 1696 et 1697, StadtAL, Section II, R. 235, fol. 25v.

50 Ebd., fol. 11v.

51 Ebd., fol. 30r.

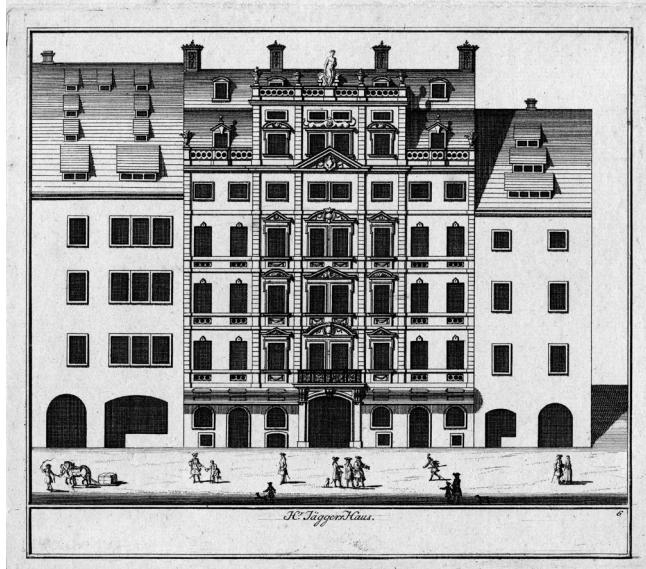


Abb. 1: Jöchers Haus, Kupferstich, um 1710 (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Inv.-Nr. 626 a)

Pevsner leitete der Ratsmauermeister Johann Gregor Fuchs,⁵² dessen bedeutendstes Werk das Leipziger Romanushaus ist, den Umbau des Jöcher'schen Hauses im Jahre 1707. Dabei wurde das Vorderhaus um ein viertes Geschoss aufgestockt.⁵³ Christian Döring⁵⁴ schließlich schuf – nach Wolfgang Jöchers Tod – 1738 das Portal, das Pevsner wie folgt beschreibt: »So ist es ein ausgesprochenes Zierstück, das er 1738 vor den würdigen Bau des ausgehenden 17. Jahrh[underts] setzt. Die Türöffnung ist flankiert von je einem nach außen schrägstehenden Pilaster, der an Stelle des Kapitells eine sehr weit ausladende Konsole trägt. Auf diesen Konsolen und dem mit einem Gesicht geschmückten Schlussstein ruht ein vorgewölbter Balkon. Die Ecken des Balkons bilden die Postamente zweier stehender weiblicher Figuren.«⁵⁵

52 Johann Gregor Fuchs, * 1650 in Ortrand; † 16. August 1715 in Leipzig, Architekt und Baumeister.

53 Vgl. Pevsner: Leipziger Barock (Anm. 48), S. 30.

54 Christian Döring, * 18. September 1677 in Leipzig; † 24. Dezember 1750 ebd., Architekt und Baumeister.

55 Vgl. Pevsner: Leipziger Barock (Anm. 48), S. 82 f. Jöchers Haus am Markt erhielt nach der Häuserzählung von 1793 die Nr. 386, ab 1840 die Bezeichnung Markt 2. Im Zweiten Weltkrieg zerstört und 1947 abgerissen, befindet sich heute (2020), unter der Adresse Katharinenstraße 2, an seiner Stelle das STEIN Café. Der Portalschmuck, darunter Kopien zweier Frauenstatuen, wurde vor dem Abriss geborgen. Nach Jahrzehnten der Lagerung auf dem Gelände des Grassimuseums stehen die Figuren heute an der Nordwand des Katharinums (Böttchergäßchen 3).

Zusätzlich erwarb Wolfgang Jöcher im Juni 1702 und im Dezember 1703 in der Vorstadt südlich des Peterstors insgesamt acht Brandstellen⁵⁶ und erbaute darauf ein Haus, »die Fortuna genannt, davon das förderhaft nach den Petersthör, das hinterhaft aber auf den Kautze gelegen«.⁵⁷ Vermutlich war das eine reine Geldanlage, denn er verpachtete dieses stattliche Anwesen. Die Fortuna war ein Gasthof, den vorwiegend Fuhrleute nutzten, die dort Raufen und Krippen für ihre Pferde vorfanden.⁵⁸

Bau der Neuen Kirche und Ernennung zum Ratsbaumeister

In seiner Eigenschaft als Ratsherr setzte sich Wolfgang Jöcher 1698 für die Wiederherstellung der Neuen Kirche ein. Diese Kirche war ursprünglich die innerhalb der Stadtmauer, im Nordwesten, gelegene Franziskanerkirche »Zum Heiligen Geist«, auch Barfüßerkirche genannt. 1539, nach der Reformation, kam es zur Aufhebung des Klosters; die Barfüßerkirche wurde seit 1552 als Blaufarben-Niederlage der Leipziger Kaufleute genutzt. Es gab jedoch Bestrebungen, das marode Gebäude wieder als Kirche nutzbar zu machen. Am 31. März 1698 überreichten die Abgeordneten der Kaufmannschaft und der Zünfte dem Leipziger Rat ein Bittschreiben. Darin wird konstatiert, dass die beiden Stadtkirchen die wachsende Zahl der Einwohner und der Fremden, die während der Messen in der Stadt weilten, »wegen Mangel des raums und derer Stühle« nicht mehr fassen könnten. Man schlug vor, die »alhier vorhandene Franciscaner oder Barfüßer Kirche«, die seit der Reformation »ledig gestanden«, wieder in Ordnung zu bringen, sodass sie als Gotteshaus genutzt werden könne. Schon am 7. April erteilte der Rat seine Zustimmung.⁵⁹ Zur Finanzierung des Baus wurde die Bürgergemeinde aufgefordert zu spenden. Unter anderem gab man Anteilsscheine auf »Kapellen, Begräbnisse und Kirchenstühle« aus. Bis Anfang September 1698 waren 90 Spendenzusagen zwischen 20 und 200 Talern eingegangen, insgesamt 6000 Taler. Gegen die Zahlung von 500 Talern erwarb auch Wolfgang Jöcher, zusammen mit elf anderen Ratsherren und Kaufleuten, eine der »Capellen ausserhalb der Kirche« und darüber hinaus ein Erbbegräbnis. Am 24. Sep-

56 StadtAL, Tit. XLII F 97, Steueranschlag von 1704, S. 82f.

57 Ebd., RB 1734 Bd. 2, fol. 353v.

58 An seinem einstigen Ort befindet sich jetzt der südliche Zugang zur S-Bahn-Station »Wilhelm-Leuschner-Platz«.

59 Vgl. Carl Evers: Das Franziskaner Barfüßerkloster zu Leipzig. Geschichte der Matthäikirche zu Leipzig, Leipzig 1880, S. 38–40.

tember 1699 wurde das Gotteshaus als Neukirche eingeweiht.⁶⁰ Ab 1719 bis zu seinem Tode bekleidete Wolfgang Jöcher das wichtige Amt des Vorstehers⁶¹ der Neukirche.⁶²

Am 30. August 1706, nach 14 Dienstjahren als Ratsherr, wurde Wolfgang Jöcher zum Ratsbaumeister⁶³ gewählt.⁶⁴ In den Ratsprotokollen wurde der Verlauf dieser Sitzung aufgezeichnet. Kritisch wurde vermerkt, »daß derselbe auch dem collegio fleißig abwarten und die langwierigen unnöthigen Reisen abstelle, und Er darzu ermahnet werde«.⁶⁵ Nach dieser Vermahnung wurde er einstimmig gewählt.

Kapelle und Erbbegräbnis in der Thomaskirche

Wolfgang Jöcher hatte eine der Kapellen in der Neukirche erworben und konnte dadurch mit seiner Familie getrennt vom gewöhnlichen Kirchenvolk dem Gottesdienst beiwohnen. Zusätzlich besaß er dort auch eine Begräbnisstelle, die er später den Kindern seines 1728 verstorbenen Sohnes Wolfgang Valentin vererbte.⁶⁶ Darüber hinaus bemühte er sich aber um eine Kapelle, später auch um ein Erbbegräbnis in der Thomaskirche, da die Neukirche eine reine Predigtkirche ohne eigene Gemeinde war. In der Thomaskirche ging er zu Beichte und Abendmahl, in der Regel zweimal bis viermal im Jahr.⁶⁷

60 Vgl. Rüdiger Otto: Religion und Stadt. Kirchengeschichte Leipzigs von 1650 bis 1815 (Schriften des Leipziger Geschichtsvereins 2), Markkleeberg: Beucha 2016, S. 81.

61 Das arbeitsintensive Vorsteheramt der städtischen Kirchen wurde in der Regel von den Ratsherren, oft sogar von den Bürgermeistern selbst, bekleidet. Die Vorsteher vermittelten im Konfliktfall zwischen den Geistlichen, verwalteten das Kirchenvermögen und waren für Reparatur- und Bauangelegenheiten verantwortlich. Sie unterzeichneten Verträge über Kirchenstuhlanglegenheiten und kümmerten sich um Unterstützungsanträge für die ständig unterbezahlten Geistlichen und die anderen »Kirchenbedienten« – Organisten, Küster, Türmer, Aufwärter, Cymbelträger (Personen, die mit dem Klingelbeutel Kollekte sammelten). Die Entscheidungen über die Baumaßnahmen fällte allerdings der Rat, nachdem ihn die Vorsteher über Mängel und Beschwerden unterrichtet hatten, vgl. Otto: Religion und Stadt (Anm. 60), S. 41.

62 Die Neukirche wurde am 8. Oktober 1876 in den Stand einer Parochialkirche erhoben und erhielt den Namen »Matthäikirche«. Am 4. Dezember 1943 wurde sie durch Bomben zerstört und 1948 abgebrochen. Heute erinnert noch der *Matthäikirchhof* an die einstige Kirche.

63 Das Bauwesen war der wichtigste Teil der städtischen Verwaltung, das Baumeisteramt neben dem des Bürgermeisters das oberste Amt im Rat. Die Baumeister hatten keine architektonischen Aufgaben wie das Entwerfen und Errichten von Bauten, sondern beaufsichtigten als Bauherren die Ausführung der vom Rat beschlossenen Neubauten und die bauliche Erhaltung der öffentlichen Gebäude. Da das Bauwesen die höchsten Ausgaben der Stadt verursachte, waren die Baumeister auch für die Kontrolle der städtischen Einnahmen und Ausgaben zuständig, sie waren die »Kassenverwalter« der Stadt. Einem regierenden Bürgermeister waren jeweils zwei Baumeister zur Seite gestellt, vgl. Gustav Wustmann, Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 1, Leipzig 1905, S. 84f.

64 StadtAL, Tit. VIII Nr. 41, S. 733–735 (olim S. 833–835).

65 Ebd., S. 735 (olim S. 835).

66 Ebd., Vormstu Nr. 345, fol. 17v.

67 Archiv der Thomaskirche, Kommunikantenregister ab 1693.

Am 18. Mai 1708 wurde in den Ratsbüchern protokolliert: »[Es hat] Dero vielgeliebter Collega und Baumeister, Tit: Herr Wolfgang Jöcher p Ansuchung gethan, Ihm Zu verstatten, einen Kirchenstuhl vor Sich und die Seinigen in der Kirche St Thomas alhier [...] zu erbauen [...].«⁶⁸ Die nötigen Kosten wolle er selbst tragen. Außerdem verpflichtete er sich, der Kirche »fünfhundert Thaler zu einer Ergetzlichkeit iezo baar zu bezahlen, und dann jährlich auf Ostern Zween Thaler, wie auch dem Küster Sechs Groschen Erb Zinß zu erlegen [...].«⁶⁹ Dem Ansuchen wurde stattgegeben. Die Jöcher'sche Kapelle befand sich an der östlichen Abschlusswand des Südschiffes und bot etwa acht Personen Platz. Jetzt hängt dort Hutters Epitaphbild von Nicolaus von der Perre, die Taufe Christi darstellend.

Am 12. August 1711 ersuchte er den Leipziger Rat, »Ihm zu vergönnen, daß Er an hiesiger Thomas Kirche unter der Neuen Treppe, Welche er beý erbauung seines Kirchenstuhls oder Cappelle, vor der Sacristeý an statt der alten höltzernen aufgeföhret, ein Begräbnüs vor sich, seine Eheliebste und Ihre descendanten⁷⁰ anzurichten [...].«⁷¹ Auch dafür zahlte er der Kirche 100 Reichstaler. Der Leipziger Rat entschied, dass Baumeister Jöcher die Gruft bauen dürfe und »beý künfftigen in seiner familie nach Gottes Willen sich ereignenden Todes fällen, die Leichen dahin ein sencken, und [...] so Lange gebrauchen möge Bis es mit Särgen angefüllt, als dann aber soll es Zu gewölbet auch weiter kein Körper mehr da hin begraben [werden] [...].«⁷²

Damit hatte Jöcher für sein öffentliches Ansehen sowohl im Leben als auch nach seinem Tode gesorgt.

Herr auf Gautzsch

Ab dem 14. Jahrhundert gelang es Leipziger Bürgern mehr und mehr, Besitz im Umland der Stadt zu erwerben und schließlich sogar ganze Rittergüter zu Lehen zu nehmen. So brachte 1575 der Leipziger Ratsherr Kilian Kühlewein das schriftsässige Rittergut Wachau in seinen Besitz;⁷³ 1616 kaufte der Leipziger Ratsbaumeister und Bürgermeister Friedrich Mayer das schriftsässige Rittergut Plaußig.⁷⁴

68 StadtAL, Stift X Nr. 38, fol. 1r.

69 Ebd., fol. 1v.

70 Nachkommen.

71 StadtAL, Stift X Nr. 38, fol. 10r.

72 Ebd.

73 Vgl. Simone Tübbecke: »Ländliche Lustplätze«. Gartenkultur auf adeligen Landsitzen und bürgerlichen Rittergütern im Leipziger Umland 1700 bis 1850, in: Horsch, Tübbecke (Hg.): Bürger, Gärten, Promenaden (Anm. 45), S. 181–193, hier S. 182.

74 Vgl. Axel Flügel: Bürgerliche Rittergüter. Sozialer Wandel und politische Reform in Kursachsen (1680–1844) (Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte 16), Göttingen 2000, S. 145, Anm. 61.

Die Rittergüter im wettinischen Herrschaftsbereich unterschieden sich in »schriftsässig«⁷⁵ und »amtsässig«. Die schriftsässigen Rittergüter unterstanden unmittelbar den obersten Landesbehörden. Ihre Besitzer waren landtagsfähig und wurden zu den Landtagen schriftlich geladen. Dagegen wurden die Amtsassen durch das für sie zuständige Amt als oberster Instanz vertreten. Der – bürgerliche – Amtmann verkündete die Ladung zum Landtag und forderte die amtsässigen Rittergutsbesitzer auf, Deputierte – aus den Reihen des Adels – zu wählen.⁷⁶ Bürgern war es nur selten möglich, schriftsässige Rittergüter zu erwerben. Gelang es dennoch, machte ihnen der Adel das Privileg der Landtagsfähigkeit streitig und erreichte schließlich, dass ab 1700 für eine Teilnahme an den Sitzungen des Landtages der Nachweis von sechzehn – jeweils acht – adeligen Vorfahren in der mütterlichen und väterlichen Linie notwendig war.⁷⁷ 1728 wurde die verbindliche Ahnenprobe noch einmal bestätigt. Somit waren auch die Nobilitierten für vier Generationen von der Teilnahme an den kursächsischen Landtagen ausgeschlossen.⁷⁸

Axel Flügel hat den Erwerb von Rittergütern im Leipziger Land durch Bürgerliche vom 17. bis zum 19. Jahrhundert erforscht. Im Leipziger Kreis gab es 193 Rittergüter, von denen sich 1681 29 (15 %) in bürgerlicher Hand befanden. Dieser Anteil betrug 1724 27 Rittergüter (14 %) und erhöhte sich bis 1793 auf 66 (34,2 %), 1819 auf 88 (45,6 %) und 1844 auf 96 bürgerliche Rittergüter (49,7 %).⁷⁹

Die bürgerlichen Rittergutsbesitzer entstammten unterschiedlichen sozialen Gruppen. Die wichtigste Gruppe stellten im 17. bis zum 19. Jahrhundert die landesherrlichen Amtsträger, wie z. B. Hof- und Justizienräte, Kammerräte und Amtmänner, gefolgt von den reichen Kaufleuten, die oftmals Ratsherren, besonders häufig Ratsbaumeister waren. Eine dritte Gruppe wurde von Akademikern – Advokaten, Ärzten, Universitätsprofessoren – gebildet. Selten waren Angehörige des Militärs Eigentümer von Rittergütern. Schließlich gelang es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch einigen Landwirten, Rittergüter zu erwerben.⁸⁰

Unter den bürgerlichen Rittergutsbesitzern des Leipziger Kreises im Jahre 1724 finden sich Namen wie Johann Ernst Kregel,⁸¹ Leipziger Wollgroßhändler, Ratsherr und Ratsbaumeister, Oberhofgerichtsassessor, Hof- und Justizrat, Besitzer von Abtnaundorf

75 Die schriftsässigen Rittergüter teilten sich in »altschriftsässig« und »neuschriftsässig«. Letztere sind Güter, die erst nach dem Landtag von 1661 schriftsässig wurden.

76 Vgl. Flügel: Bürgerliche Rittergüter (Anm. 74), S. 73.

77 Dekret Augusts des Starken vom 15. März 1700 (Codex Augusteus, Bd. 1, Sp. 267).

78 Vgl. Flügel: Bürgerliche Rittergüter (Anm. 74), S. 76–78.

79 Ebd., S. 240–272.

80 Ebd., S. 149–151.

81 Johann Ernst Kregel, *13. August 1652 in Magdeburg; † 26. Dezember 1731 in Leipzig, 1697 als Kregel von Sternbach nobilitiert.

und Güldengossa; Peter Hohmann,⁸² Handels- und Ratsherr sowie Ratsbaumeister, Besitzer von Crostewitz und Großstädteln; Benjamin Magen,⁸³ Protonotar des Leipziger Oberhofgerichts, Besitzer von Gaschwitz; Lüder Mencke,⁸⁴ Universitätsprofessor an der Juristischen Fakultät in Leipzig sowie Angehöriger des Leipziger Oberhofgerichts, Besitzer von Gohlis; Abraham Christoph Platz (Platz),⁸⁵ Appellationsrat und Beisitzer des Leipziger Oberhofgerichts, Ratsherr, Stadtrichter und Bürgermeister, Besitzer von Mockau; Justus Gottlieb Rabener,⁸⁶ Advokat beim Leipziger Oberhofgericht, Besitzer von Wachau; Johann Jacob Kees d. J.,⁸⁷ Handelsherr, Ratsbaumeister, bis 1712 Oberpostmeister Augsts des Starken, Besitzer von Lößnig und Zöbigker.⁸⁸

Zu diesen bürgerlichen Rittergutsbesitzern zählte auch Wolfgang Jöcher. Er erwarb im Jahre 1713 das Rittergut Gautzsch, das seit 1586 im Besitz der Familie von Dieskau war. Nach dem Tode Ottos von Dieskau⁸⁹ im Jahre 1683 erbte dessen Sohn Carl⁹⁰ das Rittergut. Carl von Dieskau erlitt durch den Nordischen Krieg hohe Einbußen und zog sich daher nach dem Tode seiner Mutter sowie seiner zwei Kinder aus Gautzsch zurück. Der Kaufpreis des Gutes betrug 30 000 Gulden.⁹¹ Der Umfang des Jöcher'schen Vermögens lässt sich abschätzen, wenn man sich vor Augen hält, dass er als Kreditgeber für den Landesherrn fungierte. Er gewährte im März 1712 August dem Starken »zu bestreitung derer bedürfnüße für Unsere in Pommern stehende Armée« ein Darlehen von 100 000 Talern⁹² und im Februar 1714 der Generalkriegskasse einen weiteren Vorschuss von 12 680 Talern »zu Bestreitung unterschiedener pressanter Ausgaben«.⁹³ Am 19. August 1719 versicherte Wolfgang Jöcher: »Ich habe und begehre nichts davon alß Ihr. Königl. und Chf. Durchl. hohe gnade« und stellte »Zehen tausend Thaler gegen 6. pro Cent« der »RenthCammer« zur Verfügung,⁹⁴ im folgenden Jahr weitere »3. WexelBriefe« über insgesamt 10 000 Taler.⁹⁵

82 Peter Hohmann, *26. Juli 1663 in Könnerg; †2. Januar 1732 in Leipzig, 1717 in Wien als Hohmann Edler von Hohenthal nobilitiert.

83 Benjamin Magen, *10. Dezember 1660 in Greußen bei Sondershausen; †6. September 1722 in Leipzig.

84 Lüder Mencke, *14. Dezember 1658 in Oldenburg; †26. Juni 1726 in Leipzig.

85 Abraham Christoph Platz, *18. April 1658 in Leipzig; †15. September 1728 ebd.

86 Justus Gottlieb Rabener, *21. September 1680 in Freiberg; †15. September 1735.

87 Johann Jacob Kees d. J., *24. Mai 1677 in Leipzig; †10. August 1726; begraben in der Leipziger Paulinerkirche.

88 Vgl. Flügel: Bürgerliche Rittergüter (Anm. 74), S. 245–250.

89 Otto von Dieskau, *11. September 1635 in Knauthain; †17. Juli 1683 in Dresden; begraben in Gautzsch, Herr auf Gautzsch und Gruna.

90 Carl von Dieskau, *um 1664; †nach 1713, Herr auf Gautzsch und Gruna.

91 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden: StA-D), 10080 Lehnhof Dresden, O 2001, unpag.

92 Ebd., 11237 Geheimes Kriegsratskollegium, Nr. 2219, unpag.

93 Ebd., Nr. 2236, unpag.

94 Ebd., 10036 Finanzarchiv, Nr. Loc. 33651, Rep. 11, Sect. 2, Gen. Nr. 0196z, unpag.

95 Ebd.

Im Kaufkontrakt wurde dokumentiert: »Es verkauffet Tit: Herr Carl von Dießkau sein Ritterguth und Dorff Gautschitz [...] nebst [...] allen darzu gehörigen Pertinentien⁹⁶ [...] nebst anderen Pacht und Gerechtigkeiten, als dem Jure Patronatus also Kirchen=Lehen zu Gautsch [...] an Tit :| H. Wolfgang Jöchern, Hochfürstl. Sächs. Weißenfelsischen Rath⁹⁷ und wohlverdienten Baumeistern zu Leipzig, [...] umb und vor Dreyßigtausend Gülden⁹⁸ baares Geldes ganzer Haupt, und Kauff, Summa, den fl. zu 21. gr. gerechnet [...].«⁹⁹

Bestandteil des Kaufkontraktes war unter A ein »Verzeichnis Derjenigen Inventarien Stücke, die Verkäufer Carl von Dießkau, in Seinen an Herrn Baumeister Wolfgang Jöchern verkaufften Rittergut zu Gautsch, zurücke zu lassen verspricht«. Daraus geht hervor, dass das Gut an »Feldern 163. ackern ohngestehn«,¹⁰⁰ an »Wiesen 40. Acker«¹⁰¹ und an »Holtze 50. Acker«¹⁰² umfasste. Als Viehbestand wurden 5 Pferde, 42 Kühe, Ochsen, Stiere und Kälber, 40 Schweine, 30 Gänse, 15 Enten, 30 Hühner und 9 Truthühner aufgeführt. Dazu kamen Vorräte an Getreide (Korn, Hafer, Gerste, Weizen, auch Hopfen zählte dazu), Holz und Saatgut. Zum Rittergut gehörte auch ein Brauhaus. In einer »Garten Gewächs-Stube« wuchsen Nelken, Tuberosen, ein Orangenbaum und Rosmarinstöcke. Der Wirtschaftshof war mit Fuhrwagen und landwirtschaftlichen Geräten ausgestattet. Im Herrenhaus gab es drei Stuben mit tapezierten Wänden, in deren jeder Carl von Dieskau sechs Stühle hinterließ. Extra erwähnt wurden »12. rothe blischnen¹⁰³ Sammet Stühle, ganz neu«. Insgesamt sieben eiserne Öfen sorgten für Wärme. Das übrige Mobiliar war bescheiden: drei hölzerne Betten in Gaststuben- und Speisestubenkammer, alte Knechte- und Mägdebetten, vier Tische und vier kleine hölzerne Betten. In der »KirchStube«¹⁰⁴ übernahm Jöcher »6. gute Stühle. 1. großen mit grünen Tuch beschlagenen Stuhl, Ingleichen den darinnen befindl. Ofen, Fenster und Tisch«.

Der Kaufkontrakt wurde am 9. Mai 1713 in Leipzig mit den Unterschriften von Carl von Dieskau und Wolfgang Jöcher beurkundet. Mit Carl von Dieskau unterschrieben auch sämtliche Mitbelehnten, alle aus dem Geschlecht von Dieskau.¹⁰⁵ Am 22. Mai 1713 erging ein Brief der beiden Beteiligten an den Kurfürsten mit der Bitte um die Bestätigung des Kaufkontraktes. Bereits am 27. Mai 1713 erfolgte »Confirmatio u.

96 »Zugehörigkeiten«, rechtliches Zubehör an Ländereien (Saatland, Wiesen, Büsche) zur Hofstätte des Besitzers.

97 Über die Beziehungen Jöchers zum Sächsisch-Weißenfelsischen Hof Näheres im Abschnitt »Die Schulden Wolfgang Jöchers«.

98 Es handelt sich um »Meißnische Gulden«. Ein Gulden entspricht 21 Meißnischen oder Guten Groschen = 7/8 Reichstaler.

99 StA-D, 10080 Lehnshof Dresden, O 2001, unpag.

100 Etwa 90 ha ohne Gestein.

101 Etwa 22 ha.

102 Etwa 28 ha.

103 Stühle mit Plüscht-Bezug.

104 Patronatsloge in der Kirche.

105 StA-D, 10080 Lehnshof Dresden, O 2001, unpag.

Consens« Friedrich Augusts.¹⁰⁶ Carl von Dieskau selbst wandte sich kurz danach – am 12. Juni 1713 – an den Kurfürsten und bat ihn, Wolfgang Jöcher mit dem Rittergut Gautzsch zu belehnen.¹⁰⁷ Dieser Bitte wurde umgehend, am 13. Juni 1713, entsprochen.¹⁰⁸ Mitbelehnter war Johann Christoph Jöcher, der jüngere Bruder Wolfgangs.

In der landesherrlichen Belehnung wurde Jöcher als »des Raths und Baumeister zu Leipzig« bezeichnet. In dem Dokument über die Gewährung eines Vorschusses an die Generalkriegskasse vom 20. Februar 1714 ist die Rede von »Anderweiter[m] Vorschuß Wolfgang Jöchers, CammerRaths und Handelsmanns zu Leipzig«.¹⁰⁹ Die Ernennung zum Kammerrat könnte demnach frühestens nach der Belehnung am 13. Juni 1713 erfolgt sein, spätestens bis zum Februar 1714. Es handelt sich aber wohl nur um einen Ehrentitel, der trotzdem eine hohe Auszeichnung darstellte. Den Titel eines »Commercienrats«, der ebenfalls ein Ehrentitel war, erhielt Wolfgang Jöcher wahrscheinlich 1715. Diese Titel sind als Ausdruck der durch generöse Kredite geschaffenen Nähe Jöchers zum Landesherren zu sehen.

Herrenhaus und Rittergut

Mit dem Rittergut hatte Wolfgang Jöcher nicht nur ein Statussymbol erworben, er konnte auch eigene Vorstellungen verwirklichen. So erneuerte er Herrenhaus und Wirtschaftshof und gestaltete den Garten im barocken Stil um. Er errichtete einen Gasthof und eine Mühle und baute für seine Landarbeiter (Fröner) eine aus zehn kleinen Häusern bestehende Siedlung, genannt *Auerbachs Hof*. Die Straße *Auerbachs Hof* existiert noch heute, allerdings mit neu erbauten Häusern. Die *Drescherhäuser* als Unterkunft für die saisonal bei ihm arbeitenden Schnitter gehen ebenfalls auf ihn zurück. Für die damalige Zeit war dieses soziale Engagement nicht selbstverständlich.¹¹⁰

106 Ebd.

107 Ebd., O 1997, unpag.

108 Ebd.

109 Ebd.

110 Der Kaufmann Andreas Dietrich Apel (* 28. Juli 1662 in Quedlinburg; † 14. Januar 1718 in Leipzig) errichtete zwischen 1703 und 1711 in seinem westlich vor den Toren Leipzigs gelegenen Garten Manufakturen zur Herstellung von Seiden- und Brokatstoffen, später auch zur Verarbeitung von Gold und Silber. In einem Teil des Manufakturkomplexes waren seine Arbeiter untergebracht, vgl. Jeannine Mauch: Der Kaufmann und der Kurfürst. Apels Garten, eine bürgerliche Anlage und höfischer Repräsentationsraum für August den Starken, in: Horsch, Tübbecke (Hg.): Bürger, Gärten, Promenaden (Anm. 45), S. 53–59, hier S. 55. Jöcher war der Gartennachbar Apels und mag dadurch angeregt worden sein, diese Art der Arbeiterwohnungen auch für seine Landarbeiter in Gautzsch bauen zu lassen.

Unterlagen zu Jöchers Bautätigkeit fehlen. Als erstes wird er wohl das Herrenhaus und den Wirtschaftshof (Hof-Rhede) umgestaltet haben. Dass die Pläne dazu vom sächsischen Landbaumeister David Schatz¹¹¹ stammen, ist nicht belegt, aber denkbar.¹¹²

Um sich mit den nötigen Ziegeln für seine umfangreichen Bauvorhaben zu versorgen, errichtete Wolfgang Jöcher bereits 1713 im Nordwesten seines Rittergutes, an der heutigen Brückenstraße in Markkleeberg-West, eine Ziegelei. Eine solche war im Inventarverzeichnis Carls von Dieskau noch nicht aufgeführt. Den Beweis entdeckte ein Dachdecker im April 1940, als er das Dach des Herrenhauses im ehemaligen Gautzsch reparieren wollte. Er fand einen Dachziegel mit der eingebrannten Beschriftung: »Wers wil wissen, wiefiel Leidt hier sein, wir sein unser 8de [Achte]. Finder, Ziegelscheinne, Anno 1713«.¹¹³

Wie sah das Jöcher'sche Anwesen aus? Es existiert keine zuverlässige Abbildung, aber es gibt eine Darstellung aus dem Jahr 1720, auf der Garten, Rittergut und Herrenhaus zu sehen sind, und eine zweite, die einen Teil des Gartens um 1730 zeigt.

1720 führte Johann Christoph von Ponickau,¹¹⁴ Besitzer der Güter von Pomßen, Naunhof, Großzschocher und Windorf, gemeinsam mit Andreas Goltzsch,¹¹⁵ Eigentümer der Gautzscher Mühle, beim sächsischen Kurfürsten Klage gegen Wolfgang Jöcher. Diesem war der Bau einer neuen Wehranlage im Floßgraben (neue Batschke) genehmigt worden, und Herr von Ponickau wie auch Andreas Goltzsch befürchteten durch Überschwemmungen schlimmsten Schaden für ihren Besitz. Dem Schreiben war zur Veranschaulichung ein Plan beigelegt, auf dem Herrenhaus, Wirtschaftshof und Garten des Rittergutes Gautzsch sowie die Kirche, Mühle, einige Häuser und das nördlich angrenzende Gebiet mit Ziegelei, alter und neuer Batschke skizziert waren.¹¹⁶

Auf dem hier abgebildeten Ausschnitt kann man in der linken oberen Ecke die Gautzscher Kirche mit der Kirchschule (heute *Altes Kantorat*) entdecken. Rechts da-

111 David Schatz, * 1667 oder 1668 in Dresden; † 15. März 1750 in Leipzig, Architekt und Gartenarchitekt, schwarzburgischer Hofbaumeister, polnischer und seit 1714 kursächsischer Landbaumeister.

112 David Schatz war ab 1701 bei Dietrich Apel als Gärtner angestellt und wohnte bis 1712 in dessen Garten. Er entwarf die Pläne für die barocke Umgestaltung der Gartenanlage und überwachte deren Ausführung, vgl. Thomas Trajkovits: Der sächsische Landbaumeister David Schatz (1668–1750). Leben und Werk, Beucha 2003, S. 9 f. Wolfgang Jöcher, dem der benachbarte Garten gehörte, kannte mit Sicherheit David Schatz persönlich oder hatte zumindest Kenntnis von dessen gestalterischer Verantwortung für die Apel'sche Gartenlandschaft. Dennoch ist eine Tätigkeit Schatz' für Jöcher bisher nur für den Kirchbau von 1717/18 bewiesen, da sein Name in den Turmknopfkundten aufgeführt ist (siehe Quellenanhang). Ebenso hätte Jöcher Gregor Fuchs, der schon 1707 den Umbau des Jöcher'schen Hauses am Markt leitete, mit der Neugestaltung von Herrenhaus und Wirtschaftshof in Gautzsch beauftragen können.

113 Vgl. Stadtarchiv Markkleeberg (im Folgenden: SAM), Taubenheim'sche Chronik, S. 119.

114 Johann Christoph von Ponickau, * 21. März 1652; † 31. Oktober 1726 in Pomßen bei Leipzig.

115 Andreas Goltzsch, getauft am 3. Dezember 1652 in Gautzsch; † 2. Mai 1723 in Leipzig, Mühlenbesitzer.

116 Sta-L, 20009 Amt Leipzig, Nr. 692 »Acta Commissionis [...] den Wehrbau übern Floßgraben Zu Gauzsch betr., Ohngefehrer Entwurff von des Herrn Cammerrath Jöchers Guthe«, fol. 6r–8v.

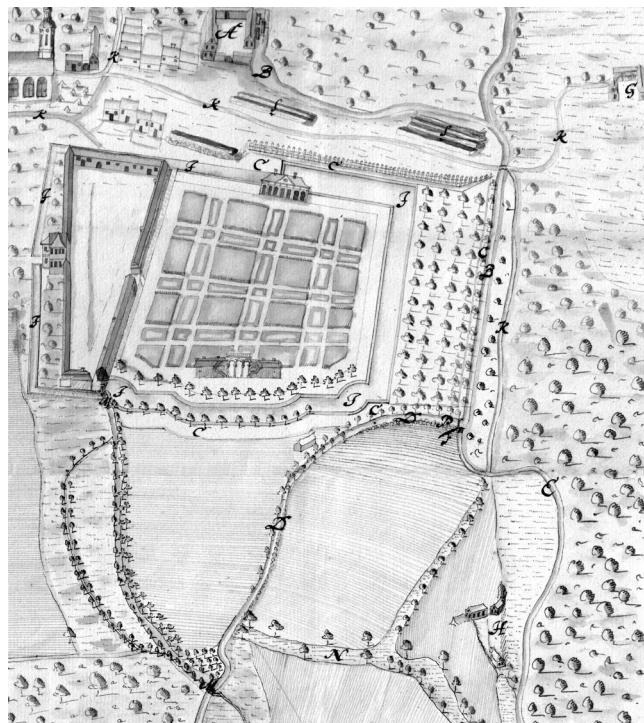


Abb. 2: Plan vom Rittergut Gautzsch, Ausschnitt aus: Ohngefehrer Entwurff von des Herrn Cammerrath Jöchers Gute, Einlageblatt, 1720 (Sächsisches Staatsarchiv – Staatsarchiv Leipzig, 20009 Amt Leipzig, Nr. 692)

von schließen sich einige kleine Häuser (*Auerbachs Hof*) an, gefolgt von der stattlichen Mühle. Darunter liegen gestapelte Baumstämme, die auf die Holzflößerei, eine wichtige Einnahmequelle, verweisen. Den größten Teil des Ausschnittes nimmt das Rittergut Gautzsch ein. Herrenhaus, Wirtschaftshof und Garten sind von einem Wassergraben umgeben. Der fast quadratische Garten ist in symmetrisch angelegte, streng rechteckig geformte Beete und Rasenstücke eingeteilt. Das Gebäude mit Walmdach, einem Dreiecksgiebel und Arkadengang am oberen (südlichen) Ende des Gartens könnte ein Lusthaus sein; ihm gegenüber, am unteren Ende, schließt eine prächtige Orangerie mit einem Mittelteil aus rundbogigen Arkaden die Gartenanlage nach Norden hin ab.¹¹⁷ Diese Orangerie könnte der barocke Umbau der im Inventarverzeichnis des Kaufkontraktes von 1713 genannten »Garten Gewächs-Stube« sein. Links (östlich) an den Garten schließt sich der schmale, trapezförmige Wirtschaftshof mit seinen Stallgebäuden, Scheunen und dem stattlichen, zweigeschossigen Herrenhaus an.

117 Vgl. Anne Roßburger: Die Schlossgärten der Rittergüter im Südwesten Leipzigs, in: Horsch, Tübbecke (Hg.): Bürger, Gärten, Promenaden (Anm. 45), S. 195–205, hier S. 203.



Abb. 3: Schlossgarten des Rittergutes Gautzsch, Ausschnitt aus: Theodor Oertel, Kupferstich von Johann Martin Bernigeroth, 1734 (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Inv.-Nr. 165b)

Die Gartenanlage scheint sich 1720 – mit Ausnahme des neu erbauten Lusthauses und der umgestalteten Orangerie – im noch unveränderten Zustand, wie zu Zeiten Carls von Dieskau, befunden zu haben. Eine gestalterische Handschrift von David Schatz ist nicht erkennbar. Erst nach Abschluss der großen Bauvorhaben Jöchers in Gautzsch – Ziegelei, Herrenhaus, Wirtschaftsgebäude, Frönersiedlung, Drescherhäuser, Kirche, Orangerie, Lusthaus, Mühle und Gasthof¹¹⁸ – konnte er sich mit der Umgestaltung seines Gartens befassen.

Auf einem Kupferstich, der Theodor Oertel, den späteren Besitzer des Rittergutes Gautzsch, darstellt,¹¹⁹ ist als Hintergrund ein Ausschnitt des Rittergutsgartens zu sehen. Deutlich erkennt man die Kirche und das Lusthaus am oberen rechten Rand. Aber der Garten hat jetzt ein völlig anderes Gesicht. Strahlenförmig angelegte Wege durchziehen

¹¹⁸ Die zeitliche Reihenfolge ist nicht verbindlich.

¹¹⁹ Der Kupferstich von Johann Martin Bernigeroth entstand um 1750 nach einem Gemälde von Adam Manyoki (gemalt zwischen 1731 und 1734).

die Anlage, ein Brunnen mit Fontäne bildet den point de vue. Das Ganze erinnert sehr an den Apel'schen Garten und legt die mögliche Urheberschaft von David Schatz nahe.¹²⁰

Vom Inneren des Herrenhauses können wir uns eine Vorstellung machen, da es im Wesentlichen seine Gestalt bis 1836 behielt, als das Gut in den Besitz von Ludwig Heinrich Kabisch von Lindenthal¹²¹ überging. Herrenhaus und Wirtschaftsgebäude wurden damals taxiert und genau beschrieben.¹²²

»Taxation der zum Rittergute Gautzsch gehörigen Gebäude.

1. das Herrenhaus; ist mit einem Wall umgeben 42. Ellen lang 22. Ellen im Balken tief;¹²³

2. Geschoß von starken Mauern hoch und mit einen deutschen doppelseitigen abgewalmten Ziegeldach bedeckt, wo auf der Hoffronte ein Dacherker von Mauer aufgeführt. Nach dem Garten auf der hintern Fronte ist ein 7. Ellen 61. Zoll tiefes Resolit (sic!)¹²⁴ angebaut, so ebenfalls 2. Geschoß von starken Mauern hoch und mit einen doppelseitigen gebrochenen abgewalmten Ziegeldache bedeckt. Ersteres enthält im Erdgeschoß einen großen Keller in vier Abtheilungen,

im ersten Geschoß oder parterre ein großes geräumiges mit Steinplatten gepflastertes Vorhaus wo zugleich der Kellereingang mit Treppe sich befindet, eine große Küche mit künstlichen¹²⁵ Heerd und Backofen und die Küchenstube so beide gewölbt; zwei große Eckzim(m)er mit künstlicher Stuckturdeckenarbeit¹²⁶ und eisernen Ofen mit thönern Aufsatz, eine kleine Stube mit eisern Blechofen, ein Alcoven, eine Kammer und ein Privet¹²⁷. Zu bemerken ist noch hierbei, daß alle in diesem Geschoß sich befindlichen Fenster mit guten starken eisern Gittern verwahrt sind,

im zweiten Geschoß ein geräumiger Vorsaal, ein großer Speisesaal mit Ausgangsthüre auf dem nach dem Hofe [Vorderseite; d. Verf.] zu befindlichen mit 4. runden steinern Säulen unterstützten und eisern Geländer versehenen Balcon ingl. zwei franz. Kaminen und Stuckturdecke, zwei große Eckzimmer tapeziert, wo die eine blos mit Stuckturdecke, beide aber eiserne Ofen mit thönern Aufsätzen haben, zwei kleine Stuben jede mit eisern Ofen und thönern Aufsatz, ein Schlafzimmer, eine Kammer und zwei Private.«

Auch das hohe Dach enthielt neben einer großen heizbaren Stube verschiedene kleine Stuben und Kammern, außerdem zwei Kehlbalkenböden mit weiteren Kammern

120 Vgl. Roßburger: Die Schlossgärten (Anm. 117), S. 204.

121 Ludwig Heinrich Kabisch von Lindenthal, *21. Februar 1789 in Freiberg; †24. Oktober 1858 in Gautzsch.

122 StA-L, 20387 Grundherrschaft Gautzsch, Nr. 63 »Ungefährre Beschreibung und Taxe des Ritterguths Gautzsch im Amtsbezirke Leipzig im Königreiche Sachsen, der dazugehörigen beiden Bauergüther und anderen Besitzungen [...] 1835–1836«, unpag.

123 Das entspricht 23,79 m Länge und 12,46 m Tiefe, 1 sächsische Elle = 56,64 cm.

124 5,40 m tief, ein Risalit (ital. Vorsprung) ist ein aus der Fassade hervorspringender Gebäudeteil.

125 Kunstvoll.

126 Stuckdecken.

127 Klosett (franz. privé: »vertraulich, privat«).

und Bodenraum. Ein »großes Speisegewölbe« befand sich parterre im Risalit. Vermerkt wurden zudem »im ersten und zweiten Geschoß gewölbte steinerne Treppen mit eisern Geländerwerk an den Seiten«. Die Wirtschaftsgebäude wurden ebenfalls beschrieben. Im Kuhstallgebäude befanden sich außer den Ställen für Kühe, Kälber und Hühner die Mägdekammer und zwei Gefängnisse. Die Gerichtsstube war im Brau- und Malzhaus untergebracht, das außerdem die Gärtner- und Brauerwohnung beherbergte. Der Jäger hatte seine Wohnung im Pferdestallgebäude, die Gesindestube befand sich im Pächterhaus. In der Scheune waren auch Schweinestall und Futterkammer. Man erfährt außerdem von einem Schafstall, einem Gewächshaus sowie von drei Kellern im Weinberg.¹²⁸

Heute sucht man auf dem Gelände des ehemaligen Rittergutes vergeblich nach Spuren Wolfgang Jöchers.¹²⁹

Mühle, Gasthof und Drescherhäuser

Die Geschichte der Gautzscher Mühle ist von zahlreichen Bränden und häufigem Wechsel der Besitzer oder Pächter gekennzeichnet. Eine Getreidemühle errichtete Otto von Dieskau¹³⁰ bereits um 1595 auf dem Standort einer Vorgängermühle an der Batschke. Ab etwa 1640 war sie im Besitz der Familie Goltzsch, im April 1720 wurde sie von Andreas Goltzsch betrieben, den wir anlässlich der Klage gegen eine von Jöcher geplante Wehranlage kennengelernt haben. Auf dem Plan von 1720 kann man am oberen Bildrand die Anlage der Mühle mit drei Mühlrädern erkennen. Im August 1720, als ein Ortstermin Wolfgang Jöcher Recht gab, wurde dieser als neuer Besitzer genannt.¹³¹ Nach Schwartzes *Historische[r] Nachlese* entstand Jöchers Mühlenneubau schon 1719,¹³² jedoch frühestens im August 1720 könnte er mit dem Besitzwechsel den Bau begonnen haben. Größe und Leistung dieser Mühle waren beträchtlich, denn in dem gegenüber errichteten stattlichen Gebäude sollen neben der Müllerfamilie noch 17 Müllerburschen gewohnt haben. Die Müllerburschen erwähnt Schwartz in seiner *Historische[n]*

128 StA-L, 20387 Grundherrschaft Gautzsch, Nr. 63 »Ungefahre Beschreibung und Taxe des Ritterguths Gautzsch [...] 1835–1836«, unpag.

129 Nach 1836 wurde das Herrenhaus klassizistisch umgestaltet und dabei um ein Geschoss erhöht. Nachdem öfter der Besitzer gewechselt hatte, wurde 1885 Walter Erich Jakob Kees (*21. Juli 1864 in Zöbigker; † 27. August 1906 in Gautzsch) Eigentümer des Gutes. Er verlegte die Wirtschaftsgebäude an den Ostrand von Gautzsch (heute Am Volksgut) und baute das Herrenhaus im Stile des Neobarock um. Die Familie Kees verkaufte 1942 das Gut an die Stadt Leipzig. Nach 1945 wurde das Herrenhaus als Krankenhaus genutzt. Im Jahre 1993 geschlossen, verfiel das Gebäude und wurde nach mehreren Bränden 2006 völlig abgerissen. Im Kees'schen Park wurde 2008 das Kinderhospiz Bärenherz errichtet, vgl. Maria Hübner: Die Familie Kees in Leipzig, Zöbigker und Gautzsch, Beucha 2016, S. 85–90, 96.

130 Otto von Dieskau (1567–1626), Herr auf Knauthain, Gautzsch, Lauer und Zöbigker.

131 StA-L, 20009 Amt Leipzig, Nr. 692 »Acta Commissionis [...] den Wehrbau übern Floßgraben Zu Gauzsch betr.«, fol. 15v.

132 Vgl. Schwartz: Historische Nachlese (Anm. 2), S. 312.



Abb. 4: Weg von Leipzig nach Gautzsch, links der Gastrof und die Drescherhäuser, Radierung von Friedrich August Scheureck, 1788 (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Inv.-Nr. Geb. Grafik 6)

Nachlese. Er berichtet von einem Brand Anno 1721 in dem benachbarten Ort Zöbicker, der durch die Hilfe von »17. Muehlpursche, die an der Muehle in Gautzsch gearbeitet« gelöscht werden konnte, sodass es »bey diesem Guth allein verbleiben muessen, sonst waere die Kirche, Schule und das gantze Dorff drauf gegangen«.¹³³

Weiterhin erbaute Wolfgang Jöcher einen großen Gastrof, der als letzte Station und Ausspanne vor Leipzig florierte. Er stand damals am *Leipziger Weg*, heute Koburger Straße. Dieser Gastrof war später als *Neuer Gastrof* Tagungsstätte mehrerer Vereine: des Kgl. Sächs. Militär-Veteranen-Vereins (ab 1869), des Vereins für Gautzsch und Umgegend, des Turnvereins Gautzsch (ab 1871) und des Arbeiter-Turn-Vereins Gautzsch. Letzterer hielt dort am 11. Juli 1903 sogar seine Gründungsversammlung ab.¹³⁴ Der *Neue Gastrof* wurde 1919 abgerissen. Heute befindet sich an dieser Stelle ein Garagenhof.

133 Ebd. Für die folgenden 100 Jahre fehlen Nachrichten über die Gautzscher Mühle. Bei der Taxierung 1836 als »wüst« bezeichnet, wurde sie wieder aufgebaut und brannte am 25. Juni 1895 erneut nieder, vgl. MLKM, Sammlungsgut »Acta, Ortschronik betreffend«, Aufzeichnungen Pfarrer Wangemann, unpag. An ihrer Stelle entstand die Neue Gautzscher Mühle, die durch ein kleines elektrisches Kraftwerk angetrieben wurde, das bis in die 1940er Jahre hinein kostenlos Strom an die Häuser der Umgebung lieferte, vgl. SAM, Taubenheim'sche Chronik, S. 125.

134 Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Adressbuch für die südlichen Vororte Leipzigs 1904–1905, Gesellschaften und Vereine, S. 293 und 299.

Links und rechts wurde der Gasthof flankiert von zwei Drescherhäusern, die mit zehn Wohnungen zahlreichen Erntearbeitern und ihren Familien ein Unterkommen boten. Die beiden Gebäude wurden 1836 ebenfalls taxiert und beschrieben. Jedes Haus war 46,87 m lang und 8,93 m tief. Auf zwei Geschossen beherbergten sie fünf Stuben, die mit Backofen und einem eisernen Ofen mit Kachelaufsatz ausgestattet waren, dazu weitere fünf Stuben, Küchen und Kammern.¹³⁵ Zusammen mit dem Gasthof nahmen sie nahezu die ganze Strecke zwischen der heutigen Rosa-Luxemburg-Straße und der Rathausstraße ein. Etwa 1911 wurden die Drescherhäuser abgerissen, an ihrer Stelle entstanden große Mietshäuser.

Die neue Kirche von Gautzsch

Wenn auch von den soeben beschriebenen Gautzscher Gebäuden – Herrenhaus, Mühle, Gasthof und Drescherhäuser – nichts die Zeiten überdauert hat, so kündet doch ein Bauwerk bis heute von Jöchers Wirken: die ehemalige Gautzscher Kirche, heute Martin-Luther-Kirche Markkleeberg-West. Da die alte Dorfkirche baufällig geworden war, beauftragte Wolfgang Jöcher den »Landt Baumeister aus Leipzigk« David Schatz, die Kirche im barocken Stil auf eigene Kosten neu zu errichten. Die Summe, die dazu nötig war, belief sich auf mehr als 5000 Taler.¹³⁶ Am 2. November 1717, am dritten Feiertag des 200. Jahrestags der Reformation, wurde das neue Gotteshaus geweiht. In den alten Turmknopfkunden, die Ende 1717 in die Kirchturmkugel eingelegt und 1902 beim Neubau des Kirchturms aufgefunden wurden, ist aufgezeichnet: »Ist diesem Gottes, Hause und Thurm am 25.^{ten} Augusti der Crantz auffgesetzt, am 16. Septembr: der Knopff sam(m)t der Fahne daselbst auffgestecket, und am 2. Novembr. so des Evangelischen Jubel Festes dritter Tag war, diese Kirche nach völlig geendeten Bau, eingeweiht worden.«¹³⁷

Die letzte gottesdienstliche Handlung in der alten Kirche hatte am 10. März 1717 stattgefunden. Es war die Gedächtnispredigt für den am 14. Februar verstorbenen und am 23. Februar in einer Gruft vor dem Altar beigesetzten früheren Patronatsherrn Otto

135 Vgl. StA-L, 20387 Grundherrschaft Gautzsch, Nr. 63 »Ungefährre Beschreibung und Taxe des Ritterguths Gautzsch [...] 1835–1836«, unpag.

136 Ebd., Grundherrschaft Gautzsch, Nr. 90, unpag. Am 24. Oktober 1718 schrieb Wolfgang Jöcher an den Kurfürsten Friedrich August: »[daß] ich vor einigen Jahren hiesige ziemlich baufällige Kirche auff meine Kosten von Grund auff steinern erbauet, einen gantz neuen Thurm auffgeführt, den Altar, Tauffstein, Glocken und Orgel angeschaffet, ohne daß aus dem Kirchen=Vermögen das geringste hinzu angewendet, oder die hiesige und eingepfarrte Gemeinden mit einigen Beytrag beschweret worden, und diese Kosten über 5000 Thaler ansteigen [...]«.

137 MLKM, 851, Turmknopfkunden, in einer Abschrift von Pfarrer Wangemann 1903 (Foto der Abschrift). Die Originale sind z. Zt. nicht auffindbar. Der vollständige Text ist im Quellenanhang des vorliegenden Beitrags wiedergegeben.



Abb. 5: Kirche, Herrenhaus und Pfarrhaus von Gautzsch, Lithografie (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Gautzsch 6)

Friedrich von Dieskau.¹³⁸ Etwa Mitte März 1717 begann der Abriss der alten Kirche, und bereits fünfeinhalb Monate später, am 25. August, feierte man das Richtfest. Der Turmknopf wurde am 17. September aufgesetzt. Bis zur Einweihung des Gotteshauses am 2. November 1717 waren lediglich siebeneinhalb Monate vergangen. Etwas später, im Jahre 1718, war auch der weithin sichtbare, elegante Turm mit zwei Laternen über den sanft geschwungenen Hauben vollendet.

Die Gautzscher Kirche gehört – wie alle von Schatz erbauten Kirchen – zum Typ der chorlosen Emporensaalkirche.¹³⁹ Der Innenraum ist mit einer flachen Spiegeldecke geschlossen, große, zweigeteilte Segmentbogenfenster lassen viel Tageslicht in den Raum strömen.¹⁴⁰ Über die Kirche ist in *Sachsens Kirchen-Galerie* von 1844 zu lesen: »Das Aeußere, so wie das Innere der Kirche ist ungemein schön, geräumig, lichtvoll etc. so daß sie im ganzen Leipziger Kreise wenige ihres Gleichen haben wird.«¹⁴¹ Wie auch in

138 Otto Friedrich von Dieskau, * 24. November 1640; † 14. Februar 1717 in Gautzsch, MLKM, Bestattungsbuch 1717, S. 297 Nr. 3, Herr auf Lauer, Eula und Audigast.

139 Vgl. Trajkovits: Schatz (Anm. 112), S. 44.

140 Ebd., S. 240f.

141 Sachsens Kirchen-Galerie, Bd. 9: Die Inspektionen Leipzig und Grimma, Dresden 1844, S. 27.

der 1716 von David Schatz erbauten Katharinenkirche in Großdeuben war der Turm »eingestellt«. Bei dieser Konstruktion war der Turm nicht mit einem Sockelgeschoss an das Kirchenschiff angebaut, sondern ruhte mit der inneren Seite als Holzfachwerkkonstruktion auf den eichenen Doppelstützen, die die westliche Orgelempore trugen, und nur mit der äußereren Wand auf der westlichen Außenmauer.¹⁴²

Die Gautzscher Kirche ist im Wesentlichen erhalten geblieben.¹⁴³ Im Gegensatz zu heute besaß sie bei ihrer Einweihung 1717 zwei Emporengeschosse. Noch immer ruht die untere Empore auf toskanischen Säulen, die obere wurde von ionischen Pfeilern eingefasst.¹⁴⁴ 1929 wurde die obere Empore abgerissen, um der neuromantischen Orgel von Alfred Schmeisser¹⁴⁵ mehr Platz zur akustischen Entfaltung zu verschaffen.¹⁴⁶ An Wolfgang Jöcher erinnern gegenwärtig im Kircheninnern insbesondere Altar, Taufstein und das Wappen über der nördlichen Patronatsloge. Auch Glocken, die durch den Krieg verloren gingen, hatte er gestiftet.

Der hölzerne Kanzelaltar gehört zu den typischen Ausstattungsstücken lutherischer Kirchen der Barockzeit. Dem Typ nach handelt es sich um einen Portikusaltar,¹⁴⁷ der die Kirche als »porta coeli«, als »Himmelspforte«, symbolisieren soll.¹⁴⁸ Übereck gestellte korinthische Pilaster tragen ein schweres gesprengtes Gebälk, auf dem Giebelstücke stehen. Zwischen ihnen schweben vor einer Wolkenglorie¹⁴⁹ Putten, die die Gesetzesstafeln, das Kreuz, Zange und Nägel, ein Turibulum¹⁵⁰ und die Dornenkrone in den Händen halten.¹⁵¹ Über allem erhebt sich als Symbol der Trinität ein von einer Gloriole umgebenes Dreieck mit dem dreifachen hebräischen Buchstaben Jod, hier in Gestalt

142 Vgl. Trajkovits: Schatz (Anm. 112), S. 240.

143 1902 wurde unter dem bedeutenden sächsischen Architekten Julius Zeißig der baufällige Turm abgerissen, das Kirchenschiff um ein Fenster nach Westen verlängert und 1903 der Turm an der Westseite neu aufgeführt – in starker Anlehnung an Schatzens Turm, aber doch mit Zeißigs Handschrift, vor allem auf neue Fundamente gegründet.

144 Vgl. Hartmut Mai: Der evangelische Kanzelaltar, Geschichte und Bedeutung, Halle (Saale) 1969, S. 88.

145 Alfred Schmeisser, * 13. September 1878 in Rochlitz; † 24. Oktober 1957 ebenda, Orgelbauer.

146 Vgl. Almuth Reuther, Göran Michaelsen: Die früheren Instrumente, in: Martin-Luther-Kirche Markkleeberg, »Mit Pfeifen und mit Cymbeln schön« (Markkleeberger Blätter 6), Markkleeberg 2014, S. 11–23, hier S. 15.

147 Als Portikus wird in der Architektur ein Säulengang oder eine Säulenhalle mit horizontalem Gebälk bezeichnet.

148 Das Bild von der Himmelspforte fußt auf der Bibelstelle Genesis 28,17: »Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes als Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels«, vgl. Trajkovits: Schatz (Anm. 112), S. 50.

149 Die Wolke ist seit der Wanderung Israels durch die Wüste Symbol des Himmels und der Gegenwart Gottes unter den Menschen, vgl. Mai: Kanzelaltar (Anm. 144), S. 111.

150 Weihrauchfass.

151 Gesetzesstafeln und Leidenswerkzeuge symbolisieren die Begriffe »Gesetz und Evangelium« – »Alter und Neuer Bund«, vgl. Mai: Kanzelaltar (Anm. 144), S. 109.



Abb. 6: Altar der Martin-Luther-Kirche Markkleeberg-West (Foto: Martin Weicker)

dreier kleiner Flammen.¹⁵² Der Raum zwischen den Pilastern wird von einem gerafften Vorhang¹⁵³ gerahmt, dort »schwebt« die Kanzel, überfangen von einem Baldachin.¹⁵⁴ Der wie eine Krone geformte Kanzeldeckel trägt als weitere schmückende Elemente eine blumenverzierte Vase, aus der Flammen aufsteigen,¹⁵⁵ sowie innen eine Soli-Deo-Gloria-Kartusche. Den unteren Abschluss des Kanzelkorbes bildet eine Weintraube.¹⁵⁶

Mit dem evangelischen Kanzelaltar werden der Gemeinde die Hauptbestandteile des lutherischen Gottesdienstes – Wort und Sakrament – als Einheit unmittelbar vor Augen geführt. Zu den Sakramenten gehört auch die Taufe. Der kunstvoll gearbeitete Taufstein in der Form eines Kelchs besteht aus grauem Kalkstein und Alabaster. Ursprünglich vor dem Altar in der Hauptachse stehend, befindet sich der Taufstein heute seitlich versetzt vor der Lauer'schen Betstube an der Südseite der Kirche.¹⁵⁷

Die Orgel, von Johann Christoph Schmieder¹⁵⁸ aus Großdeuben erbaut, die Wolfgang Jöcher ebenfalls stiftete, erklang vermutlich erstmalig am 26. Mai 1718, dem Himmelfahrtstag.¹⁵⁹ Die Schmieder-Orgel tat fast 150 Jahre lang ihren Dienst. Nach mehreren Reparaturen wurde sie schließlich 1863 vollständig abgetragen und durch eine Orgel von Urban Kreutzbach¹⁶⁰ ersetzt.¹⁶¹

Die Loge an der Nordseite der Kirche wird durch das Wappen der Familie Jöcher als die Patronatsloge der Kirche zu Gautzsch ausgewiesen. Rocaille in weiß-goldener

¹⁵² Die drei Jod sind ursprünglich eine jüdische Abkürzung des hebräischen Tetragramms, des Gottesnamens JHWH, der im Judentum aus Ehrfurcht möglichst nicht ausgesprochen oder geschrieben werden durfte. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts finden sich in evangelischen Kirchen die drei Jod immer weniger als Verweiszeichen auf das Tetragramm, sondern viel mehr als christliches Symbol der Dreifaltigkeit, durch das umgebende Dreieck angezeigt. Da die jüdischen Wurzeln des Zeichens in der Barockzeit immer mehr in Vergessenheit gerieten, erfuhr das Jod eine Umformung zu Flammen, Tropfen bis zu 2-förmigen Haken, vgl. Helmut Regensburger: Drei hebräische Jod als christliches Symbol, in: *leqach. Mitteilungen und Beiträge* 7 (2007), S. 69–72, hier S. 69f.; vgl. dazu auch ders.: Erkundungen zum hebräischen Gottesnamen in Kirchen, in: *leqach. Mitteilungen und Beiträge* 10 (2012), S. 21–33.

¹⁵³ Der geraffte Vorhang ist im Barock ein Hoheitssymbol. Für den Kanzelaltar ist seine biblische Begründung bei Jesus Sirach 50,6 zu finden: »Wenn er [der Hohepriester] hinter dem Vorhang hervorsteht, so leuchtete er wie der Morgenstern durch die Wolken.« Der Hohepriester wird als Urbild des evangelischen Pfarrers angesehen, vgl. Mai: Kanzelaltar (Anm. 144), S. 112.

¹⁵⁴ Der Baldachin ist gleichfalls ein Hoheitssymbol, vgl. ebd., S. 103.

¹⁵⁵ Die Vasen, ebenso ein Herrlichkeitszeichen, sind mit ihren Flammen ein Sinnbild des Feuers der Liebe Gottes. Sie charakterisieren den Altar als Stätte der Anbetung und Ehrfurcht, vgl. ebd., S. 112. Eine nahezu identische Vase im Halbreilief bekrönt den Stuckaufsatz über der Patronatsloge und weist damit auf die Urheberschaft Jöchers als Stifter des Altars, und damit der Kirche, hin. Beim Stuckaufsatz der gegenüberliegenden Lauer'schen Betstube fehlt die Vase.

¹⁵⁶ Die Weintraube symbolisiert das Sakrament des Heiligen Abendmahls.

¹⁵⁷ Vgl. Trajkovits: Schatz (Anm. 112), S. 241.

¹⁵⁸ Johann Christoph Schmieder, Lebensdaten unbekannt, Schulmeister und Organist in Großdeuben und Mölbis.

¹⁵⁹ Vgl. Reuther, Michaelsen: Die früheren Instrumente (Anm. 146), S. 11f.

¹⁶⁰ Urban Kreutzbach, * 28. August 1796 in Kopenhagen; † 22. August 1868 in Borna, Orgelbauer.

¹⁶¹ Vgl. Reuther, Michaelsen: Die früheren Instrumente (Anm. 146), S. 12–14.



Abb. 7: Das Jöcher'sche Wappen über der nördlichen Patronatsloge, Detail (Foto: Martin Weicker)

Stuckarbeit fassen das Wappen ein. Zu sehen ist ein ovaler Schild, dessen Schildbild von einem schmalen Band umgeben wird. Auf dem Schild steht ein Bügelhelm mit großen Nierköpfen und einer Monile, einem Halskleinod. Auf dem Helm wiederum sitzt eine Krone, aus deren Mitte die Helmzier emporsteigt: eine mit Jacke und flacher Kappe bekleidete wachsende männliche Figur – es könnte sich um einen Bauern oder um einen Bergmann handeln – auf seiner rechten Schulter eine Hacke haltend, die linke Hand in die Seite eingestützt. Die stark gezadeltte Helmdecke¹⁶² füllt als floral gestaltetes Ornament den Raum links und rechts von Schild und Helm aus, sodass das Wappen fast wie ein Herz auf goldenem Grund anmutet.¹⁶³

Wolfgang Jöcher finanzierte auch einige der Kirchenglocken. Zwei Glocken, die große und die mittlere, die noch aus der Vorgängerkirche stammten, ließ er 1725 umgießen. Sie wurden über die Jahrhunderte mehrmals umgegossen und mussten am 30. September 1942 abgegeben werden. Die kleinste Glocke, vermutlich ebenfalls aus der alten Kirche stammend und auf Geheiß Jöchers im Jahr 1725 von Johann Christoph Hiering umgegossen, wurde 1884 durch die Leipziger Firma G. A. Jauck erneut umgegossen und fiel als einzige Glocke nicht dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer. Sie wurde 1964, als die Martin-Luther-Kirche ein neues Geläut erhielt, im Hof des Gemeindezentrums

162 Eine Helmdecke ist der aus Stoff bestehende Teil des Helmes, der ursprünglich als Nacken- bzw. Kopfschutz diente. Im Laufe der Jahrhunderte veränderten sich die Helmdecken. Die ursprünglich mantelartige Helmdecke wurde in Streifen geschnitten (gezaddelt) und an deren Enden mit Quasten oder Fransen verziert. Ab dem 16. Jahrhundert wurde die Helmdecke nur noch ornamental aufgefasst.

163 Vgl. Karl Heinrich von Stülpnagel: Wolfgang Jöcher, in: Karl Heinrich von Stülpnagel (Hg.): »... und hat das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt«. Gedächtnismale der Martin-Luther-Kirche zu Markkleeberg [Gautzsch] (Herbergen der Christenheit. Jahrbuch für deutsche Kirchengeschichte, Sonderband), Leipzig 2020 (in Vorbereitung).

Markkleeberg-Mitte an einem stählernen Glockenträger aufgehängt. Ihre Inschrift lautet: »Umgegossen mit Zusatz auf Kosten der Kirchfahrt im Jahre 1725 unter dem Kirchenpatrone dem Kammer- und Commerzienrate Wolfgang Jöcher welcher auf seine Kosten Kirche und Turm mit allem, was darin zu finden ist, im Jahre 1717 hat bauen lassen. Umgegossen mit Zusatz zur Herstellung eines harmonischen Geläutes auf Kosten der Parochie Gautzsch mit Oetzsch, Raschwitz, Cospuden und Lauer von G. A. Jauck in Leipzig im Jahre 1884. Marc. 10,14. Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.« Die Bibelstelle verweist auf die frühere Funktion als Taufglocke. Nachdem beim Neubau der Kirche 1717 drei Glocken übernommen worden waren, ließ der neue Patronatsherr Wolfgang Jöcher auf seine Kosten noch im gleichen Jahr zwei neue kleine Schlagglocken für das Uhrwerk gießen, das als einzige Uhr im Dorf für die Zeitbestimmung der Ortsbewohner eine große Bedeutung hatte. Sie wurden mittels Drahtgestängen vom Uhrwerk mit Hämfern viertelstündlich und stündlich angeschlagen.¹⁶⁴

Das Patronatsrecht (Jus Patronatus)

Obwohl Wolfgang Jöcher 1717 die Kirche gebaut hatte und schon seit 1713 Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Gautzsch, auch Kammerrat und Kommerzienrat war, besaß er doch ein wichtiges Privileg nicht, das Patronatsrecht (Jus Patronatus). Das Patronatsrecht erlaubte dem jeweiligen Inhaber, bei der Neubesetzung einer Pfarrstelle oder des Schulmeisteramtes eine geeignete Person zu benennen. Am 13. Dezember 1676 hatte der sächsische Kurfürst Johann Georg II. Otto von Dieskau »gegen erlegung eines gewissen stück geldes ad pios usus¹⁶⁵ [...] Ihm seinen Lehens Erben und künftigen besitzern des Guthes Gautschitz« das Jus Patronatus über die Kirche zu Gautzsch verliehen.¹⁶⁶ Obwohl sie nicht mehr im Besitz von Gautzsch war, übte die Familie von Dieskau dieses Recht weiter aus. Wolfgang Jöcher stellte am 24. Oktober 1718 den Antrag, ihm das Patronatsrecht zu übertragen, indem er auf seine Verdienste bei dem Neubau der Gautzscher Kirche verwies: »Überdieses ohnedem denen Rechten gemäß, daß die völlige Wiederaufbauung der Kirchen demjenigen, so die Kosten träget, das Jus Patronatus zu wege bringet; So gelanget an Ew. Königl. Maj. und Churfürstl. Durchl. mein allerunterthänigst gehorsamstes Bitten, in Ansehung angeführter Umstände mir und meinen

¹⁶⁴ Nachdem sie jahrzehntlang geschwiegen hatten, wurden die beiden Jöcher'schen Uhrschlagglocken von 1717 anlässlich des 300. Geburtstages der ehemaligen Gautzscher Kirche – und zugleich des 500. Reformationsjubiläums – 2017 elektrisch wieder in Gang gesetzt. Ihre Mechanik blieb für künftige Generationen zur Anschauung erhalten, vgl. Arndt Haubold: Die Glocken der Gautzscher Kirche, in: Stülpnagel: Gedächtnismale (Anm. 163).

¹⁶⁵ Zu frommen Zwecken. Otto von Dieskau hinterlegte einhundert Reichstaler.

¹⁶⁶ Sta-L, 20387 Grundherrschaft Gautzsch, Nr. 90, unpag.

Lehns=Erben, auch künftigen Besitzern des Ritter, Guths Gautzsch das Jus Patronatus [...] allergnädigst zu verstatten [...].«¹⁶⁷ Bereits am 13. Dezember 1718 unterschrieb in Warschau August der Starke das »Decret Für den Cammer-Rath Jöcher wegen des, seinem Ritter-Guthe Gautschitz verliehenen völligen Juris Patronatus«. Jöchers Wünschen zum Besetzungsverfahren wurde entsprochen,¹⁶⁸ das Leipziger Ober-Konsistorium¹⁶⁹ musste hinfert dessen Wunschkandidaten lediglich bestätigen.¹⁷⁰ Damit wurde das Besetzungsverfahren enorm beschleunigt. Schon bald darauf trat der Fall ein, dass Wolfgang Jöcher das Patronatsrecht ausüben konnte. Am 4. April 1719 starb der langjährige Pfarrer zu Gautzsch und Zöbigker, Johann Bosseck,¹⁷¹ im 84. Lebensjahr. Seit 1702 hatte ihm, dem Erblindeten, M. Sigismund Heinsius¹⁷² als Pastor Substitutus¹⁷³ beigestanden. Bereits am 15. Mai 1719 konnte Heinsius als Nachfolger Johann Bossecks dem Konsistorium durch Jöcher präsentiert werden.¹⁷⁴ Und nach dem Tod des Schulmeisters Johann George Ewig¹⁷⁵ am 5. Juni 1724 berief Jöcher schon am 10. Juli 1724 Andreas Richter,¹⁷⁶ »bißheriger Schulhalter zu Leipzig auf dem Ranstädter Steinwege [...] nachdem er [...] in hiesiger Kirche, in Bejseyń derer Eingepfarten, die Probe gelesen, gesungen und auf der Orgel gespielt [...].«¹⁷⁷

167 Ebd.

168 Bisher hatte der Kirchenpatron innerhalb von vier Wochen die eingetretene Vakanz einer Pfarr- oder Schulmeisterstelle an das Oberkonsistorium zu Leipzig zu melden. Dieses schlug binnen zweier Monate drei Kandidaten vor, aus denen nach abgelegter Probe eine Person durch den Patron erwählt und dem Oberkonsistorium zur Konfirmation präsentiert wurde. Ab Dezember 1718 konnte Wolfgang Jöcher vollkommen frei – ohne zuvor seine vorgesetzte Behörde zu informieren – geeignete Kandidaten auswählen und nach abgelegter Probe einen von ihnen dem Oberkonsistorium zur Bestätigung empfehlen, vgl. ebd.

169 Das Oberkonsistorium war eine Behörde des landesherrlichen Kirchenregiments. Es bestand aus Theologen und Juristen und war u. a. zuständig für die Aufsicht über den Gottesdienst, über die geistlichen Personen einschließlich ihres sittlichen Verhaltens sowie für die Prüfung und Einsetzung von Kirchen- und Schuldienern.

170 StA-L, 20387 Grundherrschaft Gautzsch, Nr. 90, unpag.

171 Johann Bosseck, *29. September 1635 in Lippstadt (Westfalen); †4. April 1719 in Gautzsch, Pfarrer in Gautzsch 1667–1719.

172 Sigismund Heinsius, *19. Oktober 1664 in Guben (Mark); †18. April 1736 in Gautzsch, Pfarrer in Gautzsch 1719–1736.

173 Vertreter, Pfarrverweser.

174 StA-L, 20387 Grundherrschaft Gautzsch, Nr. 90, unpag.

175 Johann George Ewig, *um 1690 in Mölbis; †5. Juni 1724 in Gautzsch, Schulmeister, Kantor und Organist in Gautzsch 1717–1724.

176 Andreas Richter, *um 1700; †15. Februar 1754 in Gautzsch, Schulmeister, Kantor und Organist in Gautzsch 1724–1754.

177 StA-L, Konsistorium Leipzig II, Akte 241, Die Besetzung des Schulamts zu Gautzsch, fol. 18r–19v.



Abb. 8: Christina Jöcher geb. Weise, Kupferstich von Martin Bernigeroth, 1715 (Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Inv.-Nr. III33792)

Tod der »Frau Eheliebsten« Christina Jöcher

Wolfgang Jöchers Freude am neuen Besitz Gautzsch war durch einen persönlichen Schicksalsschlag früh getrübt. Bereits am 3. August 1715 starb seine Ehefrau Christina in Gautzsch. Schon zwei Jahre lang war sie leidend gewesen. In der Leichenpredigt werden ihre Krankheitssymptome genau beschrieben. »Sie haben aber schon von der Zeit an, als Sie vor ungefähr 2. Jahren mit einer heftigen Blut-stürtzung befallen worden, an Ihr wahr nehmen müssen, daß Sie nicht wiederum zu vollkommenen Kräfftten, am wenigsten aber zu beständiger Gesundheit gelangen können. Massen sie von selbiger Zeit an ein Affectus Soporosus¹⁷⁸ angewandelt, so daß, wenn Sie sich nur niedergesetzt, Ihr die Augen zugefallen, und der Schlaff zugehangen.« Einige Monate vor ihrem Tod erhoffte sie sich Besserung durch eine Trink- und Badekur in Karlsbad, zusammen mit ihrem Ehemann, jedoch verschlechterte sich ihr Zustand immer mehr. Schließlich starb sie auf ihrem Gut in Gautzsch. Im Bestattungsbuch der Kirche zu Gautzsch findet sich folgender Eintrag: »d. 3 Aug. ist Tit. H. Wolfgang Jöchers Ihro Königl. Majest. in Pohlen und Churfürstl. Durchl. Zu Sachs. Cammer und Commercien Raths wie auch Vornehmer des Raths und Baumeisters zu Leipzig, Erblehn und Gerichtsherrns Fr. Ehe-

178 Krankhafte Neigung zu übermäßigem Schlaf.



Abb. 9: Theodor Oertel, Kupferstich von Johann Martin Bernigeroth, 1734 (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig Inv.-Nr. 165b)

liebste, alhier zu Gautsch sanfft und sel. Verstorben, den 7ten ejusd. von hier abgeführt und nach Leipzig gebracht, und in ihr Erb begräbnis gesetzet worden.¹⁷⁹

Christina Jöcher geb. Weise wurde am 7. August mit »Ganze[r] Schule« im Erb begräbnis der Leipziger Thomaskirche beigesetzt.¹⁸⁰ Die Kosten einer Bestattung mit »Ganzer Schule« beliefen sich auf 24 Reichstaler und 20 Groschen. Diese Summe verteilte sich auf zwölf Geistliche, die Lehrer, den Kantor mit seinen Thomanern, die Türmer und die Leichenschreiber. Auch die Gebühren für das Läuten von den Türmen der beiden Leipziger Hauptkirchen und das Vorantragen des Kreuzes waren in diesem Betrag enthalten. Ein kleiner Teil floss in die Stadtalmosenkasse.¹⁸¹

Verkauf des Gautzscher Rittergutes

Bereits 14 Jahre nach dem Erwerb, am 27. November 1727, veräußerte Wolfgang Jöcher das Rittergut Gautzsch an Theodor Oertel,¹⁸² Kaufmann und Ratsherr in Leipzig,

179 MLKM, Beerdigungen 1626–1752, S. 291f.

180 StadtAL, Leichenbücher der Leichenschreiberei 1714–1720, fol. 96v.

181 SGM, Historisches Adressbuch 1729, Manuskript.

182 Theodor Oertel, * 6. Februar 1659 in Berlin; † 21. Oktober 1734 in Leipzig.

für 48 000 Taler. Jöcher hatte über 70 000 Taler in das Gut investiert und verkaufte es jetzt unter Wert.¹⁸³

Im Kaufkontrakt ist Folgendes niedergelegt: »Im Nahmen Gottes Sey hiermit zu,, wißen, daß bis auf S^r. Königl. Maj. in Pohlen und Churfürstl. Durchl. zu Sachßen p, als Lehns=Herrns allergnädigsten Consens zwischen den Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächß. Cam(m)er-Rath und Baumeistern zu Leipzig, Tit. Herrn Wolfgang Jöchern p Verkäuffern an einen, und Tit. Herrn Theodor Oerteln des Raths und Stadt Hauptmann in Leipzig, Käuffern andern Theils, folgender unwiederruffliche Erbkauff abgehandelt und geschlossen worden. Nehmlich: Es verkauffet wohlgedachter Herr Cammer Rath Jöcher sein Ritter Guth und Dorff Gautzsch [...] an zuvorgedachten Herrn Theodor Örtheln exclusis oneribus um und vor Acht und Vierzig Tausend Thaler baaren Geldes gantzer Kauff- und Haupt-Summe [...]. So geschehen Leipzig, den 27. Novembr. 1727. (gez.) Wolfgang Jöcher. (gez.) Theodor Örthel.« Am 2. Dezember 1727 erging die Bitte um »Approval, Confirmation und Consens« an den Landesherrn, am 5.¹⁸⁴ Dezember 1727 wurde der Kaufkontrakt bestätigt.¹⁸⁵

Die Hintergründe des Verkaufs werden aus dem Testament vom 22. März 1728 ersichtlich. Darin ist zu lesen: »Nachdem von denen aus den Verkauff des Guthes Gautschitz erhaltenen Geldern meine meisten Schulden bezahlet und getilget worden, so sind die noch übrige wenige passiva nebst denen unten geordneten Legatis zu förderst aus zu setzen und von meinen Nachlaß ab zu führen.«¹⁸⁶ Wolfgang Jöcher hatte sich also finanziell übernommen. Auch nach dem Verkauf des Rittergutes blieben noch Schulden, die seine Erben begleichen mussten.

Das Testament, Tod und Begräbnis

Das Testament beginnt in der zeitüblichen Weise mit einer langen Einleitung. Wolfgang Jöcher schreibt: »Im Nahmen GOTTES. Nachdem der Höchste Gott mich nunmehr ein ziemliches Alter erleben lassen auch darbey zeithero mit allerhand Leibes-Schwachheit heimgesuchet, und ich demnach nicht weiß wenn und zu welcher Stunde der gnädige Gott von dieser elenden Welt mich abfordern wird: So habe ich dahero bey Zeiten mein Hauß zu bestellen, und dadurch nach meinem seiligen Hintritt unter meinen lieben Kindern aller Zwistigkeit desto mehr vor zu kommen mir angelegen seyn lassen zu dem Ende auch aus wohlbedachten Muth und reifer Überlegung hiermit mein Testament verfertigen und machen wollen.«¹⁸⁷ Als Erben setzte er seine drei noch lebenden

183 Sta-D, 10119 Sekundogeniturfürstentum Sachsen-Weissenfels, Loc. 11892, Nr. 08325, fol. 265r.

184 Oder 9. Dezember, die Zahl ist schwer zu entziffern.

185 Sta-D, 10080 Lehnhof Dresden, O 2001, unpag.

186 StadtAL, Vormstu Nr. 345, fol. 9v.

187 Ebd., fol. 7r-v.

Kinder ein: Frau Anna Christina verw. Schäfer, Herrn Zacharias Jöcher, Ratsherr und Stadthauptmann, und Johann Christoph von Jöcher, Kurfürstlich Bayerischer Truchsess und Hofrat in München. An die Stelle seines verstorbenen Sohnes Wolfgang Valentin traten dessen noch unmündige Kinder Caroline Wilhelmine und Carl Friedrich.¹⁸⁸

Allerdings enthüllt das Testament auch ein Familiendrama. Die älteste Tochter, Anna Christina verw. Schäfer, hatte ihrer Mutter vor deren Tod beigestanden, wie wir der Leichenpredigt für Christina Jöcher entnehmen konnten: »[...] und hat die Wohlselige Frau Cammer=Räthin an selbiger eine Stütze ihres Alters und völlige Erleichterung der Ihr sonst obgelegenen schweren Haushaltungs=Sorgen gefunden.«¹⁸⁹ Daraus meinte sie, offenbar überzogene Ansprüche ableiten zu können, sodass es zu einem völligen Zerwürfnis kam. Wolfgang Jöcher wollte sie eigentlich enterben, nahm aber seinen Beschluss zurück, falls sie Abbitte leiste: »Ob ich wohl hiernechst soviel meine Tochter die Schäferin betrifft, anfangs gemeinet gewesen, in Ansehung dererjenigen Excesse womit diese Tochter gegen mich sich vergangen, Sie durch eine Disposition¹⁹⁰ gäntzlich aus zuschliessen; So habe doch zu desto mehrer Bezeugung meines Christlich und Väterlichen Gemüthes, so nichts als meiner gesamten Kinder wahres Heil und insonderheit ihre der Schäferin Beßierung suchet, davon wieder abgestanden [...] Insonderheit aber ermahne ich die Schäferin, daß Sie ihr an mir begangenes Unrecht erkennen, bereuen und herlich Gott abbitten alle Verbitterung und ungleichen Verdacht gegen ihre Brüder fahren lassen mit denjenigen, was ihr treu hertzig und wohlmeÿnend verordnet sich zu Frieden stellen und darwieder nirgends einigen Streit erregen solle.«¹⁹¹

Anna Christina sollte im Falle ihrer Reue insgesamt 4000 Reichstaler erhalten. Sie ging auf alle Bedingungen ein. Im Oktober 1729 wurde ein Vergleich geschlossen, in dem sich die zerstrittenen Parteien versöhnten, sodass Anna Christina sogar mehr erbte als im Testament vorgesehen: »Dahingegen haben der Herr Hauptmann Jöcher und Consorten ferner um Fried und Einigkeit willen sich entschloßen Ihr der Frau Schäferin an statt derer im Testament geordneten 4000 Thlr. aus der gemeinen Verlassenschaft Fünff Tausend und Einhundert Thaler bezahlen zulaßen.«¹⁹²

Das Haus am Markt und den Garten mit einem geschätzten Wert von 28 000 Reichstalern sollte der älteste Sohn Zacharias erben, der dafür den jüngeren Sohn Johann Christoph und die beiden minderjährigen Kinder des verstorbenen Sohnes Wolfgang Valentin auszuzahlen hatte: »Mein in Leipzig am Marckte habendes Hauß möchte ich sehr gerne, daß es bej meiner Familie und Nahmen beständig bliebe, dieses nun soll [...] vor Acht und Zwantzig Tausend R[eichs]thaler meinen ältern Sohne Zacharias Jöchern, [...] iedoch mit dieser Erklärung, daß wenn mein Sohn Zacharias das Hauß annehmen

188 Ebd., fol. 7v–8r.

189 Heinsius: Eine rechtschaffene Liebhaberin Christi (Anm. 17), S. 28.

190 Verfügung.

191 StadtAL, Vormstu Nr. 345, fol. 9v–10r.

192 Ebd., II. Sekt. J 134b, fol. 14v.

will, er zugleich den vor den Thomas-Pförtgen gelegenen Garten und also Hauß und Garten zusammen vor Acht und Zwantzig Tausend R[eichs]thaler haben und behalten soll.«¹⁹³ Auch die beiden Kapellen in der Thomas- und in der Neuen Kirche vermachte Wolfgang Jöcher seinem ältesten Sohn, ebenso das Erbbegräbnis in der Thomaskirche. Die Enkel durften die Kapellen zum Gottesdienst aufsuchen und erhielten das Erbbegräbnis in der Neuen Kirche zugeschrieben.

Am 22. März 1728 hatte Wolfgang Jöcher sein Testament aufgesetzt, ein reichliches Jahr später, am 3. Mai 1729, starb er. Kurz zuvor, am Karsamstag, dem 16. April, hatte er noch das Abendmahl empfangen. Da er nicht mehr in der Lage war, die Thomaskirche aufzusuchen, kam Pastor Christian Weise d. Ä.¹⁹⁴ in sein Haus am Markt.¹⁹⁵ In den Leichenbüchern der Leichenschreiberei findet sich der Eintrag: »Freytag, den 6. Maii, Ein Mann 79. jahr, Tit. H. Wolfgang Jöcher, Königl. Poln. Churfl. S. Cammer u. Commercien Rath, Vornehmer des Raths u. Bau Meister auch Vorsteher der neuen Kirche am Markte st. ♂[Dienstag]¹⁹⁶ ist in der Thomas Kirche begraben.«¹⁹⁷

Wolfgang Jöcher wurde also in seinem Erbbegräbnis in der Thomaskirche, wo schon seine Ehefrau Christina ruhte, beigesetzt. 1744 bestattete man dort auch seinen ältesten Sohn Zacharias. Der Sohn Wolfgang Valentin war 1728 wahrscheinlich in dem Erbbegräbnis an der Neuen Kirche, das seine Kinder später zum Erbe erhielten, begraben worden, wo nach 16 Jahren, im November 1744, auch seine Ehefrau, Barbara Helena Jöcher geb. Beckerfeld, ihre letzte Ruhe fand.

Der Nachlass

Der Nachlass Wolfgang Jöchers wurde peinlich genau aufgestellt und bewertet. Die Söhne Zacharias und Johann Christoph erhielten je ein Drittel, die beiden Enkel je ein Sechstel. Die Aufstellung, die in einer Akte der Vormundschaftsstube erhalten ist, untergliedert sich in 25 Kapitel, in denen Bücher, Wäsche, Kleider, Silber, Zinn, Porzellan, Viktualien, Hausrat usw. aufgelistet und taxiert wurden.¹⁹⁸ Dinge, die zum Haus gehörten und Zacharias Jöcher allein zustanden, wurden nicht mit aufgeführt, sodass wir über Gemälde und Möbel für Haus, Garten und Kapellen nichts erfahren.

Die Bibliothek umfasste 169 Titel, von denen etwa ein Viertel auf theologische Themen und religiöse Erbauungsliteratur entfiel, darunter Schriften von Johann Conrad Schaller, Martin Luther und Johann Olearius.¹⁹⁹ Auch zwei kontroverstheologische Titel befanden sich in Jöchers Bibliothek, die das damals unversöhnliche Verhältnis zwischen

¹⁹⁹ Johann Conrad Schaller: Das Vater Unser Eines Gott-gelassenen Welt-müden und nach dem Himmel sich sehnenden, also auch kranck- und seelig-sterbenden Christen [...], Nürnberg 1709 (VD18 15355802); Martin Luther: Kirchen-Postille [...], Berlin 1700 (VD18 11431806); Johann Olearius: Communion-Büchlein sammt Nothwendiger Erinnerung und Gebet Beym heiligen Abendmahl, und vorhergehenden Beicht, Leipzig 1686 (VD17 14:682792S oder 3:309250W).

dem lutherischen und dem katholischen Glauben beleuchten.²⁰⁰ Großen Raum nehmen Bücher über geografische und historische Themen ein, besonders Reisebeschreibungen²⁰¹ und Biografien, wie zum Beispiel die über Prinz Eugen von Savoyen.²⁰² Auch galante Romane las man im Hause Jöcher.²⁰³ Zwei Bücher legen nahe, dass sich Wolfgang Jöcher um das Erlernen der französischen Sprache bemühte: »Der naturalisirte Franzoß²⁰⁴ und ein französisch-deutsches Wörterbuch. Einige Bücher sind Sachbücher, die er in seiner Tätigkeit als Kaufmann und als Ratsherr benötigte: »Oesterreichische Wexel Ordnung«, »Jennigs Preuß und Sächß. Wexel: Recht«, »Geträyde: Maaß Vergleichung«, »Schul Ordnung zu St. Thomæ«, »Leipziger Fleischer=Ordnung«, »Leipziger Feuer: Ordnung«, »Die Leipziger statutæ von 1701. Schließlich lässt ein Büchlein über Podagra – die zeitgenössische Bezeichnung für Gicht – auf gesundheitliche Probleme Wolfgang Jöchers schließen.²⁰⁵

Obwohl Möbel und Gemälde nicht im Nachlassverzeichnis aufgeführt wurden, können wir uns anhand der Posten für Wäsche, Silber, Zinn, Porzellan, Viktualien usw. dennoch ein Bild vom Haushalt des reichen Kaufmanns Jöcher machen. Oft waren monatelang prominente Persönlichkeiten zu Gast im Haus am Markt. Die Tafel war mit Tafeltüchern und Servietten aus Leinwand oder Damast gedeckt. Das Licht der silbernen Leuchter spiegelte sich in einem prächtigen Tafelaufsatze mit sechs dazugehörigen kleineren Stückten, einem neunteiligen Plat de Menage,²⁰⁶ in Tellern, Bechern,

200 Matthias Hoë von Hoënegg: Evangelisches Handbüchlein [...] wider das Babstthum, Leipzig 1705 (VD18 14602911-001); Antonio Gavin: Le Passe-par-tout de l'Eglise Romaine, Der Dietrich, Dessen sich die Römische Kirche an statt der Schlüssel Petri bedienet, Oder: Die Betrügereyen derer Pfaffen und Münche in Spanien, Köln 1727 (VD18 1471874X).

201 Dazu gehören beispielsweise Thomas Gage: Neue merckwürdige Reise-Beschreibung nach Neu Spanien / Was ihm daselbst seltsames begegnet / und wie er durch die Provinz Nicaragua wider zurück nach der Havana gekehret [...], Leipzig 1693 (VD17 39:131523M); Frantz Ferdinand von Troilo: Orientalische Reise-Beschreibung, Wie er Zu dreyen unterschiedenen mahlen nach Jerusalem, von dannen in Egypten auf den Berg Sinai, und ferner nach Constantinopel sich begeben, auff der letzten Rück-Reise aber von See-Räubern gefangen, nach Algier in die Barbarey gebracht [...], Dresden 1676 (VD17 39:132005R).

202 Bonaventura de Launoy: Des Unvergleichlichen Kriegs-Helden Eugenii Francisci, Printzen von Savoyen, etc. Leben- Helden-Thaten- Victorien- Und Geschichts-Beschreibung [...], Offenbach 1718 (VD18 11543140).

203 Christian Friedrich Hunold: Der Europäischen Höfe Liebes- und Helden=Geschichte. Der Galanten Welt zur vergnügten Curiosité ans Licht gestellet von Menantes, Hamburg 1705 (VD18 11133309); Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Lüneburg: Mesopotamische Schäferei / oder Die Durchleuchtige Syrerin Aramena, Nürnberg 1669–1673 (VD17 23:230867G).

204 Johann Collmard: Der in französischer Sprache sonsten teutsche hier aber naturalisirte Franzoß / das ist: Eigentliche und deutliche Anweisung, wie ein Teutscher oder anderer Ausländer die Frantzösische Sprache ebenfalls so gut begreiffen und rein und deutlich pronomiren kan / als es immer möglich ist [...], [Jena] 1688 (VD17 1:632236Q).

205 Heinrich Elias Hundertmarck: Übel-vexirter und wohl-soulagirter podagrast oder curiöser tractat vom podagra und der allgemeinen gicht [...], Frankfurt/Leipzig 1703 (VD18 11513934).

206 »Plat de menage oder Platmenage, ein Gestell von Silber, auf welches bey einer großen Tafel allerley bey dem Essen nöthige Sachen gesetzt werden.«

Bestecken und weiteren Gerätschaften, alles aus Silber. Der Wert aller silbernen Gegenstände wurde auf 1893 Taler taxiert. Nicht immer wird es so vornehm zugegangen sein. Wenn keine adligen Gäste an der Tafel saßen, wurde vermutlich auch von Zinn gegessen. Porzellan spielte kaum eine Rolle. Es wird als schadhaft bezeichnet und mit lediglich 9 Talern bewertet. Im Keller befanden sich lange haltbare Lebensmittelvorräte wie getrocknete Pflaumen, Äpfel, Quitten, eingemachte Nüsse, Kirschen, Aprikosen, Stachelbeeren, geräuchertes Fleisch, Salz, Gewürze (»1. Körbgen mit Specerey«), Stärke und Seife. Die Getränkevorräte umfassten unter anderem ein großes Fass mit Rheinwein (Wert 126 Taler) und ein kleines Fass mit weniger gutem Wein. Bier war zwar das Hauptgetränk in Stadt und Land, es war aber nicht länger als zwei bis drei Tage haltbar. Im Hause Jöcher wurde auch Kaffee getrunken, wie der im Ausgaben-Verzeichnis regelmäßig auftauchende Posten »vor Caffée und Zucker 1 Thl 12 g« verrät. Außerdem weisen ein »alt Kästgen mit 20. St. Tobacks Pfeiffen«, ein »Meßingener Tobacks: Stopffer« und eine silberne »Tobackiere«²⁰⁷ auf den Konsum von Pfeifentabak bzw. von Schnupftabak hin. Abends vergnügte man sich mit Spielen. Wir finden ein »Brettspiel mit Steinen«, eine »Schachtel mit Würffeln« und eine »Schachtel mit Marquen«.

Im Barock hatte man die Vorstellung, dass Wasser in der Lage sei, durch die Poren in den Körper einzudringen, ihn aufzuweichen und damit den giftigen Ausdünstungen des Wassers und der Luft (Miasmen) schutzlos auszuliefern. Infolgedessen vermied man, dass der Körper mit Wasser in Berührung kam. Man wusch sich allenfalls die Hände, rieb Gesicht und Teile des Körpers mit sauberen Tüchern ab, verwendete Parfüm und Puder und wechselte häufiger die Wäsche.²⁰⁸ Ein separates Badezimmer war unbekannt. In Jöchers Nachlassverzeichnis gibt es acht Nacht-Becken aus Zinn, einen Nachttopf aus Porzellan, vier Nachtstühle und ein Urin-Glas. Dem Waschen der Hände dienten drei Gießbecken mit Kannen aus Zinn und ein Lavoir samt Kanne aus Silber.

Anhand der im Nachlass befindlichen Kleidung können wir uns Jöchers äußere Erscheinung vorstellen. Im Wesentlichen trug er drei unterschiedliche Ensembles. Bei festlichen weltlichen Anlässen erschien er in Rot: »Ein rother Tuch: Mantel, Ein roth tuchenes und grün damastenes Camisohl²⁰⁹ mit gold: und silbernen Tressen, Eine brocadne Weste mit blauen Grund«. In der Kirche und bei offiziellen Anlässen als Ratsherr war er vermutlich schwarz gekleidet: »Ein schwarzer Tuch-Mantel mit Sammet gefüttert, Ein grau Tuch Kleid davon der Rock mit Pelz gefüttert, Ein schwarz Tuch Kleid mit Tuch-Knöpfen, Eine schwarze gro d'or Weste«. Und im Alltag trug er braune Klei-

207 Tabatiere, Schnupftabakdose.

208 Vgl. Georges Vigarello: Wasser und Seife, Puder und Parfüm, Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter, Frankfurt am Main 1988, S. 17–30.

209 Ein Kamisol oder Camisol war ein mit Ärmeln versehenes oder auch ärmelloses Oberteil. Für Männer war das Kamisol mit einer Weste vergleichbar und konnte bis zu den Knien reichen. Es hatte einen niedrigen, stehenden Kragen und Knöpfe an der Vorderseite. Form und Stoff richteten sich meist nach dem dazu getragenen Überrock.



Abb. 10: Büste eines unbekannten vornehmen Mannes in der Gautzscher Kirche (Foto: Martin Weicker)

dung: »Ein braun Tuch Kleid, Rock, Weste und Hosen mit goldenen Knöpfen, Eine alte brocadne Weste mit braunen Grund«. Ergänzt wurden diese Kleidungsstücke durch einen »langen Trauer Mantel von Tuch, Ein grau Sommer: Kleid, Ein grau Tuch Kleid mit Silber gestickt«, schwarze, braune und weiße Seidenstrümpfe, für den Winter »Ein paar gute braune castor: Strümpffe,²¹⁰ Ein paar graulichte Castor Strümpfpe, Ein paar Belz Strümpfpe, Ein paar Castor Handschuh«, außerdem durch einige Mützen aus Samt oder Seide, Hüte, Pantoffeln und einen »roth damastne[n] Schlaff: Rock«. Privat trat der Hausherr also ohne Perücke, mit seidener Mütze, Pantoffeln und elegantem Schlafrock auf. Die Kleidung wurde auf 126 Taler taxiert.

Leider haben sich weder ein Gemälde noch ein Kupferstich von Wolfgang Jöcher erhalten. Es gibt jedoch ein Kunstwerk, bei dem nicht auszuschließen ist, dass es

²¹⁰ Winterstrümpfe aus feinen Biberhaaren.

sich bei dem Dargestellten um Wolfgang Jöcher handelt. Die Martin-Luther-Kirche Markkleeberg-West, die ehemalige Kirche von Gautzsch, zählt zu ihren bedeutendsten Kunstschatzen die Marmorbüste eines unbekannten Mannes. Auch deren Schöpfer ist unbekannt. Er wird im Kreis der Dresdener Hofbildhauer vermutet, da die Plastik mit hoher künstlerischer Meisterschaft gearbeitet ist. Sie zeigt einen vornehmen Mann mit Allongeperücke, bekleidet mit einem kunstvoll drapierten Gewand und locker um den Hals geknotetem Tuch. Sein Gesicht trägt Spuren des Alters, Falten an der Stirn und um die Augen, tiefe Einschnitte in den Wangen, strahlt aber Kraft und gelassenes Selbstbewusstsein aus.

Die Vermutungen über den Dargestellten reichen von Otto von Dieskau über Ernst Christoph von Manteuffel bis zu Wolfgang Jöcher und Theodor Oertel. Von Ernst Christoph von Manteuffel und Theodor Oertel gibt es Darstellungen, die jedoch nicht zwingend mit der Büste des unbekannten Mannes übereinstimmen. Sie ruht auf einem hölzernen Postament, zwar aus späterer Zeit, aber wahrscheinlich für diese Büste angefertigt. Den beiden Putten am Postament fehlen heute die Arme, jedoch ist bekannt, dass ursprünglich ein Putto dem anderen einen Merkur-Hut aufsetzte. Der römische Gott Mercurius war der Gott der Händler, und sowohl Jöcher als auch Oertel waren Kaufleute. Dennoch spricht einiges dafür, dass Jöcher und nicht Oertel der Dargestellte ist: Er war der Erbauer der Kirche und erwarb sich darüber hinaus bleibende Verdienste um den Ort Gautzsch.²¹¹

Die Schulden Wolfgang Jöchers

Neben dem Inventarium enthält die Nachlassakte der Vormundschaftsstube auch die Information, dass man »wegen derer Kreugemannischen, Graffischen und Bertonischen Ansprüche und Appelationen« die Immobilienangelegenheiten noch nicht gänzlich habe regeln können.²¹² Aus einer anderen Akte erfahren wir Näheres über die Gläubiger und ihre Forderungen. Christian Kreugemann beanspruchte 3988 Taler und 18 Groschen als Schadensersatz für entgangenen Gewinn,²¹³ Johann Gottlob Graff, Besitzer einer »privilegirten goldt- und silber manufatur und Handlung« in Leipzig, forderte die Summe von 4146 Talern, 13 Groschen und 3 Pfennigen,²¹⁴ und der Dritte, ein ehemaliger Bediensteter namens Johann Ludwig Günther Berton, meinte, Wolfgang Jöcher

211 Vgl. Hartmut Ritschel: Zwei barocke Bildwerke von besonderer Bedeutung, in: Thomas Trajkovits: Martin-Luther-Kirche Markkleeberg-West (DKV-Kunstführer Nr. 521), Berlin, München 2017, S. 20–22.

212 StadtAL, Vormstu Nr. 345, fol. 34v.

213 Ebd., II. Sekt. J 134b III, fol. 1v–13v.

214 Ebd., II. Sekt. J 134b II, fol. 1v.

sei ihm noch »etliche 100 Thaler« schuldig.²¹⁵ Jedoch erklärt die gewaltige Summe von rund 8500 Talern nicht, wieso Jöchers Schulden durch den Verkauf des Gautzscher Gutes nicht getilgt werden konnten. Wahrscheinlich hatte er sich noch weit höhere Beträge geliehen, um die großen Bauvorhaben und seine aufwendige Lebensführung finanzieren zu können.

Wolfgang Jöcher war aber auch selbst Gläubiger. Nicht nur August dem Starken hatte er, wie erwähnt, große Summen geliehen, sondern auch dem Sekundogeniturfürstentum Sachsen-Weißenfels.²¹⁶ Zwischen dem Hof und Jöcher bestanden freundschaftliche Beziehungen. Friederike Elisabeth, Witwe des Herzogs Johann Georg von Sachsen-Weißenfels und Schwägerin von Herzog Christian von Sachsen-Weißenfels, war die jüngere Schwester von Eleonore Erdmuthe Louise, der 1696 verstorbenen Kurfürstin von Sachsen und Gönnerin Wolfgang Jöchers. Sie wohnte mit ihrem aus mindestens 13 Personen bestehenden Gefolge monate- oder sogar jahrelang bei Wolfgang Jöcher am Markt.²¹⁷ Herzog Johann Georg von Sachsen-Weißenfels beurkundete am 3. Oktober 1711, dass er »Zu Bestreitung Vielerhand unser fürstl. Hauf angehender unvermeidlicher Bedürffnüsse eine Summe geldes von Zwey und fünffzig Tausend, Vier Hundert Zwey und Achtzig thlr. 9 gr. Vonnöthen« habe.²¹⁸ Der jüngere Bruder Christian von Sachsen-Weißenfels wusste davon und war einverstanden (Sangerhausen, 5. Oktober 1711).²¹⁹ 1712, nach dem plötzlichen Tod Johann Georgs, wurde Christian regierender Herzog von Sachsen-Weißenfels. Bis zum März 1715 war die Schuld zwar teilweise getilgt, eine Restsumme von 35 853 Rthl. 12 gr. blieb jedoch weiter offen.²²⁰

215 Ebd., II. Sekt. J 134b VI, fol. 2r.

216 Das Sekundogeniturfürstentum Sachsen-Weißenfels entstand 1657 durch Erbteilung des Kurfürstentums Sachsen. August, dem Begründer der Sekundogenitur Sachsen-Weißenfels, wurde die »spes successionis« (Hoffnung der Nachfolge) zugesprochen. Damit bestand für dessen Linie durchaus die Möglichkeit, einmal das Erbe der Kurlinie anzutreten. Die Herzöge von Sachsen-Weißenfels leiteten aus dieser Tatsache die Notwendigkeit ab, den für einen Erbfall unabdingbaren gesellschaftlichen Rang zu bewahren, und verschuldeten sich durch Prachtentfaltung und Verschwendug, aber auch durch Förderung von Kunst und Wissenschaft. Die maßlose Verschwendug Herzog Christians von Sachsen-Weißenfels führte schließlich 1719 zum völligen finanziellen Zusammenbruch des Fürstentums. Am Ende wurde eine vom Kaiser angeordnete und von Kursachsen durchgeführte Zwangsverwaltung (»Debitcommission«) eingeführt; vgl. Jochen Vötsch: Staatsbildung in Mitteldeutschland? Entstehung und Entwicklung der kursächsisch-albertinischen Nebenlinien, in: Martina Schattkowsky, Manfred Wilde (Hg.): Sachsen und seine Sekundogenituren. Die Nebenlinien Weißenfels, Merseburg und Zeitz (1657–1746) (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 33), Leipzig 2010, S. 59–72, hier S. 63, 67f., 70f.; Detlef Döring: Die Höfe der Sekundogenituren in ihrer Stellung zu den geistesgeschichtlichen Entwicklungen um 1700, in: ebd., S. 207–228, hier S. 218–220; Joachim Säckl: Sachsen-Weißenfels, Territorium – Hoheit – Dynastie, in: Joachim Säckl, Karin Heise (Hg.): Barocke Fürstenresidenzen an Saale, Unstrut und Elster, Petersberg 2007, S. 33–59, hier S. 54, 58.

217 Christoph Ernst Sicul: Neo-Annalium Lipsiensem Prodromus; Oder des Mit dem 1715ten Jahre Neugehenden Leipziger Jahr-Buchs Erste Probe [...], S. 104; SGM, Das ietzt florirende Leipzig, 1717, S. 6f.

218 Sta-D, 10119 Sekundogeniturfürstentum Sachsen-Weißenfels, Loc. 11891, Nr. 08312, fol. 23r.

219 Ebd., Loc. 11891, Nr. 08311, fol. 41v.

220 Ebd., fol. 44v.

Diese Schuld wuchs u. a. durch überhöhte Zinsen (12 %) weiter an, sodass Wolfgang Jöcher am 10. März 1716 eine Klage auf Erstattung von 43 766 Thl. 16 gr. beim Kaiserlichen Reichshofrat in Wien einreichte.²²¹ Am 21. Mai 1718 wurde dokumentiert: »Danach der Durchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Christian, Herzog zu Sachßen [...] auf Abschlag derer laut ausgestellter Verschreibung schuldigen Zwey und achtzig Tausend, Einhundert sechs und sechzig Thlr. durch Herrn Bau Meister Peter Hohmann, und zwar zuforderst der Interessen [Zinsen], Unkosten, und sodann des Capitals Vierzig Tausend, Vierhundert zwey und siebenzig Thlr. 12 gl. bezahlen lassen, also, daß von Osterm. 1718. an, annoch Vierzig Tausend sechs Hundert drey und neunzig Thlr. 12 gr. Capital restiren [...].«²²² Obwohl Peter Hohmann für Herzog Christian einsprang, war lediglich die Hälfte der von Jöcher geforderten Summe bezahlt. Die Restschuld des Fürstentums blieb bestehen. Herzog Christian stellte am 27. Januar 1720 einen Sicherungsschein über die noch bestehende Forderung von 50 000 und weiteren 40 000 Talern aus, die bis Ostern 1720 beglichen werden sollte.²²³ Aber nichts geschah – Wolfgang Jöcher sah sich im November 1727 gezwungen, sein Rittergut Gautzsch unter Wert zu verkaufen.

Da der Verkauf des Rittergutes Gautzsch Wolfgang Jöcher nicht völlige Schuldensfreiheit gebracht hatte, führten Jöchers Erben Klage um die geschuldeten Gelder und versuchten, weitere Objekte zu veräußern. So wurde der bisher vermietete Gasthof Fortuna am 13. Februar 1732 an »H. Gottlieb Hartungen hiesigen Bürgern und Gasthaltern, und deßen Eheweib, Frauen Margarethen Hartungin, gebohrner Rum(m)elin [...] mit allen, was darinnen Band: Wand: Mauer- Nied: Nagel: und Clam(m)er-feste ist, ingleichen allen darinnen befindlichen Pferde Rauffen und Krippen« für 2100 Taler verkauft.²²⁴ Weiterhin wurden veräußert: ein »Papagey-Bauer«, eine goldene Repetier-Uhr, eine Chaise,²²⁵ ein »Reiße Wagen« sowie Pferde und Geschirr.²²⁶ Im Besitz der Familie Jöcher verblieben das Haus am Markt, der Garten sowie die Kapellen und Erbbegräbnisse in der Neu- und der Thomaskirche.

221 Ebd., fol. 48r.

222 Ebd., Nr. 08325, fol. 215r–216r.

223 Ebd., fol. 270r.

224 StadtAL, RB 1734 Bd. 2, fol. 353v–354r.

225 Leicht gebaute, zweisitzige Kutsche.

226 StadtAL, Vormstu Nr. 345, fol. 36r–v, 39r.

Das Haus am Markt und die Kapelle in der Thomaskirche

Wegen dieses Besitzes wurde am 18. August 1735 zwischen den Erben (den Brüdern Zacharias und Johann Christoph und Jöchers Enkeln Caroline Wilhelmine und Carl Friedrich) ein Vergleich geschlossen.²²⁷ Die Schwester Anna Christina verw. Schäfer, die ihr Erbteil schon 1729 erhalten hatte, war bereits verstorben. Zacharias erbte – wie im Testament bestimmt – das Haus am Markt einschließlich des Gartens vor dem Thomaspförtchen für eine Kaufsumme von 28 000 Talern. Außerdem war er Eigentümer der beiden Kapellen in der Thomaskirche²²⁸ und der Neuen Kirche sowie des Erbbegräbnisses in der Thomaskirche. Das Begräbnis in der Neuen Kirche erhielten die beiden Enkel.

Zwar hatte Zacharias das wertvolle Haus am Markt geerbt, doch wegen der noch nicht vollständig getilgten Schulden – es wurde sogar ein Prozess vor dem Oberhofgericht geführt²²⁹ – haftete er mit dem Haus für die Schulden seines Vaters²³⁰ und war zwei Jahre später zum Verkauf gezwungen. Der Käufer war Christian Friedrich Curtius,²³¹ ebenfalls Kaufmann und Ratsherr und neben Theodor Oertel Mitbelehnter des Rittergutes Gautzsch. Zacharias konnte aber weiter im Haus am Markt wohnen. Der Kaufvertrag wurde in den Ratsbüchern der Stadt Leipzig protokolliert: »Zu wißensey hiermit, daß heut dato zwischen Tit. Herrn Zacharias Jöchern, Vornehmen des Raths und Baumeisters Verkäuffern an einen, und Tit: Herrn Christian Friedrich Curtium des Raths und Stadt Hauptmanns alhier, Käuffern anderntheils, nachfolgender beständiger Kauff Contract abgehandelt und geschloßen worden. Nehmlich: Es verkaufft vorgenannter Herr Baumeister Jöcher, sein alhier am Marckte [...] gelegenes Wohnhauß mit allen Seiten und Hinter Gebäuden [...] an oben gedachten Herrn Curtium Erb, und Eigenthümlich vor und um Vier und Dreyßig Tausend Thaler ganzer Kauff Summa [...]. So geschehen Leipzig den 10. Decebr: 1737.«²³²

Zacharias verkaufte demnach das Haus mit Gewinn, hatte allerdings auch investiert, indem er 1733 eine Küche in den fünften Stock des Seitengebäudes einbauen ließ.²³³ Vom Garten ist in dem Vertrag nicht die Rede – er blieb weiter Eigentum von Zacharias Jöcher.

227 Ebd., RB 1734 Bd. 2, fol. 347v–350r.

228 Die Kapelle in der Thomaskirche wurde 1745 verkauft und am Ende des 19. Jahrhunderts wie alle barocken Kapellen im Zuge der neugotischen Umgestaltung der Thomaskirche abgerissen.

229 »[...] im Fall H. D. Johann Gottlob Graff in dem zwischen ihm, und des Herrn Cam(m)errath Jöchers hinterlaßenen Erben vor dem hochlöbl. OberhoffGerichte anhängigen Processe [...].«, StadtAL, RB 1734, Bd. 2, fol. 349v.

230 Ebd.

231 Christian Friedrich Curtius, * 19. Februar 1678; † 8. Juni 1747 in Leipzig.

232 StadtAL, RB 1737 Bd. 2, fol. 124r–v.

233 Ebd., Tit. XXIV C zu Nr. 1a, Baubesichtigungsberichte 1733, Teil 2, fol. 5r–v.

Wolfgang Jöchers Familie

Abschließend sei ein Blick auf die Familie von Wolfgang Jöcher geworfen: die Vorfahren, Geschwister und Nachkommen.

Die Vorfahren

Die Jöchers (siehe die genealogischen Stammtafeln im Anhang) stammten aus Franken. *Michael Jöcher*, der Urgroßvater Wolfgang Jöchers, war Wirt in Eyb bei Ansbach und heiratete am 21. Mai 1581 Margaretha, die Tochter Lamprecht Webers.²³⁴ Am 15. November 1588 wurde Caspar, der dritte Sohn, getauft.²³⁵

Caspar Jöcher wurde Kramer²³⁶ in Eyb. Wir begegnen seinem Namen in Wöhrd bei Nürnberg, als in der St. Bartholomäuskirche am 19. Januar 1612 das Aufgebot mit Otilia, der Witwe Georg Mayers, bekannt gegeben wurde.²³⁷ Als das Paar am 5. August 1612 vor den Traualtar trat, lebte Caspar inzwischen in Wöhrd.²³⁸ Zwei Kinder wurden dort geboren und getauft: Sigmund am 23. Februar 1613, Anna am 18. März 1614. Danach gibt es in Nürnberg-Wöhrd keine weiteren Taufeinträge. Auch in Nürnberg St. Sebald und St. Lorenz sucht man vergeblich. Möglich ist, dass Caspar Jöcher nach 1614 in einem Dorf in der Umgebung von Nürnberg lebte, z. B. in St. Johannis oder Mögeldorf, von denen sich erst ab 1624 bzw. 1625 Kirchenbücher erhalten haben. Erst 1643 begegnen wir Caspar wieder: Seine Frau Otilia war gestorben und wurde am 11. Dezember 1643 auf dem St. Rochus-Friedhof in Wöhrd begraben.²³⁹ Am 19. März 1644 heiratete Caspar Jöcher ein zweites Mal, diesmal die Jungfrau Anna Wernlein, Tochter des verstorbenen Gärtners Conrad Wernlein aus Gostenhoff.²⁴⁰ Nach dreijähriger Ehe starb Caspar Jöcher und wurde am 27. Januar 1647 in Nürnberg beigesetzt (»der Ersam Caspar Jöchert, Händler, hinterm Rathhauß«).²⁴¹

Caspars Sohn *Johann*, der Vater Wolfgang Jöchers, muss um 1620 in Nürnberg oder Umgebung geboren worden sein, ein Taufeintrag konnte bisher nicht gefunden werden. Johann Jöcher war ebenfalls Händler bzw. Krämer. Eine erste Nachricht führt uns nach Leipzig. Im Traubuch der Leipziger Thomaskirche findet sich der Eintrag, dass am 27. April 1647 »Der Ehren Veste Vnd ehrenwolgeachte Herr Johannes Jöcher,

234 LAELKB, Dekanat Ansbach, Ansbach St. Lambertus (Eyb), Taufen; Trauungen; Bestattungen 1563–1682, unfol., Bild 198 (Onlineversion).

235 Ebd., fol. 48v, Bild 50 (Onlineversion).

236 Kleinhändler, im Unterschied zu den Kaufleuten, die im Großen ein- und verkauften, verkaufte der Krämer seine Waren nach Ellen, Pfund u. s. f.

237 LAELKB, Dekanat Nürnberg, Nürnberg St. Bartholomäus (Wöhrd), Proklamationen 1585–1655, fol. 38r, Bild 41 (Onlineversion).

238 Ebd., Trauungen 1557–1727, fol. 66v, Bild 68 (Onlineversion).

239 Ebd., Nürnberg St. Lorenz, Bestattungen 1637–1667, S. 63, Bild 96 (Onlineversion).

240 Ebd., Nürnberg St. Sebald, Proklamationen 1631–1645, fol. 425r, Bild 219 (Onlineversion).

241 Ebd., Nürnberg St. Sebald, Bestattungen 1644–1654, fol. 62r, Bild 88 (Onlineversion).

von Nurnberg, ein handelsdiener alhier, mit J[ungfrau] Vrsvla, des Ehrsamen Georgen Zeichs [Zeugs] Mullers zu Muskau in der Schlesien S[elig] nachgelassene tochter« getraut wurde.²⁴² Daraus lässt sich schließen, dass Johann Jöcher eine Ausbildung zum Händler in Leipzig durchlief und dabei seine zukünftige Braut, die Tochter des verstorbenen Müllers Georg Zeug aus Muskau in Schlesien, kennenernte. Nach Beendigung der Lehre ging Johann Jöcher mit seiner Ehefrau Ursula zurück nach Nürnberg, wo 1648 der erste Sohn, Andreas, geboren wurde. Ihm folgte 1650 Wolfgang.²⁴³ Um 1654 kehrte Johann Jöcher nach Leipzig zurück,²⁴⁴ zunächst als Handelsdiener bei dem befreundeten Kaufmann Andreas Egger,²⁴⁵ bis er dann am 19. Oktober 1660 die Bürgerrechte erwerben konnte: »Hanß Jöcher, Crahmer uf dem Lande, Von Nürmbergk, hat seinen gebuhrts brief Vorgezeiget, und 20. thaler Vors Bürgerrecht gezahlet, auch den Bürger eyd abgeleget den 19. Octobris 1660«.²⁴⁶ In Leipzig wurden weitere Geschwister Wolfgangs geboren. Der Vater Johann Jöcher starb am 15. Oktober 1679 (»Ein Mann H Johann Jöcher B[ürger] v. Cramer im Löwen«) und wurde zwei Tage später beerdigt.²⁴⁷ Die Lebensdaten von Mutter Ursula ließen sich nicht ermitteln.

Die Geschwister

Andreas, Wolfgangs älterer Bruder, wurde am 3. März 1648 in Nürnberggs Sebalduskirche getauft.²⁴⁸ Über seinen weiteren Lebensweg ist lediglich durch die Lebensbeschreibung des Schweidnitzer Pfarrers Gottfried Fuchs eine Nachricht überliefert. Es heißt darin, dass Fuchs' Schwager Andreas Jöcher 1678 als Kauf- und Handelsmann in Breslau lebe.²⁴⁹

Anna Margareta, Wolfgangs vier Jahre jüngere Schwester, wurde am 29. August 1654 in der Leipziger Thomaskirche getauft.²⁵⁰ Über ihren weiteren Lebensweg ist nichts bekannt.

Johann Christoph, viertes Kind Johann und Ursula Jöchers und sieben Jahre jüngerer Bruder Wolfgangs, empfing am 7. Dezember 1657 in der Thomaskirche die Taufe.²⁵¹ Wie seine älteren Brüder erhielt er eine Ausbildung zum Kaufmann, blieb in Leipzig und arbeitete später eng mit seinem Bruder Wolfgang und seinem Neffen Zacharias zu-

242 KAL, Traubücher der Thomaskirche Leipzig 1646–1684, fol. 5v.

243 Vgl. Anm. 5.

244 Ab August 1654 nachweisbar, KAL, Taufbuch St. Thomas 1654, fol. 248r.

245 Andreas Egger, * 2. Juli 1611 in Lindau am Bodensee; † 13. September 1671 in Leipzig.

246 StadtAL, Bürgerbücher der Stadt Leipzig 1639–1662, fol. 96v.

247 Ebd., Leichenbücher der Leichenschreiberei 1672–1680, fol. 196r.

248 LAELKB, Dekanat Nürnberg, Nürnberg St. Sebald, Taufen 1648, S. 742, Bild 385 (Onlineversion).

249 Vgl. M. Gottlob Kluge: *Hymnopoëographia silesiaca: oder Historische Lebensbeschreibung dererjenigen Schlesischen Liederichter, deren Leben noch nie, oder doch sehr kurz beschrieben worden [...]*, Breslau 1751 (VD18 8051717X-001), Teil V, S. 53.

250 KAL, Taufbücher der Thomaskirche Leipzig, 1654, fol. 247v.

251 Ebd., fol. 272v.

sammen. Auf Antrag Wolfgangs setzte ihn der sächsische Kurfürst am 20. August 1715 als Mitbegründer des Rittergutes Gautzsch ein.²⁵² Am 21. Oktober 1690 heiratete er Margaretha Ettmüller, die Tochter des berühmten Medizinprofessors Michael Ettmüller²⁵³ und dessen Ehefrau Margaretha geb. Bose,²⁵⁴ und erhielt so Zugang zu akademischen Kreisen. Kurz nach seiner Hochzeit, im November 1690, erwirkte Johann Christoph gegen Zahlung von 80 Talern das Leipziger Bürgerrecht.²⁵⁵ Dem Ehepaar wurden sieben Kinder geboren: Johann Michael, Christian Gottlieb, Ernst Wilhelm, Heinrich Christoph, Gottfried Leonhard, Johanna Margaretha und Rahel Christiane, von denen vier das Erwachsenenalter erreichten. Johann Michael und Heinrich Christoph starben als Kleinkinder, Johanna Margaretha im Alter von sechzehn Jahren. Nur Ernst Wilhelm führte zunächst die väterliche Kaufmannstradition fort und war dann später Königlicher Oberrechnungsexaminator in Dresden. Christian Gottlieb studierte Medizin, Theologie und Philosophie, Gottfried Leonhard wurde als Assessor des Leipziger Schöppenstuhls ein hoch angesehener Jurist. Die Jüngste, Rahel Christiane, blieb unverheiratet und starb mit 66 Jahren. Johann Christoph Jöcher starb im Jahre 1720, vermutlich auf einer Reise, denn seine Bestattung wurde nicht in den Leipziger Ratsleichenbüchern verzeichnet.

Anna Rosina, fünftes Kind und elf Jahre jüngere Schwester Wolfgangs, wurde am 4. Oktober 1661 in der Thomaskirche zur Taufe getragen.²⁵⁶ Schon als Kind lernte sie den elf Jahre älteren Theologiestudenten Gottfried Fuchs²⁵⁷ aus Breslau kennen, der zwischen 1670 und 1678 in Wittenberg und Leipzig studierte. 1680 wurde ihm – wahrscheinlich auf Grund seiner hervorragenden Polnischkenntnisse²⁵⁸ – die Diakonatstelle in der polnischen Grenzstadt Schlichtingsheim angeboten.²⁵⁹ Anna Rosina Jöcher und Gottfried Fuchs schlossen am 9. November 1680²⁶⁰ in Breslau den Bund der Ehe. Von ihren zehn Kindern erreichten nur drei das Erwachsenenalter, darunter der einzige Sohn Theodosius Gottfried.²⁶¹ Nach zweijähriger Tätigkeit in Dirschdorf (Fürstentum

252 StA-D, 10080 Lehnhof Dresden, O 1997, unpag.

253 Michael Ettmüller, * 26. Mai 1644 in Leipzig; † 9. März 1683 ebenda, Mediziner, Chirurg und Botaniker.

254 KAL, Traubücher der Nikolaikirche Leipzig, 1682–1699, S. 263.

255 StadtAL, Bürgerbücher der Stadt Leipzig 1682–1739, fol. 53r.

256 KAL, Taufbücher der Thomaskirche Leipzig, 1661, fol. 31r.

257 Gottfried Fuchs, * 14. September 1650 in Breslau; † 2. September 1714 in Schweidnitz.

258 Stephan Aderhold: Chronologische Musikgeschichte der evangelischen Gemeinde in der Friedenskirche zu Schweidnitz unter Berücksichtigung der Entwicklung ihres Kirchenarchivs, Świdnica 2015, S. 97 (Onlineversion).

259 Schlichtingsheim (heute Szlichtyngowa) war eine Ansiedlung protestantischer Exulanten, die während der Rekatholisierung Schlesiens im Dreißigjährigen Krieg nach Polen geflohen waren, vgl. Wikipedia, letzter Zugriff 27.01.2020.

260 Vgl. Kluge: Hymnopoëgraphia Silesiaca (Anm. 249), S. 56. Zu einem anderen Ergebnis kommt man auf S. 62: »In seinem Ehestande hat er 34. Jahr weniger 9. Tage [...] zugebracht.« Daraus ergibt sich, vom Todesdatum 2. September 1714 zurückgerechnet, der 11. September 1680.

261 Theodosius Gottfried Fuchs, * 15. November 1692 in Schweidnitz; † 10. November 1767 ebenda, war wie sein Vater Gottfried Fuchs Pfarrer in Schweidnitz.

Brieg) wurde Gottfried Fuchs 1685 auf die Pfarrstelle der berühmten Friedenskirche in Schweidnitz berufen.²⁶² Zunächst als Archidiaconus in Schweidnitz eingeführt, stieg er 1695 zum Pastor Primarius auf. Am 2. September 1714 starb er und wurde vierzehn Tage danach, am 16. September, beigesetzt.²⁶³ Seine Witwe Anna Rosina geb. Jöcher starb zehn Jahre später, am 22. Juni 1724, im 62. Lebensjahr.²⁶⁴

Zu einem weiteren Sohn Johann und Ursula Jöchers, *Gottfried*, gibt es keinen Taufeintrag, wohl aber einen Sterbeeintrag in den Leichenbüchern der Stadt Leipzig: »1676, Freytags den 7 Aprilis, Ein Handelsdiener bey H Hum(m)els, Gotfried Jöcher von [nicht lesbar] uffen Barf. K. hofe st [nicht lesbar].«²⁶⁵ Gottfried Jöcher sollte demnach ebenfalls zum Kaufmann ausgebildet werden, starb aber schon im jugendlichen Alter.

Die Kinder

Am 23. November 1674 heirateten in der Erfurter Predigerkirche Christina geb. Weiß verw. Westermann und der Jenaer Seidenhändler Wolfgang Jöcher. Die junge Witwe hatte bereits eine fünfjährige Tochter aus ihrer ersten Ehe mit Balthasar Westermann, Maria Christina.²⁶⁶ Aus ihrer Ehe mit Wolfgang Jöcher gingen sechs Kinder hervor.

Obwohl die Familie in Jena lebte, kam die älteste Tochter, *Anna Christina*, in Erfurt, wohl im Hause der Großmutter, zur Welt. Die Taufbücher der Predigerkirche Erfurt verzeichnen ihre Taufe am 22. August 1675.²⁶⁷ Anna Christina wuchs in Jena auf und wurde, knapp 17-jährig, am 5. Juni 1692 in Weimar dem verwitweten »Joachim Schäffer, Hoffrath in Weimar« als dessen dritte Ehefrau angetraut.²⁶⁸ Joachim Schäff(er) war »Hochfürstl. Sächs. Weimarischer Hoff- Cammer- und Consistorial-Rath«,²⁶⁹ zwischen 1695 und 1709 Leiter der Gesamtkammer Weimar. Ab Ende 1708 lebte die »Cam(m)er Räthin Schäffer« im elterlichen Haus in Leipzig, wo sie ihrer Mutter bei der Führung des Haushalts beistand und sie später pflegte.²⁷⁰ Regelmäßig ist sie zusammen mit ihrer Mutter in den Kommunikantenregistern der Thomaskirche verzeichnet. Ab 1715, nach dem Tod der Mutter, ging sie allein in den Gottesdienst und zu Beichte und Abendmahl. Erst 1728 fehlt ihr Name.²⁷¹ Offenbar war das Zerwürfnis zwischen Vater und Tochter – wie aus dem Testament ersichtlich – so weit fortgeschritten, dass sie das Haus am

262 Heute Świdnica.

263 Vgl. Kluge: *Hymnopoëgraphia Silesiaca* (Anm. 249), S. 48–66.

264 Archiv der Friedenskirche zu Schweidnitz, Signatur: R0104_0257.

265 StadtAL, Leichenbücher der Leichenschreiberei 1672–1680, fol. 100v.

266 BEM, Taufbuch der Predigerkirche 1625–1672, S. 434 (vgl. Anm. 19).

267 Ebd., Taufbuch der Predigerkirche 1673–1709, S. 15.

268 Landeskirchenarchiv Eisenach, Kirchenbücher Superintendentur Weimar, Kf 15/13 Traubücher, Jahrgang 1692, S. 210.

269 Vgl. Eine rechtschaffene Liebhaberin Christi (Anm. 17), S. 28.

270 Vgl. ebd.

271 Archiv der Thomaskirche, Kommunikantenregister 1708 bis 1728.

Markt verlassen musste.²⁷² Anna Christina fand in Schkeuditz beim »Ambts-Chirurgo und Bader Johann Michael Barthen«²⁷³ eine neue Unterkunft. In Schkeuditz starb sie auch am 18. Mai 1734.²⁷⁴ Das Todesdatum ihres Ehemannes Joachim Schäf(f)er (vermutlich zwischen 1717 und 1728) konnte bisher nicht ermittelt werden.²⁷⁵

Die nach Anna Christina geborenen fünf Kinder Wolfgang und Christina Jöchers wurden sämtlich in der Jenaer Stadtkirche St. Michael getauft. In den Taufregistern wird Wolfgang Jöcher als Kauf- und Handelsmann bezeichnet, 1685 dann als Bürgermeister.

Der älteste Sohn *Zacharias*, am 15. September 1677 getauft,²⁷⁶ trat in die Fußstapfen seines Vaters und erhielt eine Ausbildung zum Kaufmann. In Leipzig wohnte er im »Hällischen Viertel/im Barfüßer=gäßlein im Wincklerischen Hause«²⁷⁷ und handelte zusammen mit seinem Onkel Johann Christoph in den Gewölben des Jöcherschen Hauses am Markt²⁷⁸ mit »goldt und Silber Estaffes,²⁷⁹ ingleichen schwartzten und Bunten Damasten«.²⁸⁰ Am 8. Februar 1701 vermählte er sich mit der 19-jährigen »J[ung]fr[au] Johan(n)en Christianen, Herrn Georg Bosens Vornehmen des Raths und HandelsHerrns seel[igen] hinterl[assenen] J[ung]fr[au] Tochter«,²⁸¹ die in neun Jahren sieben Kinder zur Welt brachte, von denen vier in den ersten Lebensjahren starben. Am 30. Dezember 1710, nach der Geburt ihres jüngsten Sohnes, starb die junge Frau als 6. Wöchnerin.²⁸² Zacharias Jöcher übte außer seiner Tätigkeit als Kaufmann ab 1707 das Amt eines Stadtfähnrichs im Halleschen Viertel aus, wurde 1712 zum »Stadt-Lieutenant« befördert und war schließlich ab 1720 »Stadt-Hauptmann im Rannstädter Vierthel«.²⁸³ Seinem Vater Wolfgang Jöcher stand er besonders nahe, wie die Bevorzugung im Testament nahelegt: »Meinen ältesten Sohne Zacharias Jöchern will ich aus besonderer väterlichen Liebe vor den mir in meinen Sachen geleisteten Beystand und in Hoffnung, er werde sich biß an mein seeliges Ende meiner ferner treulich annehmen Zwey Tausend Thaler zum Voraus vermachet haben.«²⁸⁴ Zacharias war

272 Vgl. S. 39.

273 StadtAL, II. Sekt. J 134b, »Acta Die gesuchte Lehnreichung der Jöcherischen Grundstücken, Anno 1729 I«, S. 4r.

274 Pfarrarchiv der ev. Albanuskirche Schkeuditz, Sterberegister 1719–77, fol. 39r.

275 Joachim Schäfers Name findet sich nicht in den Kommunikantenregistern der Leipziger Thomaskirche.

Er scheint von seiner Ehefrau Anna Christina getrennt gelebt zu haben, wird aber 1717 noch als ihr Ehemann genannt, vgl. Quellenanhang, MLKM, 851, Turmknufkunden, in einer Abschrift von Pfarrer Wangemann 1903.

276 Pfarrarchiv der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Jena, Taufbuch, Jahrgang 1677, S. 198.

277 SGM, Das Anno 1714. florirende Leipzig, S. 65.

278 Ebd., S. 74.

279 Stoffen.

280 StadtAL, Sektion II, J 105, fol. 22r.

281 KAL, Traubücher der Nikolaikirche Leipzig, 1700–1718, S. 687.

282 StadtAL, Leichenbücher der Leichenschreiberei 1708–1713, fol. 147r.

283 Vgl. Anm. 40.

284 StadtAL, Vormstu Nr. 345, fol. 22v–23r.

wie sein Vater Ratsherr (ab 31. Juli 1715²⁸⁵) und Baumeister (ab 2. Oktober 1733²⁸⁶) und bewohnte nach dem Tod des Vaters das Haus am Markt. Er starb im 67. Lebensjahr am 11. März 1744 und wurde am 14. März im Erbbegräbnis an der Thomaskirche beigesetzt.²⁸⁷

Das dritte Kind, *Martha Sophia*, getauft am 15. April 1679,²⁸⁸ starb im Alter von fünfzehn Jahren am 14. August 1694 in Leipzig und wurde am 17. August in der Paulinerkirche begraben.²⁸⁹

Am 11. November 1681 trug man *Wolfgang Valentin*, viertes Kind und zweiter Sohn Wolfgangs, in der Stadtkirche St. Michael zu Jena zur Taufe.²⁹⁰ Über ihn ist nicht allzu viel bekannt. Er wurde ebenfalls Kaufmann. Vermutlich erhielt er seine Ausbildung in Breslau, wo sein Onkel Andreas, der ältere Bruder seines Vaters, als Kauf- und Handelsmann lebte. Er heiratete dort Barbara Helena geb. Beckerfeld aus Breslau. Da diese am 18. November 1744 mit 50 Jahren starb, muss sie ca. 1694 geboren worden sein, war also dreizehn Jahre jünger als ihr Mann. Die Kirchenbücher Breslaus aus jener Zeit sind im Zweiten Weltkrieg verloren gegangen. Das Ehepaar lebte dann in Leipzig und wohnte in der Klostergrasse.²⁹¹ Aus der Ehe gingen nur zwei Kinder hervor, die wir als unmündige Erben ihres Großvaters Wolfgang Jöcher kennengelernt haben. Wolfgang Valentin starb mit 46 Jahren am 5. März 1728 und wurde am 8. März bestattet, wahrscheinlich in der Jöcher'schen Begräbnisstelle in der Neuen Kirche.²⁹² Dort wurde am 21. November 1744 auch die Witwe Barbara Helena Jöcher geb. Beckerfeld beigesetzt.²⁹³

Für den dritten Sohn, *Carl Adolph*, getauft am 8. August 1685,²⁹⁴ plante Vater Wolfgang sicher eine akademische Karriere, als er ihn im September 1700 auf das Görlitzer Gymnasium Augustum mit seinem berühmten Rektor Samuel Grosser²⁹⁵ schickte. Grosser verfasste Theaterstücke, die er mit seinen Schülern vor den gebildeten Schichten der Stadt aufführte und damit Bildung und Erziehung seiner Gymnasiasten förderte. Man findet Carl Adolphs Namen auf den Besetzungsztellen verschiedener Theaterstücke Samuel Grossers.²⁹⁶ Er verstarb bereits im 18. Lebensjahr, am 12. Juli 1703, in Görlitz.

285 Ebd., Tit. VIII Nr. 42 1709–1722, fol. 216r.

286 Ebd., Tit. VIII Nr. 43 1722–1736, fol. 295v ff.

287 Ebd., Leichenbücher der Leichenschreiberei 1743–1750, fol. 53r.

288 Pfarrarchiv der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Jena, Taufbuch, Jahrgang 1679, S. 243.

289 StadtAL, Leichenbücher der Leichenschreiberei 1690–1698, fol. 146r.

290 Pfarrarchiv der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Jena, Taufbuch, Jahrgang 1681, S. 309.

291 StadtAL, Leichenbücher der Leichenschreiberei 1728–1733, fol. 12v.

292 Ebd.

293 Ebd., Leichenbücher der Leichenschreiberei 1743–1750, fol. 74r.

294 Pfarrarchiv der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Jena, Taufbuch, Jahrgang 1685, S. 404.

295 Samuel Grosser, * 18. Februar 1664 in Paschkerwitz bei Breslau; † 24. Juni 1736 in Görlitz, Historiker und Pädagoge.

296 Görlitz, Oberlausitzische Bibliothek der Wissenschaften, Alphabetisches Schülerverzeichnis zu Grossers Matrikel 1695–1736, LXI 140 (Archiv 309), S. 92; Theaterprogramme.

litz und wurde dort zwei Tage später im Erbbegräbnis des 1696 verstorbenen Bürgermeisters Caspar Besser beigesetzt.²⁹⁷

Am 6. Januar 1688 empfing Wolfgangs jüngstes Kind, *Johann Christoph*, in der Stadtkirche St. Michael zu Jena die Taufe.²⁹⁸ Nach dem Tod des Bruders Carl Adolph gab es noch einmal die Chance einer akademischen und gesellschaftlichen Karriere. Wir wissen nicht, welches Gymnasium Johann Christoph besuchte und an welcher Universität er Jura studierte, wir erfahren aber in der Leichenpredigt für seine Mutter 1715: »Der jüngste Sohn aber, Herr Johann Christoph Jöcher, ist nach wohlgeendigten Studien und langwierigen Reisen vor einigen Monaten von Sr. Churfürstl. Durchl. zu Bayern zu Dero würcklichen Hoff- und Justitien=Rath allergnädigst ernennet worden.«²⁹⁹

Johann Christoph konvertierte 1712 in Florenz auf Betreiben der Erb-Großherzogin Violante Beatrix von Toskana, der jüngsten Schwester des bayerischen Kurfürsten Maximilian II. Emanuel, zum katholischen Glauben,³⁰⁰ wurde 1713³⁰¹ geadeilt und ein Jahr später, am 6. Juni 1714, auf ihre Empfehlung in bayerische Dienste aufgenommen.³⁰² 1715 war er Hof- und Justitierrat bzw. »Churfürstl. Truchsess³⁰³ und Hof Rhat«. Am 7. September 1721 wurde er in den Freiherrenstand erhoben, eine Erneuerung des Freiherrenstandes erfolgte am 24. Februar 1728.³⁰⁴ Um 1729³⁰⁵ heiratete er Anna Johanna Sebastiani, geboren am 27. April 1701,³⁰⁶ Tochter von Johann Paul Sebastiani, »Churfürstl. Rhat und Hof Cam(m)er Secretarius« am bayerischen Hofe, und dessen Ehefrau Maria Catharina Francisca Sebastiani. Aus der Ehe gingen zwischen 1730 und 1734 vier Kinder hervor. Johann Christoph Freiherr von Jöcher starb am 2. März 1761 und wurde am Tag darauf auf dem »Gottesacker Unser Lieben Frauen« in München bestattet.³⁰⁷

297 Archiv des Evangelischen Kirchenkreisverbandes Schlesische Oberlausitz Görlitz, Sterbebücher, 02/1703–11 No 118a.

298 Pfarrarchiv der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Jena, Taufbuch, Jahrgang 1688, S. 465.

299 Heinsius: Eine rechtschaffene Liebhaberin Christi (Anm. 17), S. 28.

300 Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Akt HR I FASZ. 415 Nr. 475, unpag.

301 Der genaue Zeitpunkt ist nicht bekannt. Ein in französischer Sprache geschriebener Brief vom 11. Dezember 1713 ist unterzeichnet mit »Jean Christoph de Jöcher«, StA-D, 12881 Genealogica, Nr. 2097, Jöcher, unpag.

302 Wie Anm. 300.

303 Vorsteher der Hofhaltung.

304 Vgl. Karl Friedrich von Frank: Standeserhebungen und Gnadenakte für das Heilige Römische Reich deutscher Nation und die österreichischen Erblande, Bd. 2, Senftenegg 1970, S. 270.

305 Ein Traueintrag konnte bisher nicht gefunden werden.

306 Archiv des Erzbistums München und Freising München, St. Peter, Taufbücher 1698–1705, Signatur: 8955, S. 146.

307 Ebd., Zu Unserer Lieben Frau, Sterbebücher 1756–1769, Sterbefälle (Standespersonen), Signatur: 9329, fol. 9v.

Der Neffe

Die Nachkommen Wolfgang Jöchers lebten verstreut in Leipzig, Dresden und München – sie sind heute vergessen. Lediglich durch einen Neffen, *Christian Gottlieb*, ist der Name Jöcher noch heute bekannt.

Am 20. Juli 1694 wurde Christian Gottlieb Jöcher als Sohn von Johann Christoph Jöcher, Bürger und Handelsmann in Leipzig, und Margaretha geb. Ettmüller in der Leipziger Thomaskirche getauft.³⁰⁸ Er besuchte das Gymnasium Rutheneum in Gera und das Gymnasium in Zittau, studierte ab 1712 an der Universität in Leipzig zunächst Medizin, später Theologie und Philosophie. Bereits 1714 Magister und 1717 Assessor der Philosophischen Fakultät, hielt er seit 1717 Vorlesungen über Philosophie, Gelehrten geschichte und Beredsamkeit. Bei vielen vornehmen Begräbnissen in Leipzig hatte er die Leichenreden zu halten, von denen 1733 mehr als hundert im Druck erschienen. 1730 zum ordentlichen Professor an der Philosophischen Fakultät berufen, übernahm er zwei Jahre später, nach dem Tod Johann Burckhardt Menckes, die Professur für Geschichte und promovierte 1735 zum Doktor der Theologie. Schon 1715 hatte er an der 1. Auflage von Menckes »Compendiösem Gelehrten Lexicon« mitgewirkt, an dem er bis zur abschließenden 4. Auflage 1750 arbeitete. Ab 1719 hatte er die Redaktion der »Deutschen Acta Eruditorum«,³⁰⁹ der ersten Gelehrtenzeitschrift in deutscher Sprache, inne, war aber auch Mitarbeiter der lateinischen »Acta Eruditorum«. 1742 übertrug man ihm die Oberaufsicht als Bibliothekar an der Universitätsbibliothek Leipzig, wo er die Erstellung eines alphabetischen Gesamtkataloges verantwortete.³¹⁰ 1750/51 erschien in der Leipziger Buchhandlung Johann Friedrich Gleditsch Christian Gottlieb Jöchers »Allgemeines Gelehrten-Lexicon [...] Darinne die Gelehrten aller Stände sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, welche vom Anfange der Welt bis auf ietzige Zeit gelebt, und sich der gelehrten Welt bekannt gemacht; Nach ihrer Geburt, Leben, merckwürdigen Geschichten, Absterben und Schriften aus den glaubwürdigsten Scribenten in alphabetischer Ordnung beschrieben werden«. Die vier Bände enthalten Informationen über bereits verstorbene Wissenschaftler und Schriftsteller von Adam an über die Antike bis in die Zeit Jöchers. Die über 60 000 kurzen, abwechslungsreich und unterhaltsam geschriebenen Artikel vereinen Märtyrer und Heilige, dichtende Frauen und greise Gelehrte, protestantische Theologen und katholische Wissenschaftler.³¹¹ Der Name Jöcher

308 KAL, Taufbücher der Thomaskirche Leipzig, 1692–1697, fol. 72r.

309 Die »Deutschen Acta Eruditorum oder Geschichte der Gelehrten, welche den gegenwärtigen Zustand der Litteratur in Europa begreiffen« waren eine einflussreiche Rezensionszeitschrift des 18. Jahrhunderts, von der von 1712 bis 1739 20 Bände erschienen. Schwerpunkt der Zeitschrift waren Besprechungen von Büchern mit wissenschaftlicher Thematik.

310 Notker Hammerstein: Artikel »Jöcher, Christian Gottlieb«, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 10, Berlin 1974, S. 452.

311 Vgl. Ulrich Johannes Schneider (Hg.): Jöchers 60 000 – ein Mann, eine Mission, ein Lexikon. Katalog zur Ausstellung in der Bibliotheca Albertina 6. März–28. Juni 2008 (Schriften aus der Universitätsbibliothek Leipzig 11), Leipzig 2008, S. 6f.



Abb. 11: Christian Gottlieb Jöcher, Kupferstich von Johann Jacob Haid, um 1740 (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Porträt A 66)

ist bis heute mit dem »Allgemeinen Gelehrten-Lexicon« verbunden. Christian Gottlieb Jöcher war unverheiratet, lebte im Großen Fürsten-Collegium in Leipzig, starb im 64. Lebensjahr am 10. Mai 1758 und wurde am 14. Mai mit »ganzer Schule« in der Paulinerkirche bestattet.³¹²

Quellenanhang

Die Turmknopfurkunden der Kirche zu Gautzsch von 1717:

In dem Jahre nach unsers Heylands Geburth / MDCCXVII / als dem andern großen Jubilaeo der Evangelischen Kirche / Unter der Regierung / Des Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigen / Fürstens und Herrens / FRIDERICI AUGUSTI / Königs in Pohlen und Churfürstens zu Sachsen p. / Alß / Allerhöchstgedachte S. Königl. Maj., nach dem Sie den / langwierigen innerlichen Krieg in dero König,, / reich Pohlen glücklich gedämpft dero / getreue Erb,, Unterthanen mit dero / allerhöchsten Gegenwart / beglückten und / Die ganze Christenheit wegen des am 16. Aug. / über die Türckische Haupt,, Armee unweit / Belgrad befochtenen vollkommenen Sieges, / auch bald darauff erfolgter Erobe,, / rung jetzt bemeldten, wie auch / vieler andern eine lange Zeit / unter dem Mahometissten / Joch gestandenen / Örter, / so alles unter der Helden müthigen Anführung / des unvergleichlichen Prinzens / EUGENII von Savoyen / als General Lieutenants Sr damahls regierenden / Kayserl. wie auch in Hispanien Ungarn / und Böhmen Königl Maj. / CAROLI VI. / durch göttlichen Seegen geschehen, gleichsam / mit einem herrlichen Sieges / Cranz prangete / Ist diesem Gottes,, Hause und Thurm am 25.ten / Augusti der Crantz auffgesetzt, / am 16. Septembr: / der Knopff sam(m)t der Fahne daselbst auffgege, / stecket, und am 2. Novembr, / so des Evangelischen Jubel Festes dritter Tag war, / diese Kirche nach völlig geendeten Bau, / eingeweiht worden. / Erb,, Lehn und Gerichts Herr, wie auch Kirchen / Patron allhier zu Gauzschiz war / damahls / Tit. Herr WOLFGANG JÖCHER / Sr. Königl. Maj. in Pohlen und Churfürstl. / Durchl. zu Sachsen Hochbestallter Cammer,, / und Com(m)ercien,, Rath, wie auch Vornehmer / des Raths und Hochverdienter / Baumeister zu Leipzig, / Welcher aus einem rühmlichen Trieb, zu Gottes Ehren, / auff eigene Kosten diesen Kirch und Thurm,, / Bau und alles was darinnen zu finden, / auffführen lassen, / Wo vor Gott Ihn und Sein Hauß und Seine / Nachkommen zum Seegen setzen / wolle ewiglich.

Deßen Kinder waren.

1. Frau Anna Christina, Tit Herrn Joachim / Schäfers, Hochf. Cammer- und Consistorial / Raths zu Weimar Ehegemahlin,
2. Herr Zacharias Jöcher, Vornehmer des Raths, / wie auch Vornehmer Kauff und Handels / Herr zu Leipzig.

³¹² StadtAL, Leichenbücher der Leichenschreiberei 1751–1759, fol. 320r.

3. Herr Wolfgang Valentin Jöcher, Vornehmer / Kauff, und Handelsherr zu Leipzig.
 4 Tit. Herr Christoph Jöcher, Hochbestalter Hoff / und Justitien Rath bei Sr. Hochfürstl. Dchl. / von Bayern.

Mittbelehnter / dieses Ritterguths Gautzschiz / war / des Hoch Edlen Gerichts Herrns Herr Bruder,

Tit Herr Johann Christoph Jöcher Vornehmer / Kauff und Handels Herr zu Leipzig.
 desselben Kinder waren:

1. Tit. Herr M. Christian Gottlieb Jöcher, Facault. / Philos. Lips. Assessor

2 Tit. Herr Ernst Wilhelm Jöcher der Handelung / zugethan

3 Tit Herr Gottfried Leonhard Jöcher, Illustris / Rhutenaei [des berühmten Rutheneums Gera] Alumnus.

4 Jungfer Johanna Margaretha Jöcherin.

5 Jungfer Rachel Christiana Jöcherin.

Pastores waren

T Herr Johann Bosseck, von Lipstad aus Westphal, / len, in die 55 Jahr wol verdienter / Pastor allhier, iezo Emeritus, seines / Alters im 85ten Jahre.

Dessen Substitutus war

T H M. Siegmund Heinsius von Guben aus der / Niederlausitz, vocirter und Confirmirter Pastor, / welcher auch die Einweihungs, Predigt / an oben benannten dritten Tage / des Evangelischen Jubel Festes / gehalten.

Gott erhalte dieses Gottes Hauß allezeit in / Seinem Schutz! Bewahre es für allem / Unglück! und lasse darinnen Sein / heil. Wort und Sacramenta lauter / rein und unverfälscht biß an / das Ende der Welt geprediget / und ausgespendet werden! / Das thue Er um unsers ein,, / zigen Mittlers und Er., / lösers Christi Jesu / willen! Amen!

JEHOVA!

Salvum fac regem! Domini populique memento!

[Heil dem König! Gedenke des Herrn und des Volkes!]

Da Semper pura religione frui!

[Gib immerdar den Genuss des reinen Glaubens!]³¹³

I. N. J. [In nomine Jesu]

Anno 1707 Ist der Schwede in Sachsen / gewesen welcher die Unterthanen der,, / maßen geprefset, daß ein ieder von / 26 £so³¹⁴ einen Thaler hat müßen Contribiren / ohne die Mundportion welche ebenfalls / auch so hoch gekommen. / Nach dieser Zeit aber Anno 1717 ist die,, / se Kirche und Thurm von Hoch,, Edl. H / Tit. Herrn Wolfgang Jöchern Cam(m)er,, und / Commercien Rath aus Leipzig durch göttl. / regierung erbauet worden, wie es inlie,, / gende Sachen mit mehreren bezeugen.

313 Übersetzung der lateinischen Texte von Arndt Haubold.

314 Abkürzung für Schock (60 Groschen), bezeichnet die Berechnungsgrundlage für die Kontributionen.

der Mauer Meister ist gewesen Meister / Christian Döringk? (unleserlich im Original)
aus Leipzig,

der Zimmer Meister Abraham / Mattern aus Leipzig,

der Schieferdecker Meister Johann / Adam Thieme von Heberndorff,

der Mauer Pollirer Johann Christian / Hoffmann von Galnau [?]

Zimmer Pollirer Christian Schneider / von Grimma gebürtig,

der Orgel Bauer Johann Christian [sic!] ³¹⁵ / Schmieder, Schulmeister und Orga. in /
Großdeuben,

die Kirchväter hiesiges Orths sind / gewesen Isaac Lange und / Andreas Munckelt,
Nachbar und / Inwohner allhier zu Gautzsch.

der Baumeister ist gewesen Tit. Herr / N [?] Schatz, Landt Baumeister aus / Leipzigk.

Tit. Herr Johann George Ewig, Schulmeister / und Organist allhier zu Gautzsch / wel-
cher die Schrifften, sowohl die / eingepackten als auch diese, in aller / eil verfertiget.

Der Knopff ist aufgesetzt worden / den 17. Septembr Ao 1717. / und am andern großen
Jubelfest / drei Tage hernach die Einweihung / erfolget.

Der Richter dieses Orths in Gautzsch / ist gewesen Michael Weisse ein Nachbar. –

Die Frohn Arbeit ist von den sämtl. / Unterthanen treulich verrichtet / worden.

Der liebe Gott erhalte dieses Gottes,, / Hauß biß ans Ende der Welt, / behüte es für
Feuer und allen / Unglück und lasse sein / Wort rein und lauter / predigen, die Sacra,, /
menta recht ge,, / brauchen, biß / ans Ende / der / Welt.

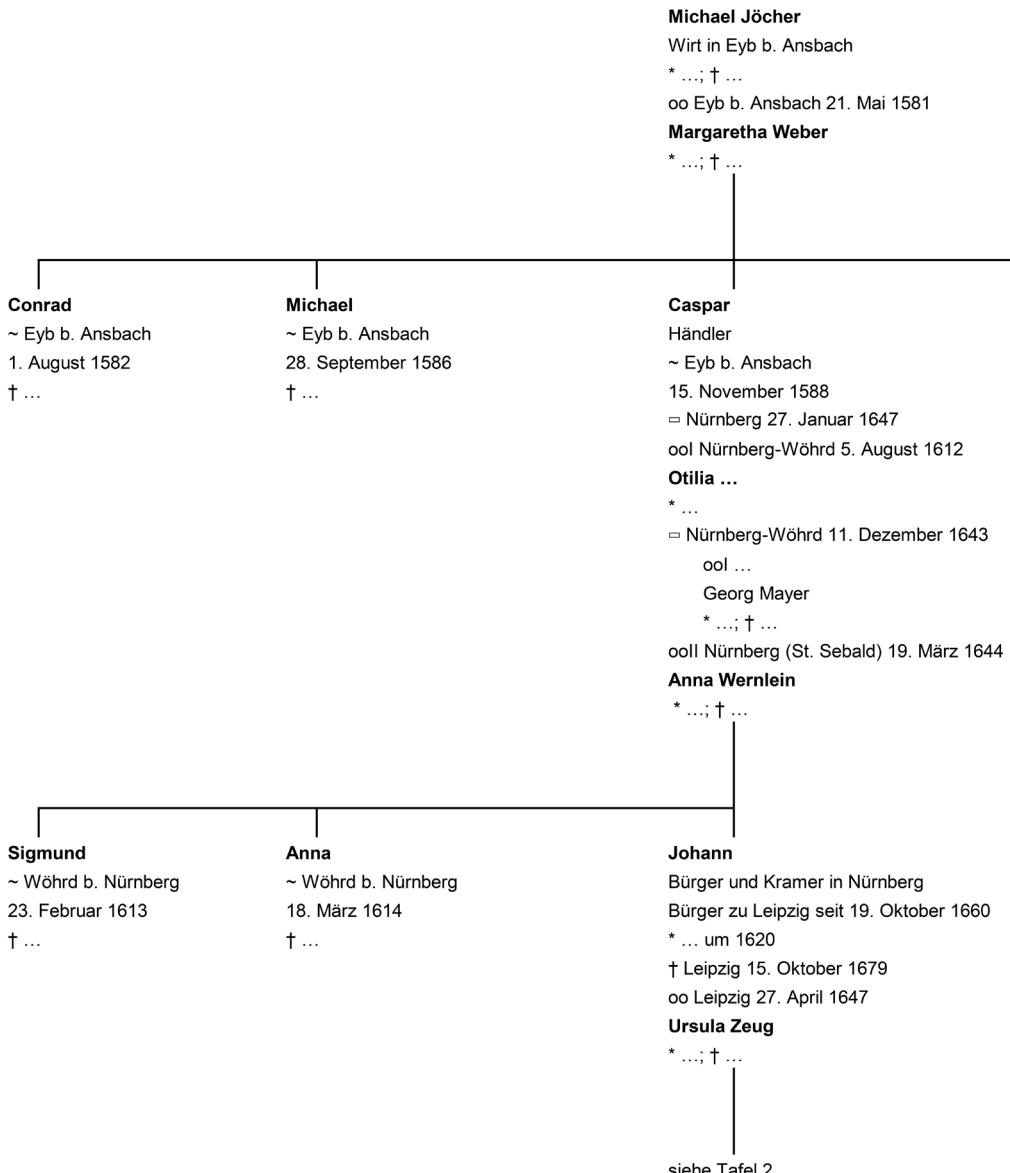
Dieses wünschet von Herzen der lieben / Kirche Johann George Ewig, / Confirmirter
Schulmeister / und Org. allhier in Gautzsch,

den 17. September / Anno 1717.³¹⁶

315 Der Name des Orgelbauers lautete richtig Johann Christoph Schmieder (vgl. Anm. 158).

316 MLKM, 851, Turmknopfkunden, in einer Abschrift von Pfarrer Wangemann 1903 (Foto der Ab-
schrift). Die Originale sind z. Zt. nicht auffindbar.

Genealogische Stammtafeln



Tafel 1

Johannes I	Johannes II
~ Eb b. Ansbach	~ Eb b. Ansbach
7. Mai 1590	16. November 1591
† ...	† ...

siehe Tafel 1

Andreas
 Kauf- u. Handelsmann
 in Breslau
 ~ Nürnberg
 3. März 1648
 † ...

Wolfgang
 Handelsmann, Vornehmer des Rats
 u. Baumeister zu Leipzig
 Herr auf Gautzsch (1713-1727)
 ~ Nürnberg 12. Mai 1650
 † Leipzig 3. Mai 1729
 oo Erfurt 23. November 1674

Anna Margareta
 ~ Leipzig 29. August 1654
 † ...

Anna Christina
 ~ Erfurt 22. August 1675
 † Schkeuditz 18. Mai 1734
 oo Jena 5. Juni 1692
Joachim Schäf(f)er
 Fürstl. Sächs. Weimarer
 Hof-, Kammer- u.
 Konsistorialrat
 * ...; † ...

Zacharias
 Handelsmann, Vornehmer des Rats
 u. Baumeister zu Leipzig
 ~ Jena 15. September 1677
 † Leipzig 11. März 1744
 oo Leipzig 8. Februar 1701
Johanna Christiana Bose
 ~ Leipzig 26. Februar 1682
 † Leipzig 30. Dezember 1710

Martha Sophia
 ~ Jena 15. April 1679
 oo Leipzig 17. August 1694

Georg Wilhelm
 1721 öffentl. Kaiserl. Notar
 1722 Advocat
 1731 D. d. Rechte
 1735 Beisitzer d. Schöppen-
 stuhls zu Leipzig
 ~ Leipzig 1. Juni 1702
 † vor April 1745

Johann Ernst
 ~ Leipzig 20. Juni 1703
 oo Leipzig 17. November 1704

Christoph Heinrich
 Doctor iuris utriusque und
 Advocatus pauperum in Dresden
 1743 Hofrat in Dresden
 1748 Hof- u. Justitierrat in Dresden
 ~ Leipzig 26. November 1705
 † Dresden-Neust. 24. August 1752
 ool Dresden ... Febr./März 1737
Christiana Sophia Viol
 * ...; † ...
 ooll Leipzig 22. September 1740
Johanna Susanna Wagner
 * ...; † ...
 ooll ...
 Christian Gotthold Schwenke
 Arzt
 * ... 1726; † ... 1782

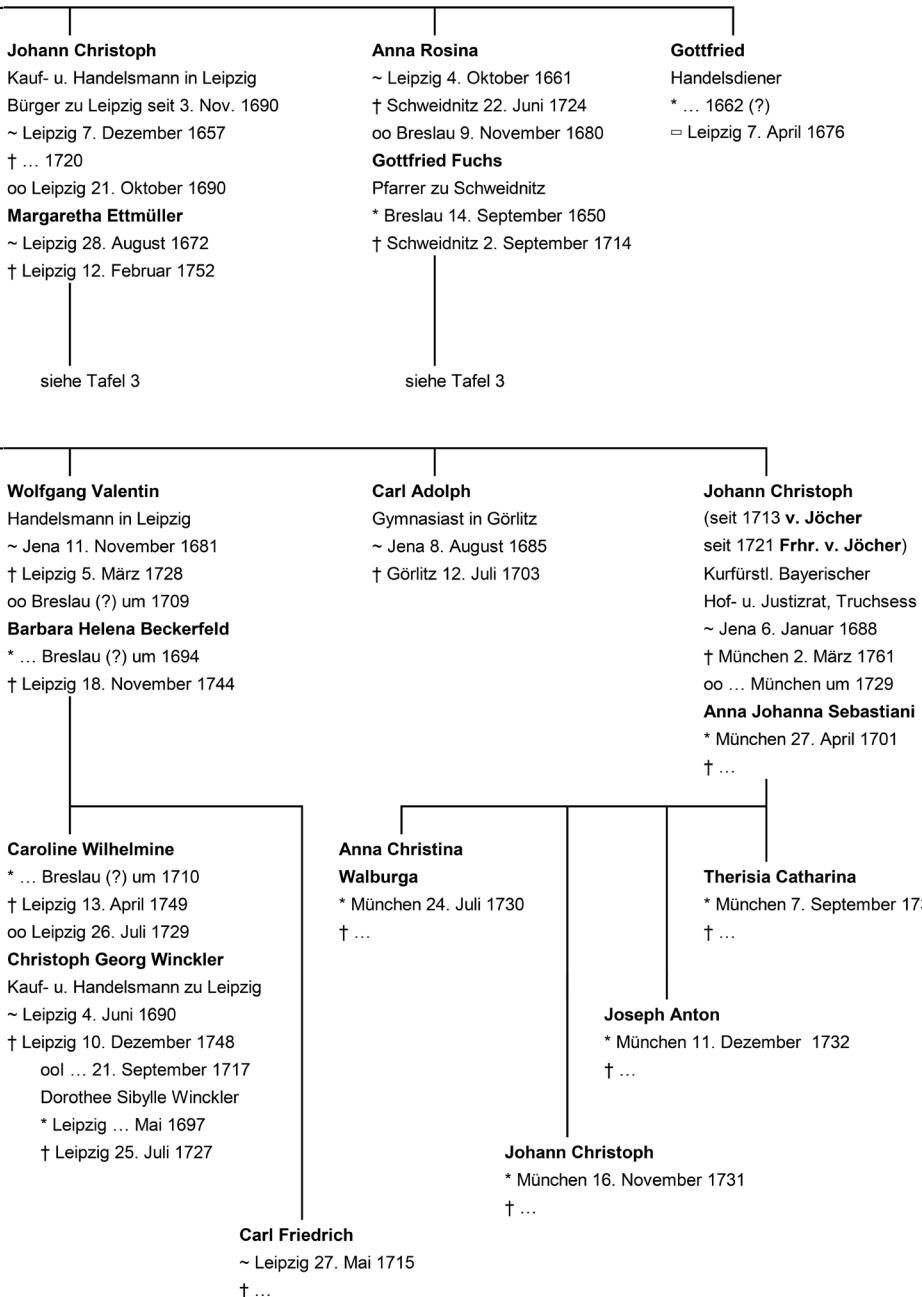
Johanna Christina
 ~ Leipzig 26. März 1709
 † Leipzig 29. Dezember 1712

Johann Gottlieb
 * Leipzig Nov. (?) 1710
 † vor 1715

Carl Adolph
 ~ Leipzig 26. Juli 1704
 † Leipzig 25. August 1707

Christiana Elisabeth
 ~ Leipzig 26. Juni 1707
 † Dresden nach April 1745
 oo Leipzig 12. Mai 1730
D. Otto Friedrich Lange
 * ...; † ... Dresden vor 1735

Tafel 2



siehe Tafel 2

Johann Christoph Jöcher

	Ernst Wilhelm Königl. Oberrechnungsexaminator in Dresden ~ Leipzig 6. August 1696 † Ende Februar 1737 oo Dresden ... Okt./Nov. 1720 Johanna Salome Krannichfeld aus Dresden * ...; † ...	Gottfried Leonhard Dr. juris utriusque Kurf. Sächs. Beisitzer des Schöppenstuhls zu Leipzig ~ Leipzig 16. Oktober 1701 † Leipzig 30. Dezember 1764 oo Leipzig 21. April 1740 Sophia Elisabeth Hetzer * ... um 1722 † Leipzig 4. August 1743 ooll Leipzig 21. November 1751 Christiana Charlotte Winckler ~ Leipzig 15. September 1723 † Leipzig 3. März 1796	Rahel Christiane ~ Leipzig 22. Juli 1706 † Leipzig 29. Oktober 1772
Christian Gottlieb Prof. Dr. theol. Universitätsbibliothekar ~ Leipzig 20. Juli 1694 † Leipzig 10. Mai 1758			
Johann Michael ~ Leipzig 12. August 1692 † Leipzig 16. November 1694	Heinrich Christoph ~ Leipzig 27. Januar 1698 † Leipzig 20. Februar 1704	Johanna Margaretha ~ Leipzig 3. April 1703 † Leipzig 15. Oktober 1719	

siehe Tafel 2

Tafel 3

Anna Rosina Fuchs

Rosina Barbara

* ... 1684

† ...

oo ... 1701

Hans Heinrich Helcher

Dr. med. in Schweidnitz

* ...; † ...

Anna Barbara

* ... 1685

† ... 1691

Theodora Barbara

* ... 1687

† ... 1687

Kunigunda Concordia

* ... 1690

† ...

oo ... 1710

Nicolaus Jacobsen

Kauf- u. Handelsmann

in Hamburg

* ...; † ...

Theobald Gottfried

* ... 1695

† ... 1712

Johanna Theodora

* ... 1688

† ... 1695

Theodosius Gottfried

Pfarrer zu Schweidnitz

* Schweidnitz 15. Nov. 1692

† Schweidnitz 10. Nov. 1767



Mitteldeutsche Geschichte Sachsen – Sachsen-Anhalt – Thüringen

Steffen Raßloff

ISBN 978-3-86729-240-5

Neuausgabe, 1. Auflage 2019, 24 x 16,5 cm
240 Seiten mit 80 farbigen Abbildungen

Preis 24,80 €

Was eint die drei Länder Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen? Was trennt sie? Diese Fragen beantwortet der Historiker Steffen Raßloff in seiner Gesamtdarstellung zur mitteldeutschen Geschichte. Von der Ur- und Frühgeschichte spannt er den Bogen bis in die jüngste Zeit.

Berichtet wird vom Königreich der Thüringer wie vom wettinischen Adelsgeschlecht, das einst große Teile der Region beherrschte. Beeindruckend erfährt man aber auch über die historische Vielfalt Mitteldeutschlands: Vom klassischen Weimar über das Dessau-Wörlitzer Gartenreich bis hin zum barocken Dresden Augusts des Starken konnte sich eine einmalig dichte Kulturlandschaft entfalten. Zahlreiche Impulse gingen vom Lande Luthers, Bachs, Goethes und des Bauhauses aus und prägen bis heute unsere Kultur.

Auf unterhaltsame Weise lässt der Autor wichtige Orte, Ereignisse und Persönlichkeiten der drei Länder Revue passieren, gibt Hinweise auf bedeutende Museen und Gedenkstätten und reflektiert die heutige Erinnerungskultur.

Rezension aus der Thüringer Allgemeinen

»Ob die Herrschaft der Wettiner oder das Wirken von Luther, Bach und dem Bauhaus – es gibt viele Beispiele, die klar machen: Die Geschichte der drei Länder lässt sich brillant aus ein- und derselben Perspektive erzählen.«

Rezension aus dem Mitteldeutschen Rundfunk

»Es macht Freude, dieses Buch zu lesen, weil Steffen Raßloff erzählen kann.«

Ein Sachse in Israel: Alfred Glaser und seine Beziehung zu Leipzig

Katrín Löffler

Ein Brief aus Leipzig, den Alfred Glaser im Dezember 1986 in Kfar Monash, einem Dorf in Israel, empfing, schlug »wie eine Bombe«¹ ein. Glaser, am 26. Dezember 1914 in Leipzig geboren, war zu diesem Zeitpunkt knapp 72 Jahre alt, hatte seine Vaterstadt im November 1938 unfreiwillig und in großer Angst verlassen und seitdem, also seit fast einem halben Jahrhundert, keine Verbindung in die alte Heimat gehabt. Für ihn war es ein schöner Schrecken, von unbekannter Hand aus Leipzig Post zu erhalten, ein aufwühlendes Ereignis, das nicht nur die heiteren Erinnerungen an Kindheit und Jugend ins Bewusstsein rief, sondern auch den untrennbar damit verbundenen Schmerz über den Heimatverlust und den Tod der gesamten Familie, denn er war der Einzige der Glasers, der die Shoah überlebt hatte.

Alfred Glaser steht beispielhaft für die Juden, die in der NS-Zeit aus Deutschland flohen und zeitlebens an ihrer alten Heimat hingen. Unter den Mitgliedern des 1953 gegründeten *Verbands ehemaliger Leipziger in Israel*,² deren Zusammenschluss ja bereits etwas über ihr Identitätsbedürfnis aussagt, galt er als Unikum: Keiner war ein so glühender Leipziger und Sachse wie er, und das macht ihn wiederum zu etwas Besonderem. Vermutlich war er der Einzige, der es schaffte, als Privatmann in Leipzig noch zu DDR-Zeiten offiziell von staatlichen Vertretern eingeladen zu werden und mit Foto in der Lokalpresse zu erscheinen.

Auf den Brief, den eine ihm unbekannte junge Frau namens Susanne Kucharski geschrieben hatte, reagierte er, wie erbeten, mit einem langen, autobiographischen Schreiben. Es war für den Kabarettisten Bernd-Lutz Lange bestimmt, der 1986 einen Beitrag über die Geschichte der Leipziger Juden in den *Leipziger Blättern* veröffentlicht hatte³ – den ersten nach 1945, der an ein allgemein interessiertes Lesepublikum adressiert war – und nun ein Buch über das Schicksal von Leipziger Juden verfassen wollte, das dann 1992 unter dem Titel *Davidstern und Weihnachtsbaum* auch erschien.

Glasers Selbstauskunft umfasst vierzehn engzeilig mit Schreibmaschine getippte Seiten und entstand über einen Zeitraum von etwa zwei Wochen. Sie ist eine komprimierte autobiographische Erzählung, die über das hinausgeht, was zunächst gewünscht war,

1 Alfred Glaser an Susanne Kucharski, 27. Dezember 1986, S. 1. Der gesamte Briefwechsel befindet sich im Archiv der Ephraim Carlebach Stiftung Leipzig; ich danke Susanne Kucharski-Huniat und Dr. Kerstin Plowinski für die entgegenkommende Möglichkeit zur Einsichtnahme.

2 Vgl. Hardy Fraenkel: Verband ehemaliger Leipziger in Israel. Festschrift 1953–1993, Tel Aviv [1993].

3 Bernd-Lutz Lange: Juden in Leipzig, in: *Leipziger Blätter* 9 (Herbst 1986), S. 50–57.

nämlich die Geschichte seiner Verfolgung und seines Überlebens.⁴ Hinter diesem Anliegen stand nicht zuletzt ein Defizit, das aus der ideologischen Steuerung des Buchmarkts in der DDR resultierte. Das Angebot an Sachbüchern, die sich mit der nationalsozialistischen Judenverfolgung befassten, war überschaubar.⁵ In der Geschichtswissenschaft blieb dieses Thema ein marginaler Forschungsgegenstand, was zunächst der politischen Instrumentalisierung der Disziplin geschuldet war. Da der Antifaschismus für die Selbstlegitimation des Staates essentiell war, stand der kommunistische Widerstand im Zentrum geschichtspolitischer Ziele; andere, nicht als politische Gegner Verfolgte – Juden, Sinti und Roma, Homosexuelle, »Asoziale« – folgten in der Hierarchie der Opfer weit abgeschlagen. Ein weiterer Grund lag darin, dass Antisemitismus und Genozid mit dem monokausalen Zugriff der marxistisch-leninistischen Geschichtswissenschaft, der historische Prozesse und Ereignisse primär auf antagonistische Klassengegensätze zurückführte, nicht zu erfassen waren. In diesem Erklärungsparadigma bestand die Funktion des Antisemitismus darin, den Klassenkampf und seine wirklichen Ursachen zu verschleiern und den »Rassenkampf« als das eigentliche Problem darzustellen. Der Massenmord an den Juden ließ sich jedoch nicht ausschließlich mit den ökonomischen Interessen des Monopolkapitals begründen. Aber nicht nur ideologische Restriktionen beschränkten die Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte, sondern letztlich wirkten sich auch in der ostdeutschen Gesellschaft Entlastungsstrategien aus, die Alexander und Margarete Mitscherlich in ihrer bekannten sozialpsychologischen Analyse der bundesdeutschen Gesellschaft als Symptome der »Unfähigkeit zu trauern« diagnostiziert hatten: Man verdrängte die nationalsozialistische Vergangenheit, redete die eigene Verstrickung klein, machte den »Führer« für alles verantwortlich, berief sich auf Pflicht und Gehorsam, wehrte Schuld und Scham ab.⁶

Daher verwundert nicht, dass in der DDR die ersten Werke von Historikern, die einem breiteren Lesepublikum Wissen über die Shoah vermittelten, aus dem Polnischen und Tschechischen übersetzt worden waren. Mit Helmut Eschwege publizierte dann 1966 bezeichnenderweise ein autodidaktisch gebildeter jüdischer Historiker als erster DDR-Autor mit seinem Band *Kennzeichen J* in größerem Umfang über die Judenverfolgung;⁷ einige wichtige Dokumentationen folgten in den 1970er und 1980er Jahren. Am größten waren die Defizite auf regionaler und lokaler Ebene. Zur Judenver-

4 Glaser erwähnt die ererbte »Schilderung meiner [Erlebnisse] und die Erlebnisse meiner Familie während der Judenverfolgung« (Glaser an Kucharski, 25. Februar 1987, S. 1).

5 Vgl. dazu Katrin Löffler: Keine billige Gnade. Siegfried Theodor Arndt und das christlich-jüdische Gespräch in der DDR, Hildesheim 2011, S. 101–111.

6 Alexander Mitscherlich, Margarete Mitscherlich: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens, München 1967.

7 Zur Entstehungsgeschichte vgl. die Darstellung aus autobiographischer Perspektive von Helmut Eschwege: Fremd unter meinesgleichen, Berlin 1991, S. 184–211.



Abb. 1: Alfred Glasers zweite Heimat: Kfar Monash, nicht weit entfernt von der Hafenstadt Haifa (Archiv Kucharski-Huniat)

Abb. 2: Gäste aus Leipzig waren für Alfred Glaser immer eine besondere Freude. Bernd-Lutz Lange und Gunter Böhnke unternahmen auf einer Gastspielreise im März 1995 einen Abstecher nach Kfar Monash. (Archiv Lange)

folgung in Leipzig erschienen lediglich in den 1960er Jahren zwei Beiträge in Fachzeitschriften von Manfred Unger, der zu dieser Zeit das Leipziger Stadtarchiv leitete.⁸

Bernd-Lutz Langes Buchprojekt ist vor diesem Hintergrund zu sehen: Überlebensgeschichten von Leipziger Juden zu sammeln, den marginalisierten und abstrakt bleibenden Opfern ein Gesicht zu geben, in Erfahrung zu bringen, wie genau das Unfassbare vor Ort geschah.⁹ Glaser erzählte, darum gebeten, die Geschichte seiner Flucht aus Leipzig und seines Überlebens, aber aus ihm purzelten darüber hinaus Kindheits- und

8 Manfred Unger: Die »Endlösung« in Leipzig. Eine Dokumentation zur Judenverfolgung 1933–1945, in: Sächsische Heimatblätter 8/1961, S. 449–464; ders.: Die »Endlösung« in Leipzig. Dokumente zur Geschichte der Judenverfolgung 1933–1945, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 5/1963, S. 941–957. Unger leitete ab 1969 das Leipziger Staatsarchiv und wurde 1984 außerordentlicher Professor für Regionalgeschichte und die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung an der Karl-Marx-Universität.

9 Im Vorwort schildert Lange kleine Erlebnisse, die den Anstoß gaben, sich stärker mit der Geschichte der Judenverfolgung und -vernichtung zu beschäftigen: »Mit meiner Frau las ich Bücher, sah Filme über das unglaubliche Geschehen, und je mehr ich erfuhr, desto unfaßbarer wurde es. Irgendwann wollte ich wissen: Und wie war es hier in Leipzig? Was geschah in meiner Heimatstadt? Gibt es noch Zeugen?« (Bernd-Lutz Lange: Davidstern und Weihnachtsbaum, Leipzig 1992, S. 9)

Jugenderinnerungen sozusagen ungefragt heraus. Sie geben uns ein fragmentarisches Bild von *einer* jüdischen Jugend in Leipzig, einer glücklichen Jugend. Der Brief hat jedoch noch eine andere Ebene, denn immer wieder teilt Glaser mit, wie ihm das Erinnern zusetzt und ihn zu Ruhepausen zwingt. So wird der Schreiber im Hier und Jetzt des Schreibens plastisch: in seiner Lebendigkeit und Emotionalität, mit seiner Hoffnung, Leipzig noch einmal zu besuchen, und mit den Spätfolgen seiner Traumatisierung. Insofern spiegelt der Brief auch die Versehrungen, die Verfolgung und erzwungene Migration hinterlassen haben. Als ein kompaktes und vielschichtiges Lebenszeugnis soll er hier (fast) vollständig ediert werden,¹⁰ ergänzt um eine autobiographische Passage aus einem zweiten Brief. Glaser wäre das recht gewesen. »Meine Briefe oder Teile aus ihnen vermache ich Ihnen und Sie koennen diese nach eigenem Ermessen gebrauchen!«, hatte er geschrieben.¹¹

Die Korrespondenz

Der Brief vom Dezember 1986 markiert den Beginn einer Korrespondenz, die über einen kleinen Umweg zustande gekommen war. Susanne Kucharski,¹² damals als Buchhändlerin tätig, war bereits seit etlichen Jahren mit Max und Marita Berg befreundet, die beide (zumindest teilweise) in Leipzig aufgewachsen waren und in den USA lebten. Ihnen schickte sie ein Exemplar der *Leipziger Blätter* mit Langes Artikel und erfuhr, dass es in Israel einen Mann namens Alfred Glaser gebe, der »quasi *der* Leipziger in Israel« sei.¹³ Also sandte sie auch ihm das Heft zusammen mit einem Schreiben, in dem sie ihm von Langes Buchprojekt erzählte und ihn bat, seine Geschichte beizusteuern. Glaser versprach, ausführlich zu antworten, und äußerte die Bitte, die Verbindung nicht abbrechen zu lassen. Er wäre dankbar, schrieb er, wenn sie ihm helfen könnte, Kontakte mit früheren Freunden zu bekommen. Und er fragte, ob es möglich wäre, das Grab des Vaters zu fotografieren. Da nur der Vater eines natürlichen Todes gestorben war, besaß dieses Grab einen besonderen Stellenwert für ihn, denn es war der einzige Ort, der sozusagen körperlich von der Existenz seiner Familie zeugte.

10 Bernd-Lutz Lange sei herzlich gedankt für die Überlassung von Glasers Briefen. Er hat dessen ersten, ausführlich erzählenden Brief in Auszügen bereits in seinem Buch *Davidstern und Weihnachtsbaum* (Leipzig 1992) abgedruckt, allerdings in einer lesefreundlich bearbeiteten Orthographie. Zu den hier angewandten editorischen Prinzipien siehe den Abschnitt »Zur Textgestalt«.

11 Glaser an Kucharski, 27. Dezember 1986, S. 3. Ähnlich Glaser an Bernd-Lutz Lange, siehe unten.

12 Seit September 1989 Kucharski-Huniat.

13 Lange: Weihnachtsstern (Anm. 9), S. 72. Die freundschaftliche Beziehung zwischen Alfred Glaser und dem Ehepaar Berg beruhte auf Glasers Jugendfreundschaft mit Walter Ide, dem Onkel von Marita Berg. Walter Ide und seine Schwester, also Marita Bergs Mutter, galten nach den Nürnberger Gesetzen als »Halbjuden« (Glaser an Kucharski, 27. Dezember 1986, S. 1). Die Eltern von Max Berg besaßen ein Juweliergeschäft in der Hainstraße; im *Leipziger jüdischen Jahr- und Adressbuch* (Leipzig/Berlin 1933, Ndr. Berlin 1994) ist Hans Berg unter der Adresse Hainstraße 8 verzeichnet.

Gleich in diesem ersten Brief also signalisierte Glaser, wie sehr ihm daran gelegen war, an alte Freundschaften anzuknüpfen und wieder mit Leipzig verbunden zu sein. Zunächst entspann sich mit seinen beiden neuen Leipziger Bekannten ein kontinuierlicher Briefwechsel. Glaser war dankbar für das Interesse am Schicksal der Leipziger Juden und damit auch an seinem eigenen, das ihm unter psychologischem Aspekt erlaubte, die abgebrochene Beziehung zu seiner Heimat und damit zu seiner Vergangenheit wiederherzustellen, und das ihm letztlich zu mehreren Reisen nach Leipzig verhalf. Im Gefolge seiner ersten beiden Besuche – im September 1987 und im November 1988 – kamen weitere Korrespondenzpartner hinzu. Dazu gehörten Hertha Lindner, die in der Fischhandlung, in der er gearbeitet hatte, seinerzeit eine Lehre absolvierte, wiedergefundene Jugendfreundinnen, Superintendent Friedrich Magirus, der ab 1985 die *Arbeitsgemeinschaft Kirche und Judentum* leitete, Siegfried Hollitzer, der im selben Jahr Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft geworden war,¹⁴ und dessen Tochter Konstanze.¹⁵ Er bekommme im Moment »unheimlich viel Post aus Leipzig«,¹⁶ sogar von Menschen die er gar nicht kenne, die seinen Namen aus der Zeitung hätten, schrieb Glaser. In der CDU-Tageszeitung *Die Union* war im November 1988 ein Bericht über seinen Besuch in Leipzig erschienen, der offensichtlich Menschen zum Schreiben animiert hatte.¹⁷ Er forcierte außerdem die Suche nach alten Bekannten, indem er Susanne Kucharski bat, eine Anzeige in die Zeitung zu setzen, für die er folgenden Text vorschlug: »Alfred Glaser geb. 16. 12. 14. früher Leipzig auch genannt Dede, war bei einer Pfadfindergruppe und im VfB Leipzig. Lernte auf dem Nikolaigymnasium. Zuletzt arbeitend bei der Fischraeucherei Gröspitsch Ernst Thaelmannstrasse als Filialleiter, sucht ehemalige Freunde und Bekannte.«¹⁸ Zwei ehemalige Mitschülerinnen meldeten sich bei ihm, nachdem die *Leipziger Blätter* im Frühjahr 1990 einen Text von ihm abgedruckt hatten, in dem er beschreibt, wie er in Leipzig die Stätten seiner Kindheit aufsuchte.¹⁹

Eine besondere Beziehung verband Glaser bald mit dem gleichaltrigen Siegfried Theodor Arndt (1915–1997), der eine so ganz andere Biographie hatte. Aufgewachsen in einem bäuerlichen, politisch nationalkonservativ ausgerichteten Elternhaus bei Leipzig, suchte er schon als Jugendlicher nach Orientierung in der konfliktträchtigen Zeit

14 Vgl. Löffler: Keine billige Gnade (Anm. 5), S. 186f.

15 Mit Konstanze Hollitzer verband Glaser ab 1989 bis zu seinem Tod ein enger, sehr persönlicher Briefwechsel; er schrieb alle zwei bis drei Wochen mehrseitige Briefe und wurde für sie zu einem feinfühligen Ratgeber (Auskunft von Konstanze Hollitzer). Glaser wiederum freute sich über die »jugendliche Frische«, die aus ihren Briefen sprach und ihn an seine »Jugend in Leipzig« erinnere (Glaser an Kucharski, 28. November 1991, S. 1).

16 Glaser an Kucharski, 6. April 1989, S. 3.

17 Thomas Krafczyk: »Ich habe neue Freunde«. Unser Treff mit Alfred Glaser aus Israel, in: *Die Union*, 12. November 1988, S. 8.

18 Glaser an Kucharski, 15. Februar 1988, S. 1. Die Anzeige kam nicht zustande.

19 Alfred Glaser: Aber meine alte Nikolaischule fand ich nicht, in: *Leipziger Blätter* 16 (Frühjahr 1990), S. 14.

der Weimarer Republik und schloss sich aus Überzeugung den Nationalsozialisten an. Wenngleich er unter Hitler keine Karriere gemacht hatte, setzte er sich nach Kriegsende intensiv mit seinen Verstrickungen auseinander, studierte Theologie und kehrte als Pfarrer in die DDR zurück.²⁰ Er wurde, nachdem er 1971 die Leitung der AG Kirche und Judentum in Leipzig übernommen hatte, zu einem führenden Protagonisten des christlich-jüdischen Gesprächs in der DDR und setzte sich konsequent für die Aufarbeitung der christlichen Judenfeindschaft ein. Glaser hatte von der Arbeitsgemeinschaft durch eine westdeutsche Bekannte erfahren und setzte einen Brief an Arndt auf. Wie beim Spiel von der Stillen Post war eine kuriose Adresse zustande gekommen: »An das Buero fuer Erhaltung und Verbindung des Judentums der Stadt Leipzig, z. Hd. Herrn Siegfried Theodor Arndt«. Glaser schrieb von seiner Kindheit und Jugend in Leipzig, seinem sehnlichen Wunsch, seine Vaterstadt noch einmal zu sehen, und seinen Befürchtungen, dies nicht mehr realisieren zu können. Ob Arndts Büro ihm behilflich sein könnte? Arndt versuchte zu helfen, indem er mit dem Vertreter für Kirchenfragen beim Rat der Stadt sprach und die Israelitische Religionsgemeinde über den Brief informierte. Er antwortete Glaser in gewohnt verbindlicher Art, und fortan korrespondierten die beiden Leipziger mit den so unterschiedlichen Lebensläufen und begegneten sich in Leipzig wie auch in Israel persönlich.²¹

Immer wieder bekundete Glaser, wie wichtig ihm die brieflichen Kontakte nach Leipzig waren, sowohl mit den Menschen aus seiner Jugendzeit als auch mit den neu gewonnenen Freunden.²² Mehrfach bezeichnete er die Briefe als seine »Vitamine«; wenn Post aus Leipzig eintraf, dann war »Fest bei Alfred«.²³ Seine Frau Netty, erzählte er, necke ihn gern und frage, ob er »wieder ›Bueroarbeit‹ haette und ›Romane‹ schreibe«.²⁴ Oft umfassen die Briefe mehrere engzellig beschriebene Seiten; Glaser tippte sie wegen seiner angeblich schwer zu entziffernden Handschrift mit der Schreibmaschine. Er berichtete von der aktuellen Situation in Israel, vor allem während des Zweiten Golfkriegs (1990/1991), von den Aufbauleistungen der jüdischen Siedler nach 1945 und von seinen Kindern und Enkeln. Über die deutschen Juden in Israel schrieb er, dass man sie Jeckes nannte und sich zahlreiche Witze über sie erzähle.²⁵ Es gibt kleine historische Exkurse zur Geschichte des Antisemitismus und zur Geschichte des Staates Israel. Und immer wieder flieht er sporadisch Erinnerungen an seine Leipziger Kindheit und Jugend ein: an Lieder wie »Off dem Scherbelbersche, sumserumsumsum, da sassen sieben

20 Zu Arndts autobiographischer Darstellung siehe Löffler: Keine billige Gnade (wie Anm. 5), S. 167–255.

21 Zur Beziehung zwischen Arndt und Glaser siehe ebd., S. 144–150.

22 Er habe zu seiner großen Zufriedenheit »eine vielseitige Korrespondenz« mit seinem geliebten ›Leibzsch‹ und »komme manchmal ueberhaupt nicht nach« (Glaser an Kucharski, 14. Juni 1989, S. 1).

23 Glaser an Kucharski-Huniat, 12. Juni 1991, S. 1.

24 Glaser an Kucharski, 6. April 1989, S. 3.

25 Zum Beispiel, dass ein Jecke während eines Busstreiks mit zwei Fahrrädern durch Tel Aviv fahre, weil er umsteigen müsse (Glaser an Kucharski, 6. Oktober 1988, S. 1).

Zwerche«²⁶ oder »In der Reitzenhainer Straße hads e Werschenmann erhaengd«,²⁷ an den Bäcker in der Johannigasse, bei dem er sich als Kind »fuern Groschen ›Guchenrender‹ gekoofd« hatte,²⁸ an diverse Lokale und sein Leibgericht: Thüringer Klöße und Sauerbraten,²⁹ an die Pferdefuhrwerke der Brauereien Riebeck und Naumann und seinen Freund Willy, der beim Anblick der Rückseite vollschlanker Damen sagte, »die had mer doch een genau wie een Riebeckpferd«.³⁰ Oder daran, wie er mit der Linie 5, einer alten, nach allen Seiten offenen Bahn, zum Bayerischen Bahnhof fuhr, neben dem Straßenbahnfahrer stand und immer wieder bettelte, ihn mal fahren zu lassen, bis dieser sagte: »Kleener mach Dich dinne, du nimmst mer de Luft weg!«³¹

Glaser ist ungewöhnlich mitteilsam, er versteht es, plastisch und anekdotisch zu erzählen, wobei sich, was wenig verwunderlich ist, auch manches wiederholt.³² Seine Briefe fallen durch ihre kommunikative Lebendigkeit auf, und das macht sie heute noch zu einer berührenden Lektüre.

Besuche in Leipzig

Die Bitte um Unterstützung, die Glaser in seinem ersten Brief an Arndt formulierte, hatte einen spezifischen Hintergrund: In jener Zeit luden westdeutsche Kommunen ihre vormals vertriebenen jüdischen Einwohner zu Besuchen ein – eine wichtige Geste, die gegen das Unrecht der Vergangenheit, das nicht »wiedergutzumachen« war, eine neue, positive Erfahrung zu setzen suchte. Die ehemaligen »jüdischen Mitbürger« waren nun im Ruhestandsalter angelangt, also in einer Lebensphase, in der es Raum für die Beschäftigung mit der eigenen Lebensgeschichte gibt und das Bedürfnis nach Bilanzierung wächst. Bei vielen verstärkte sich, wie bei Glaser, der Wunsch nach einem Wiedersehen mit der verlorenen Heimat.

26 Glaser an Lange, 12. September 1994, S. 2.

27 Glaser an Kucharski, 17. Mai 1987, S. 2. Das Lied kursierte in verschiedenen Varianten: »In der Reitzenhainer Straße kam der Würstchenmann gerannt« oder auch »In dr Reidznainer Schdraße haddsjä Seifenmann erworchd« [hat sich ein Seifenmann erwürgt] mit zwei weiteren Strophen zu einem »Wärschdjnmann« [Würstchenmann], der sich »erdrängkd« bzw. »erbummeld« hat. Vgl. Bernd-Lutz Lange: Liederliches Leipzig. Noten und Liedtexte zum Stadtrundgang, Leipzig 1985, Nr. 8 und 9; Brigitte Richter (Hg.): Leipziger Lieder, Sprüche und Gedichte. Auch ein Stück Stadtgeschichte, München/Berlin 1996, S. 138.

28 Glaser an Arndt, 15. Februar 1990, S. 4. Der Briefwechsel befindet sich im Archiv der Jüdisch-Christlichen Arbeitsgemeinschaft bzw. im Familienarchiv Arndt.

29 Glaser an Kucharski, 21. April 1987, S. 3.

30 Glaser an Kucharski, 14. Juli 1987, S. 6.

31 Glaser an Kucharski, 11. August 1987, S. 1.

32 Glaser ahnte das und entschuldigte sich bei Susanne Kucharski-Huniat für mögliche Wiederholungen seiner Erinnerungen, er sei »voll davon!« (28. November 1991, S. 1).

Glaser hatte sich bereits am 16. Oktober 1983 an die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig (IRGL) gewandt und erkundigt, ob für eine Reise von Israel nach Leipzig überhaupt eine Möglichkeit bestünde. Er sei 69 Jahre alt und wolle noch einmal das Grab des Vaters sehen.³³ Die Gemeinde antwortete, dass die Einreise am günstigsten zur Frühjahrs- oder Herbstmesse zu bewerkstelligen sei, da dann die Formalitäten entfielen; eine andere Möglichkeit sei, dass ein Reisebüro in Israel das Visum besorge.³⁴ Diesen letzteren Weg muss Glaser versucht haben, denn er erwähnte Jahre später in einem Brief an die Gemeinde, die Reisebüros in Israel hätten »keine Ahnung«, da es mit der DDR keine diplomatischen Beziehungen gebe.³⁵ Glaser selbst kannte keine Berührungsängste mit dem sozialistischen Staat, obwohl die DDR außenpolitisch einen dezidiert antizionistischen Kurs verfolgte.³⁶ 1986 hatte er sogar direkt an das »Reisebüro der DDR«³⁷ geschrieben, »nur mal so«, er wollte wissen, »ob es ueberhaupt moeglich« sei, von Israel aus in die DDR zu reisen. »Denn man fuhr schon viel von hier nach Polen, Rumaenien, Ungarn, Jugoslawien etc.«³⁸ Er habe aus Berlin einen netten Brief mit Informationen und touristischem Material über Leipzig erhalten.

Wegen der schwierigen Einreisebedingungen nutzten emigrierte Leipziger Juden oder deren Angehörige seit Jahrzehnten die vereinfachten Modalitäten zur Leipziger Frühjahrs- und Herbstmesse oder auch die Rauchwarenauktionen, um sich die Stadt anzusehen, der jüdischen Gemeinde einen Besuch abzustatten und die Friedhöfe aufzusuchen. Das *Nachrichtenblatt der jüdischen Gemeinden in der DDR* berichtete regelmäßig von diesen Gästen. Beispielhaft sei folgende Meldung angeführt: »Während der Rauchwarenauktionen im Februar und April sowie während der Frühjahrsmesse suchten aus-

33 Glaser an die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig (IRGL), 16. Oktober 1983, Archiv der IRGL, Nr. 577 (unpag.). Mein Dank gilt Klaudia Krenn von der IRGL und Ellen Bertram für ihre Unterstützung bei den Recherchen.

34 IRGL an Glaser, 31. Oktober 1983, Archiv der IRGL, Nr. 577.

35 Glaser an IRGL, 7. Juli 1987, Archiv der IRGL, Nr. 577.

36 Die DDR war außenpolitisch vom sowjetischen Kurs abhängig, setzte aber innerhalb des verbleibenden Spielraums ab den 1950er Jahren ausschließlich proarabische Akzente. Vor allem der Wunsch, durch die diplomatische Anerkennung seitens der arabischen Staaten den bundesdeutschen Alleinvertretungsanspruch zu durchbrechen und internationale Anerkennung zu gewinnen, beförderte die antisraelische Haltung der Partei- und Staatsführung. Siehe dazu Lothar Mertens: Staatlich propagierter Antizionismus: Das Israelbild der DDR, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung, Bd. 2, hg. von Wolfgang Benz, Frankfurt 1993, S. 139–153; Angelika Timm: Hammer, Zirkel, Davidstern. Das gestörte Verhältnis der DDR zu Zionismus und Staat Israel, Bonn 1997.

37 Das »Reisebüro der Deutschen Demokratischen Republik« firmierte unter diesem Namen ab 1964 als Nachfolger des 1917 in Berlin gegründeten Unternehmens »Mitteleuropäisches Reisebüro« (MER), das nach dem Krieg in »DER-Deutsches Reisebüro« umbenannt worden war. Es vermittelte Reisenden auch aus dem nichtsozialistischen Ausland Pauschalaufenthalte, Kur- und Campingreisen ebenso wie individuelle Hotelbuchungen, Fahrkarten, Flugtickets, Theaterkarten etc.; vgl. die Informationsbroschüre »Reiseziel Deutsche Demokratische Republik« [Berlin 1980]. Eine solche Broschüre dürfte Glaser erhalten haben.

38 Glaser an Kucharski, 11. August 1987, S. 1.

ländische Glaubensbrüder unsere Gemeinderäume auf und ließen sich ausführlich über das Leben der jüdischen Bürger in Leipzig und der DDR berichten. Sie besuchten auch unsere Gottesdienste und gaben ihrer Freude darüber Ausdruck, daß sich unsere Friedhöfe in gutem Zustand befinden.«³⁹ Aber das waren private Initiativen, die entsprechende finanzielle Mittel erforderten und über die kaum etwas bekannt ist. Ein Beispiel mit zeitlichen Parallelen zu Alfred Glaser ist Marcel Rowen, der 1925 in Leipzig geboren wurde, in der Mitte der 1980er Jahre eine enge briefliche Verbindung mit dem Leipziger Superintendenten Johannes Richter aufnahm und 1987 das erste Mal nach Leipzig kam, um das Grab seiner Mutter zu besuchen. Als US-Bürger nutzte er das »Reisebüro der DDR« und logierte im Interhotel Merkur. Wie Alfred Glaser kam er zum 50. Jahrestag der Reichspogromnacht nochmals nach Leipzig und hielt beim Gedenkgottesdienst in der Thomaskirche die Ansprache. Die Reisekosten wurden von der evangelischen Kirche Salzgitter übernommen.⁴⁰ In den späten 1980er Jahren artikulierte sich dann der Wunsch nach kommunaler Unterstützung.⁴¹

Ab Juli 1987, nach dem Beginn der Korrespondenz mit Susanne Kucharski und Bernd-Lutz Lange, intensivierte Alfred Glaser die Vorbereitungen für seinen ersten Besuch in Leipzig. Durch die freundschaftlichen Briefe aus seiner Heimatstadt sei die »Sehnsucht nach Leipzig ins Unerträgliche gestiegen«,⁴² bekannte er der jüdischen Gemeinde. Er reiste schließlich im September 1987 mit Marita Berg, der Vermittlerin des Erstkontakts, über Hamburg nach Bremerhaven und von dort aus weiter nach Leipzig. Das Visum, das er benötigte, besorgte ihm die jüdische Gemeinde. Genauer gesagt: Da ihn die Gemeinde als Körperschaft nicht einladen konnte, übernahm das ihr Vorstandsvorsitzender Eugen Gollomb privat, so wie es vielfach in der DDR praktiziert wurde. Um die Reise zu finanzieren, sparte Glaser und nahm einen kleinen Kredit bei einer Gewerkschaft auf. Schließlich konnte er schreiben: »Juhu ... juhu ... ich komme nach Leipzsch!«⁴³ Er logierte bei Susanne Kucharski, suchte die Orte seiner Kindheit und Jugend auf,⁴⁴ lief durch die Straßen und lauschte dem Klang des Sächsischen. Einen Nachmittag verbrachte er bei Siegfried Theodor Arndt und dessen Familie und aß »herrlichen

39 Nachrichtenblatt des Verbandes der Jüdischen Gemeinden in der DDR, Juni 1972, S. 11.

40 Vgl. die autobiographische Schilderung von Marcel Rowen: *Die Pforten des Himmels. Aufzeichnungen eines Holocaust-Überlebenden*, Bad Honnef 2002.

41 Glaser war nicht der Einzige, der sich deswegen an die Stadtverwaltung wandte; vgl. Löffler: Keine billige Gnade (wie Anm. 5), S. 147. Auch Marita Berg hatte sich im Juni 1987 an die Stadt Leipzig mit der Bitte gewandt, ihrem Mann nach über 50 Jahren einen Besuch in »seiner alten Heimat zu ermöglichen bzw. zu erleichtern durch eine evtl. offizielle Einladung oder nicht auf dem Pflichtumtausch zu bestehen« (Marita Berg an Bernd-Lutz Lange, 26. September 1987). Zuletzt mussten pro Tag 25 D-Mark eins zu eins gegen DDR-Mark getauscht werden.

42 Glaser an IRGL, 7. Juli 1987, Archiv der IRGL, Nr. 577.

43 Glaser an Kucharski, 11. August 1987, S. 1. Diesem Jubelruf folgen noch zwei weitere, versehen mit vier bzw. sieben Ausrufezeichen.

44 Darüber berichtet auch Bernd-Lutz Lange in *Davidstern und Weihnachtsbaum* (Anm. 9), S. 84–86.



Abb. 3: Besuch in Leipzig 1987, Gartenfest bei Susanne Kucharski, Günther Huniat und Familienangehörigen; Alfred Glaser (links) genießt die Gastfreundschaft. Neben ihm Günther Huniat; 4. v. l. Susanne Kucharski, 2. v. r. Max Berg; 3. v. r. Marita Berg. (Archiv Kucharski-Huniat)

›Quargguchen‹⁴⁵ erlebte ein Gartenfest bei Susanne Kucharski und Günther Huniat, war bei Familie Lange und bei Familie Hollitzer zu Gast und besuchte eine *academixer*-Vorstellung. Zurück in Israel, schrieb er einen Artikel für eine hebräische Tageszeitung,⁴⁶ der zur Folge hatte, dass in den Tagen danach sein Telefon »jede Minute« klingelte und Menschen wissen wollten, wie er es fertiggebracht habe, in die DDR zu reisen.⁴⁷

Nach seiner Rückkehr erkrankte er an einer schweren Grippe, wohl auch ein Zeichen dafür, wie sehr ihn die ersehnte Reise aufgewühlt und angestrengt hatte. Er war glücklich und zugleich bekümmert, weil er in Leipzig wegen der Warnung seiner westdeutschen Bekannten, die ihm Leipzig »mies gemacht«⁴⁸ hätten, nur acht Tage geblieben war. Für seinen Wunsch nach einer zweiten, besser geplanten Reise spielte ihm das Jahr 1988 in die Hände: Im November jährte sich zum 50. Mal die Pogromnacht, die nicht

45 Glaser an Arndt, 18. April 1988, S. 1.

46 Dieser Artikel erschien auch in deutscher Sprache in: Israel Nachrichten 14. April 1988, S. 3 f.

47 Glaser an Arndt, 24. Juli 1988, S. 2.

48 Glaser an Kucharski, 9. Dezember 1987, S. 1.

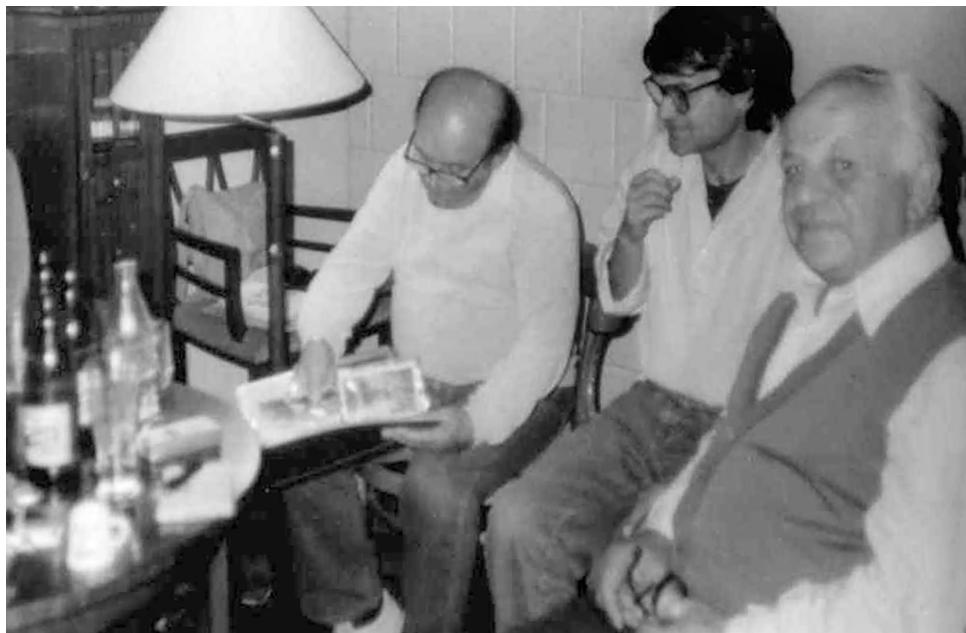


Abb. 4: Besuch in Leipzig 1987, Alfred Glaser (rechts) und Max Berg (links) zu Gast bei Bernd-Lutz Lange; sie schauen sich historische Ansichtskarten von Leipzig an und suchen in einem alten Adressbuch nach Verwandten, Freunden und Bekannten. (Archiv Lange)

nur im Westen Deutschlands, sondern auch in der DDR erinnerungspolitisch einen hohen Stellenwert besaß.⁴⁹

In Glasers Wohnort Kfar Monash wurden viele deutschstämmige Juden von ihren Heimatorten eingeladen, und als eine befreundete Karlsruherin selbst die Initiative ergriff und eine Einladung erhielt,⁵⁰ fasste sich auch Glaser ein Herz und schrieb im Mai 1988 einen Brief an den Leipziger Oberbürgermeister Bernd Seidel, in dem er kurz seine Geschichte und seinen ersten Aufenthalt schilderte und den Wunsch äußerte, zu den Gedenkfeiern anlässlich der Pogromnacht vor fünfzig Jahren noch einmal in seine Vaterstadt kommen zu wollen. Und tatsächlich wurde Glaser im November 1988 durch den Rat des Bezirkes Leipzig eingeladen, der allerdings aus nachvollziehbaren Gründen nicht für die Reisekosten aufkommen konnte. Glaser logierte privat bei der Witwe eines alten Leipziger Freunds, nahm neben seinem individuellen Programm an den offiziellen Veranstaltungen der Stadt zum Gedenken an die Pogromnacht teil und besuchte auch

49 Am 10. November 1988 wurde symbolisch der Grundstein für den Wiederaufbau der Neuen Synagoge in Berlin gelegt, die als *Centrum Judaicum* jüdische Kultur pflegen und zugleich Begegnungsstätte und Mahnmal sein sollte.

50 Glaser an Kucharski, 30. Juni 1988, S. 3.



Abb. 5: Besuch in Leipzig 1988, Alfred Glaser im Gespräch mit Rudolf Sabatowska, dem Stellvertreter des Oberbürgermeisters für Inneres (links), und Manfred Unger, dem Leiter des Staatsarchivs (rechts). (Archiv Arndt)

die Ausstellung Juden in Leipzig, die im November und Dezember 1988 im Kroch-Haus stattfand und die Geschichte der Leipziger Juden eindrucksvoll aufarbeitete.⁵¹ In der *Union*, der CDU-Tageszeitung, erschien der erwähnte Beitrag über ihn, und er gab dem »Sender Leipzig« ein Interview.

Das Beispiel zeigt, dass unbekümmerte Beharrlichkeit viel vermochte und staatliche Stellen durchaus versuchten, im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu helfen, sich aber auch unsicher waren. Der Rat des Bezirkes Leipzigs informierte im Mai 1989 den Staatssekretär für Kirchenfragen Kurt Löffler über die Einreisewünsche israelischer Bürger und bat um eine generelle Klärung, da grundsätzliche kirchenpolitische Fragestellungen berührten.

51 Siehe Manfred Unger u.a., *Juden in Leipzig. Eine Dokumentation zur Ausstellung anlässlich des 50. Jahrestages der faschistischen Pogromnacht im Ausstellungszentrum der Karl-Marx-Universität Leipzig*, Leipzig [1989].



Abb. 6: Besuch in Leipzig 1992, Alfred Glaser mit Konstanze Hollitzer auf dem Augustusplatz (Archiv Hollitzer)

würden.⁵² Auf kommunaler Ebene ließ sich eine solche Angelegenheit nicht regeln, aber ein offizielles Besuchsprogramm hätte sowohl den Einsatz von Devisen als auch eine Positionierung seitens des Staates erfordert.

Im Verband ehemaliger Leipziger in Israel hielt Glaser einen Vortrag über seine Reise. Den »alten Leutchen«, schrieb er, hätten die Tränen in den Augen gestanden, und später sei der Wunsch ausgesprochen worden, »mal als Gruppe nach Leipzig zu kommen. Vielleicht kann man denen mal helfen? Na, das ist Zukunftsmusik.«⁵³ Die ehemaligen Leipziger Juden mussten sich noch etwas gedulden: 1992 lud sie die Stadt das erste Mal ein.⁵⁴ In dieses Jahr fiel auch Alfred Glasers dritter Aufenthalt in Leipzig, allerdings nicht im Rahmen des offiziellen Programms, sondern wiederum privat unternommen und unterstützt durch Konstanze Hollitzer, die inzwischen ein Klavierstudium

52 Hartmut Reitmann, Rat des Bezirkes Leipzig, Abteilung Kirchenfragen, an Kurt Löffler, 19. Mai 1989, Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Leipzig, Bezirkstag und Rat des Bezirkes Leipzig Nr. 20690, Bl. 1.

53 Glaser an Lange, 8. Dezember 1988, S. 1 f.

54 Die Mitglieder der ersten Gruppe der Eingeladenen »kamen strahlend zurück«, schrieb Glaser an Susanne Kucharski-Huniat (6. Mai 1993, S. 2). Er selbst war über den Zustand des jüdischen Friedhofs in der Berliner Straße entsetzt, der zu DDR-Zeiten viel besser ausgesehen habe (ebd., S. 3).

aufgenommen und ein Benefizkonzert organisiert hatte, um Glaser die Flugtickets zu finanzieren. Die Familie beherbergte ihn zudem während seines Aufenthalts. Diesmal reiste er im Mai, sodass sein dreiwöchiger Besuch nicht mehr so stark vom Gedenken an das Novemberpogrom überschattet wurde.⁵⁵ Er sei von allen verwöhnt worden, schrieb er dankbar an Susanne Kucharski-Huniat, und habe nach seiner Ankunft drei bis vier Wochen gebraucht, um sich wieder zurückzufinden.⁵⁶ Ein wichtiger symbolischer Akt war, dass er die deutsche Staatsbürgerschaft zurückhielt, und zu seiner Freude wurde er auch Ehrenmitglied des Freundeskreises der Öffentlichen Handelslehranstalt und des VfB, in dem er einst gespielt hatte.⁵⁷ Der avisierte vierte Besuch, dessen Kosten Hertha Lindner bestreiten wollte,⁵⁸ kam nicht mehr zustande. Die gesundheitlichen Probleme waren zu massiv geworden; Glaser lebte, nachdem man ihn unter »Trompetenstoessen und Sirenengeheul«⁵⁹ auf die Intensivstation gebracht hatte, nun mit einem Herzschrittmacher. In seinem Haus starb er am 29. Mai 1995.

Die Einladung der emigrierten Leipziger Juden erfolgt durch die Stadt bis heute jährlich und bezieht auch die Nachfahren ein. Diese Besuche fanden bis 1995 im November statt und waren dadurch eng mit dem Gedenken an die Pogromnacht von 1938 verbunden. Nach einer Übergangsphase mit wechselnden Terminen und gelegentlich zwei Besuchsgruppen im Jahr wurde die Einladung 1999 endgültig in den hellen und dem Wohlbefinden zuträglicheren Frühsommer verlegt. So ließ sich der Aufenthalt zudem mit der Jüdischen Woche verbinden, die seit 1995 alle zwei Jahre von der Stadt gemeinsam mit der Israelitischen Religionsgemeinde und der Ephraim Carlebach Stiftung organisiert wird.

Familie Glaser

Die Glasers waren eine achtköpfige Familie. Der Vater Emil Glaser, geboren am 20. April 1877, war Kaufmann, führte ein Möbelgeschäft am Ranstädter Steinweg und wechselte später in die Gastronomie.⁶⁰ Mit dem Restaurant in der Rosentalgasse verbanden Alfred Glaser heitere Erinnerungen: Er verteilte als Achtjähriger kostenlos Limonade an seine Freunde und erhielt vom Vater eine nur milde Standpauke; der Konditor, der Eis

55 In der LVZ erschien ein Artikel über Glasers Besuch und die Unterstützung durch Konstanze Hollitzer; Jens Rometsch: Mit Musik nach Leipzig: Alfred Glaser. Sein Geschenk sind zehn Bäume in Israel, in: LVZ, 18. Mai 1992, S. 17.

56 Glaser an Kucharski-Huniat, 7. Juli 1992, S. 1.

57 Glaser an Kucharski-Huniat, 13. Februar 1994, S. 4. Der Freundeskreis der ÖHLA war von sich aus aktiv geworden und hatte Glaser eine Ehrenmitglied-Urkunde geschickt (Glaser an Kucharski-Huniat, 14. Juni 1994, S. 3).

58 Glaser an Kucharski-Huniat, 13. Februar 1994, S. 2.

59 Glaser an Lange, 12. Februar 1994, S. 1.

60 Glaser an Kucharski, 27. Dezember 1986, S. 2.

machte, gab ihm den Löffel zum Ablecken, und die Köchin überließ ihm die geleerten Apfelmusbüchsen.⁶¹ Mehrfach erwähnt Alfred Glaser, sozialistisch erzogen worden zu sein. Sein Vater sei aktiver Sozialdemokrat gewesen und habe noch August Bebel gekannt, und im Wohnzimmer habe ein Bild von Ferdinand Lassalle gehangen.⁶² Der Vater, Kriegsteilnehmer im Ersten Weltkrieg, habe sich immer »als ein guter Deutscher«⁶³ gefühlt, einen riesigen Kaiser-Wilhelm-Bart getragen und seinen Kindern öfters »Bei Sedan auf den Höhen« vorgesungen.⁶⁴ Die Familie zog oft um; zuletzt wohnte Alfred Glaser mit seiner Mutter in der Crottendorfer Straße 14.

Die Familie ging nur an hohen Feiertagen in die Synagoge in der Gottschedstraße; Glaser beschreibt sie als assimiliert. Auch in Israel lebte er nicht nach den rituellen Vorschriften des Judentums, sondern freute sich, dass es »herrlichen Schinken« und sonstige Wurstwaren aus Schweinefleisch zu kaufen gab.⁶⁵ Der Vater starb eines natürlichen Todes am 24. November 1927, kurz bevor sein Sohn Alfred die Bar mizwa, das Fest der religiösen Mündigkeit, feiern konnte. Er wurde auf dem Alten Israelitischen Friedhof an der Berliner Straße bestattet; sein Grab ist erhalten und war jahrelang Gegenstand des Briefwechsels zwischen Glaser und der Israelitischen Religionsgemeinde. Glaser bemühte sich ab den späten 1980er Jahren darum, den alten Grabstein mit der inzwischen schwer leserlich gewordenen Inschrift durch einen neuen Stein ersetzen bzw. durch eine zusätzlich aufgestellte kleine Platte ergänzen zu lassen. Da er finanziell nicht gutgestellt war, zog sich das Vorhaben in die Länge und zerschlug sich schließlich durch die Währungsunion und die Einführung der D-Mark.

Alfred war das jüngste von sechs Kindern; er hatte drei Schwestern und zwei Brüder, die teilweise Familien gegründet hatten.⁶⁶

- *Dorothea* verh. Heliczer, geboren am 28. August 1901 in Breslau, in der »Polenaktion« abgeschoben und deportiert; verheiratet mit *Elias Heliczer*, geboren am 13. Dezember 1895, gestorben am 14. Mai 1938 in Leipzig
- Tochter *Jutta Klara*, geboren am 27. November 1925 in Leipzig, in der »Polenaktion« abgeschoben und deportiert
- *Johanna* verh. Epstein, geboren am 10. April 1905 in Breslau, deportiert nach Auschwitz; verheiratet mit *Alfred Epstein*, geboren am 14. Juni 1898 in Leipzig, gestorben am 1. Juli 1971 in Toulouse; drei Kinder:

61 Glaser an Lange, 22. August 1989, S. 1.

62 Glaser an Kucharski, 15. Mai 1988, S. 5.

63 Glaser an Arndt, 24. Mai 1987, S. 1.

64 Glaser an Arndt, 1. Dezember 1993, S. 5. Das sentimentale Lied nimmt Bezug auf die Schlacht bei Sedan im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71; es avancierte zu einem populären Soldatenlied.

65 Glaser an Kucharski, 15. Mai 1988, S. 5.

66 Die folgenden Angaben stammen aus dem Archiv der IRGL sowie aus Ellen Bertram: Leipziger Opfer der Shoah. Ein Gedenkbuch, Leipzig 2015, und der Online-Datenbank Gedenkbuch Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945; <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/index.html.de> [letzter Abruf 10.02.2020].

- Herbert Max*, geboren am 15. November 1924 in Leipzig, Unfalltod am 14. Oktober 1935 in Leipzig
- Edith*, geboren am 14. Juli 1934 in Leipzig, deportiert nach Auschwitz
- Erich*, geboren am 5. Januar 1940 in Antwerpen, deportiert nach Auschwitz
- *Markus*, geboren am 12. Juli 1907 in Breslau, zuletzt wohnhaft in Grimma, deportiert am 10. Mai 1942 ins Ghetto Bełzyce; verheiratet mit *Irma* geb. Moses, geboren am 30. Januar 1911 in Grimma, am 10. Mai 1942 deportiert ins Ghetto Bełzyce
Tochter *Erika*, geboren am 5. Februar 1938 in Leipzig, am 10. Mai 1942 deportiert ins Ghetto Bełzyce
 - *Rosa*, geboren am 6. Januar 1910 in Leipzig, am 10. Mai 1942 deportiert ins Ghetto Bełzyce
 - *Martin*, geboren am 3. Januar 1912 in Leipzig, interniert in den Lagern Saint Cyprien bzw. Drancy, am 7. September 1942 nach Auschwitz deportiert.

Alle wurden Opfer der Shoah, so wie auch die Mutter Cäcilie Cypre Glaser, die am 10. März 1876 geboren worden war⁶⁷ und ebenfalls am 10. Mai 1942 ins Ghetto Bełzyce deportiert wurde. Besonders tragisch ist die Geschichte der Schwester Johanna, der noch gemeinsam mit ihrer Familie und Martin, dem mittleren Bruder, die Auswanderung nach Kolumbien gelang, die aber aufgrund der klimatischen Bedingungen nach Europa, nach Belgien, zurückkehrte. Von der Geburt seines jüngsten Neffen 1940 in Antwerpen hat Alfred Glaser vermutlich nie erfahren. Als die Deutsche Wehrmacht im Mai 1940 in das neutrale Belgien einmarschierte, flohen diese Verwandten nach Frankreich und konnten der Verfolgung nicht erneut entkommen. Nur der Schwager Alfred Epstein überlebte Auschwitz; davon, wie Alfred Glaser ihn wiederfand, berichtet er in seinem Brief an Bernd-Lutz Lange.

Im Konzentrationslager⁶⁸ in den Niederlanden lernte Glaser seine spätere Frau Netty kennen, als sie, »vermummt wie ein Baer«, Bäume fallen musste und beide sich gegenseitig Mut machten.⁶⁹ Vor allem sie drängte nach der Heirat, die in Amsterdam stattfand, auf die Auswanderung nach Israel, um den Kindern diskriminierende Erfahrungen zu ersparen.⁷⁰ Sie war eine holländische Jüdin und hatte entschieden, niemals deutschen

67 Cäcilie Glaser geb. Mehr stammte aus dem galizischen Horyniec. Im Auswanderungsfragebogen der Tochter Rosa ist angegeben, dass die Mutter aus der Landwirtschaft kam.

68 Glaser nennt den Namen des Lagers nie, aber die wenigen Einzelheiten, die er anführt (Vorgeschichte als niederländisches Flüchtlingslager, Befreiung durch Kanadier) und die Erwähnung der Bekanntschaft mit Alexander Siegfried Wachtel (siehe S. 103) lassen darauf schließen, dass es Westerbork war. Dieses Konzentrationslager fungierte als zentrales Sammellager für zumeist jüdische Häftlinge, aber auch Sinti und Roma und Widerstandskämpfer, die von dort aus in andere Konzentrations- und Vernichtungslager deportiert wurden.

69 Glaser an Kucharski, 25. Februar 1987, S. 6.

70 Er habe erst nicht nach Israel gewollt, schrieb Glaser an Susanne Kucharski (14. Juli 1987, S. 7), aber seine Frau habe »innig« gebeten, damit die Kinder in einem Land geboren werden, in dem sie »freie



Abb. 7: Grabstein von Emil Glaser auf den Alten Israelitischen Friedhof, Februar 2020 (Foto: Löffler)

Boden zu betreten, tolerierte aber offensichtlich die starke Sehnsucht ihres Mannes nach Leipzig, seine Reisebemühungen und seine unermüdliche Kontaktpflege. Zwei Kinder kamen zur Welt, eine Tochter (geboren ca. 1952) und ein Sohn (geboren ca. 1955). Als Glaser die Korrespondenz mit Susanne Kucharski aufnahm, hatte die Tochter bereits drei Söhne im Alter von drei, sechs und acht einhalb Jahren; ein vierter kam noch hinzu. Der Sohn heiratete im August 1988 die Tochter einer frommen jemenitischen Familie;⁷¹ im Verlaufe der Korrespondenz erfährt man von der Geburt zweier Töchter. Die Nachkommen bedeuteten Alfred Glaser viel. Zu einem Besuch seiner Kinder und Enkel merkte er an: »[...] das ist immer eine Freude wenn man sieht, dass die Familie wieder waechst!«⁷² Als er die Geburt eines neuen Enkelkinds mitteilte, kommentierte er das Ereignis mit den Worten: »Wir, meine Frau und ich haben viel verloren aber diese Kinder sind eine Wiedergutmachung des Lebens!«⁷³

Glaser war stolz darauf, zur Pioniergeneration zu gehören, die das Land fruchtbar gemacht und den Staat aufgebaut hatte. Er lebte zunächst in einer sozialistischen Gemeinschaftssiedlung (ob Kibbuz oder Moshav bleibt unklar) und betrieb dann eine eigene

Menschen« seien, »ohne Antisemitismus«. Ihre Eltern waren im Vernichtungslager Sobibor getötet worden.

71 Glaser an Arndt, 15. September 1994, S. 2.

72 Glaser an Kucharski-Huniat, 17. Juni 1990, S. 3.

73 Glaser an Arndt, 15. September 1994, S. 3.

Landwirtschaft mit Kühen, Hühnern und Gemüseanbau. Als 1962 in seiner Nähe eine Lebensmittelfabrik für Mayonnaise, Margarine, Käse etc. errichtet wurde, gab er seine Wirtschaft auf und arbeitete dort bis zur Pensionierung,⁷⁴ zuletzt als Abteilungsleiter. Immer wieder lud er seine Leipziger Freunde ein, ihn in seinem bescheidenen Häuschen aus der Pionierzeit⁷⁵ zu besuchen, und freute sich, wenn sie seiner Einladung Folge leisten konnten.⁷⁶

Alfred Glaser, der Sachse

Glaser sagte über sich selbst, er sei ein »Gefuehlsmensch«.⁷⁷ Seine ausgeprägte Emotionslität zeigt sich in seinen Briefen besonders dann, wenn es um sein »geliebtes Leibzsch« geht, denn alles, was von dort kam, erregte Freuden- und Glücksgefühle, auch Post von Amtsträgern und Funktionären. Als ihm Oberbürgermeister Bernd Seidel auf seinen Dankesbrief hin ein »ganzes Paket« mit Material über Leipzig – Broschüren und Bilder – schickte, jubelte er: »Na, das war was fuer Alfred!!!«⁷⁸ Wie selektiv seine Wahrnehmung war, belegt beispielhaft eine Äußerung nach seinem ersten Besuch im September 1987. Er sah nicht den dramatischen Verfall der Stadt und die Kriegslücken, die es noch immer in der Innenstadt gab, sondern »pulsierendes Leben und Lebenswillen«.⁷⁹

Oft evoziert er heitere Erinnerungen, so wie diese von einer »Heemfuhre«, wie die Zwanzigjährigen damals sagten, wenn sie beim Tanzen ein Mädchen kennengelernt hatten und es bis zur Haustür geleiten durften. Glaser hatte Silvester gefeiert:

Noch Luftschlangen im Haar und Konfetti wankten wir singend nach Hause die Voegel sangen schon, das war Leben!!! Ich sang einem Maedchen nach die ins Haus ging, ich hatte damals eine schoene Stimme: Jan Kiepura »Nino lach mir

⁷⁴ Glaser an Kucharski, 25. Februar 1987, S. 6.

⁷⁵ Auf sein Haus kommt Alfred Glaser wiederholz zu sprechen. Er konnte es modernisieren und zwei Kinderzimmer anbauen, nachdem die Bundesrepublik das sogenannte Bundesentschädigungsgesetz (1956) verabschiedet hatte und »Wiedergutmachungszahlungen« leistete. Glaser hatte im Dezember 1958 mit der Leipziger jüdischen Gemeinde Kontakt aufgenommen, da er Bescheinigungen über die Deportation und Ermordung seiner Angehörigen benötigte (Archiv IRGL, Mappe 382).

⁷⁶ Über seinen Besuch bei Alfred Glaser und die Begegnungen mit anderen emigrierten Leipziger Juden in Israel berichtet Bernd-Lutz Lange in *Davidstern und Weihnachtsbaum* (Anm. 9), S. 247–268.

⁷⁷ Glaser an Kucharski, 15. Mai 1988, S. 3.

⁷⁸ Glaser an Kucharski, 14. Juni 1989, S. 3.

⁷⁹ Glaser an Lange, 11. Januar 1988, S. 2. Geradezu konträr selektiv hingehen fiel der Eindruck von Marcel Rowen aus, der Leipzig im selben Jahr als »fast völlig zerstört« wahrnahm, vgl. Rowen: Pforten (Anm. 40), S. 117.

einmal zu«⁸⁰ oder Vergiss mich nicht nach Gigli,⁸¹ bis dann ein Fenster aufging und eine sehr anruechige Sache auf meinem Kopf landete und ich hoerte schreien »Na das werscht de ooch nich vergessen!!⁸²

Auf die Kleinmesse kommt er am häufigsten zu sprechen. Dort gaben er und sein Bruder das Taschengeld aus, beispielsweise für eine Tüte Waffelbruch, die sie mit ihrem letzten Groschen bezahlten und in der sich fünfzig Pfennige fanden, sodass sie wieder Geld besaßen.⁸³ Oder er berichtet, dass ihn die Kartoffelpuffer, die er eben gebacken habe, an die Kleinmesse erinnerten, wo es eine Hamburger Pufferbude gegeben habe, an der er so oft gestanden habe, dass seine Freunde sagten: »Der Alfred schlaechd noche mal Wurzeln an der Bude.«⁸⁴

Steht die grosse Achterbahn noch? Die wurde nie abgebaut! Dann das feststehende Gebaeude von Zeissners Bratwurstgloekle. Da gab es wunderbar gegrilltes Huhn!! Als Kinder war dort stets am Sonntag nachmittag Puppentheater und der kuenstliche Donner und Blitz machte einen grossen Eindruck auf uns. Erst war die Messe auf den Frankfurter Wiesen, [...] spaeter kam sie weiter hinten auf einen Platz in Richtung Flutkanal.⁸⁵

Die Kleinmesse erscheint geradezu als Inbegriff gefühlsseliger Kindheitserinnerungen und der dringliche Wunsch, sie noch einmal zu sehen, als das Bestreben, diese lange unter Verschluss gehaltenen Gefühle mit einem Ort verbinden zu können. Bei der Planung der dritten Leipzig-Reise spielte der Termin der Kleinmesse dann eine große Rolle.

Die Weihnachtszeit war für Glaser »jedes Jahr sehr schwer«,⁸⁶ das heißt hochgradig emotional besetzt. An Bernd-Lutz Lange schrieb er, dass man zu Hause als »sehr assimilierte Leipziger« Weihnachten gefeiert habe:

80 Der Titel des Liedes ist »Ninon, lach mir einmal zu«, es stammt aus dem Film *Ein Lied für Dich* (1933). Jan Kiepura war einer populärsten Tenöre der 1930er Jahre.

81 Das Lied »Vergiss mein nicht« sang der italienische Tenor Beniamino Gigli im gleichnamigen Film (1935).

82 Glaser an Lange, 12. September 1994, S. 2. In einem anderen Brief erzählt Glaser diese »Heemfuhr«-Episode leicht abgewandelt: Er habe Jan Kiepuras Lied »Heute Nacht oder nie« gesungen, von oben habe jemand »Niel« geschrien, und dann habe er einen Eimer Wasser über den Kopf bekommen (Glaser an Kucharski, 14. Juli 1987, S. 6).

83 Glaser an Arndt, 27. Juli 1987, S. 2.

84 Glaser an Kucharski, 15. April 1988, S. 1.

85 Glaser an Kucharski, 14. Juli 1987.

86 Glaser an Lange, 20. Dezember 1990, S. 1.

Im Gegensatz zu den anderen Glaubensgenossen, die nur Channukah⁸⁷ feierten. Wir hatten einen Baum und meine Schwester spielte, als Zeichen, dass wir das Zimmer betreten durften, »Stille Nacht«. Heute vielleicht klingt das Alles komisch, aber wenn die Zeit naht werde ich immer furchtbar sentimental und muss einfach an diese schoenen Kindheitstage denken. Ich stelle mir dann die Deutsche Welle aus Koeln an, die hier gut zu hoeren ist, hoere die Weihnachtslieder und das Wasser will aus den Augen nicht verschwinden. [...] Wir haben dann im Geschaeft die Aale mit roten Baendern geschmueckt und mit Tannenreisig. Wir machten den Weihnachtsmarkt unsicher und tranken viele Tassen Boullion von Maggiwuerfelreklame bis man uns wegjagte.⁸⁸

Beim Stollenessen denke er immer an seine Mutter, die zu Weihnachten ein ganzes Brett voll backen ließ. An jeder Stolle sei ein Stück Holz mit dem Namen gewesen, er habe mit zum Bäcker in die Johannigasse gehen dürfen – ihm werde »ein wenig weh ums Herz«,⁸⁹ wenn er daran denke. Als er aus Leipzig ein großes Foto seines Bruders Martin geschickt bekam, habe er »geflemt wie ein Kind«, eine Frau aus dem Dorf habe ihn nach Hause gebracht, er sei »ganz fertig« gewesen.⁹⁰

Glaser thematisierte durchaus die Folgen, die seine Flucht und die sieben Lager-Jahre für ihn hatten, aber er kontrollierte einschlägige Erinnerungen, indem er sie in erträglichen Grenzen hielt. Über die Zeit im Konzentrationslager berichtete er auch im autobiographischen Brief an Bernd-Lutz Lange nur wenig und entschuldigte sich damit, seelisch etwas »angeschlagen« zu sein.⁹¹ Während er an dem langen Brief schrieb, habe er »Valium geschluckt wie Pfefferminzdrops«,⁹² teilte er Susanne Kucharski mit. Seine Ärzte seien der Meinung, dass er an einem »Lagersyndrom«⁹³ leide mit Alpträumen, Schlaflosigkeit und Schwächezuständen. Als »Nachwehen« des Konzentrationslagers benannte er seine ständige »Angst, dass guten Freunden etwas passieren koennte oder

87 Chanukka ist ein achttägiges Fest, das an die Einweihung des zweiten Tempels 164 v. Chr. in Jerusalem erinnert.

88 Glaser an Lange, 20. Dezember 1990, S. 1. Die Stollen, die ihm Stefanie Lange und Hertha Lindner nach Kfar Monash schickten, würdigte er mit großer Dankbarkeit.

89 Glaser an Kucharski-Huniat, 14. Dezember 1989, S. 3.

90 Glaser an Kucharski-Huniat, 16. März 1991, S. 1. Das Foto schickte ihm eine ehemalige Mitschülerin, die mit seinem Bruder befreundet gewesen war.

91 Erinnerungen an ermordete Verwandte brach er ab mit den Worten: »Lassen wir das. Ich bekomme nur wieder meine Depressionen.« (Glaser an Arndt, 24. Mai 1987, S. 2) Später erwähnt er einmal, bei den Fernsehsendungen im israelischen Rundfunk am Gedenktag für die Opfer der Shoah an seine ermordeten Kameraden gedacht zu haben, die er im ersten, langen Brief an Bernd-Lutz Lange nicht erwähnt hatte, weil er es »nicht nervlich verkraften« konnte (Glaser an Lange, 18. März [recte: April] 1993, S. 1).

92 Glaser an Kucharski, 21. April 1987, S. 1.

93 Glaser an Kucharski, 18. September 1988, S. 1.

in der Familie«.⁹⁴ Letztlich hatte er immer Flashbacks zu befürchten, so wie beim Golfkrieg, der wieder verstärkt Angstträume und Schweißausbrüche hervorrief.⁹⁵

Inzwischen ist viel zur Traumatisierung von Shoah-Überlebenden geforscht worden und auch zur Fähigkeit der Resilienz.⁹⁶ Die in den 1970er Jahren aufgekommene Resilienzforschung untersucht die psychische Widerstandsfähigkeit und fragt u. a. danach, wie und warum Menschen nach schwersten traumatischen Erfahrungen in der Lage sind, nicht in Verbitterung und Trauer steckenzubleiben, erlittenes Leid und Unrecht auszuhalten und ein gutes, erfolgreiches Leben zu führen. Vor allem interessiert dabei, auf welche individuellen und sozialen Ressourcen diese Menschen zurückgreifen können.

Dass Glaser trotz des Verlustes der ganzen Familie und der eigenen KZ-Erfahrung sein Leben als sinnvoll und glücklich betrachtete, steht außer Frage. Die Emigration nach Israel hatte ihm harte Pionierarbeit abverlangt, auf die er stolz war, er hatte wirtschaftlich für sich selbst sorgen können, und er hatte eine Familie gegründet, die ihm stabilen emotionalen Halt gab, so wie früher die Herkunftsfamilie. Neben diesen sozialen Faktoren gab es jedoch auch individuelle Faktoren für seine Resilienz. Seine Intelligenz erlaubte ihm die Selbstreflexion und die Kontrolle des Erinnerns, und zu seiner psychischen Konstitution gehörten lebensbejahende Eigenschaften wie Humor, Optimismus, Kommunikationsfreude und die Begabung zur Freundschaft. Selbst wehmütige Erinnerungen werden im Erzählen humorvoll eingehiegt, wie zum Beispiel beim erwähnten Gedenken an Weihnachten. Er habe sich wieder ein Stückchen Stolle in den Mund geschoben, teilte er mit, seine Frau sei in Netanja, und so bekomme er keine Vorträge über das »Dickwerden und Kolllestrol«.⁹⁷ Oftmals notierte Glaser sein Lachen, von »haha« bis »hahahahaha«. Er attestierte sich einen »angeborenen Humor«; sogar im KZ habe er bei Schikanen und Schlägen versucht, die Kameraden mit seinem Humor aufzurichten.⁹⁸ Dieser Humor aber ist untrennbar mit dem Sächsischen verbunden; selbst im Internierungslager auf holländischem Boden, wo er mit deutschen Juden zusammentraf, fehlten ihm »die burschikosen humorvollen Sachsen«.⁹⁹ Über einen Infekt, der ihn niederstreckte, konnte er spotten: »Wenn der Viruskerl wenigstens Saechsisch gesprochen haette haette ich mir seinen Besuch noch ertragen können.«¹⁰⁰

94 Glaser an Arndt, 16. Juli 1990, S. 1.

95 Glaser an Arndt, 15. Juli 1991, S. 1.

96 Zuletzt vgl. Monika Jesenitschnig: Holocaust, Trauma und Resilienz. Eine entwicklungspsychologische Studie am Beispiel von Ruth Klügers Autobiographie, Gießen 2018.

97 Glaser an Kucharski-Huniat, 14. Dezember 1989, S. 3.

98 Glaser an Lange, 12. November 1994, S. 1.

99 Glaser an Kucharski, 11. August 1987, S. 2.

100 Glaser an Arndt, 24. Februar 1992, S. 2. In einem autobiographischen Text erinnert sich eine Leipzigerin an Alfred Glaser, der ihre Schwester Hanni als »Heemfuhr« nach Hause geleitet habe. Die Geschwister hätten ihn alle wegen seines unverwechselbaren Humors gemocht, über den sogar der gestrenge Vater »herzlich lachte« (Judith Zeising, Das wiedergefundene Wort. Eine Erinnerung an Alfred Glaser, in: Leipziger Rückspiegel. Literarische und publizistische Texte zur Stadt- und Regionalgeschichte, Leipzig 2004, S. 70–73, hier S. 70).

Auch nach vielen Jahren in Israel war Glasers Herkunft ohne große Mühe hörbar. Deutsche Touristen, so berichtet er, würden zu ihm sagen: »Na wo Sie herkommen brauchen wir nicht zu fragen. Ich saechsle noch sehr stark!!«¹⁰¹ Seine Identifikation mit dem Sächsischen übertrug er auch auf die Ostdeutschen. Als in Jerusalem Künstler aus der DDR auftraten und gute Kritiken erhielten, war er stolz auf sie, als ob er »zu ihnen gehoere«.¹⁰² Es erfüllte ihn mit Stolz, dass er dem Wörterbuchprojekt zu den obersächsischen Mundarten der Sächsischen Akademie der Wissenschaften einen Wortbeleg für »Heemfuhrē« liefern konnte, der bis dahin für Leipzig gefehlt hatte.¹⁰³ So wie die Übernahme einer neuen Mundart ein Indiz für das Ablegen einer unliebsamen regionalen Identität sein kann, so scheint Glasers unverwüstliches, »herrliches geliebtes«¹⁰⁴ Sächsisch genau das Gegenteil anzudeuten. Gerade der Dialekt, der ja – damals wie heute – gern zum Gegenstand des Spotts gemacht wird,¹⁰⁵ ist das entscheidende Charakteristikum für regionale Zugehörigkeit. Die große Bedeutung des Sächsischen legt daher die Vermutung nahe, dass Glasers Identität sehr viel stärker eine sächsische bzw. Leipziger als eine deutsche Identität war. Geradezu mustergültig belegen das zwei kleine Episoden, die er Bernd-Lutz Lange von seinem ersten Aufenthalt erzählte.

Ich erinnere mich, als ich mit Susanne in der Strassenbahn fuhr und in Erinnerung zu ihr sagte: »Hier ist mal Linie 15 gefahren.« Da dreht sich eine ältere Leipzigerin um und sagte im herzerwärmenden Sächsisch: Scha se ham recht, ooch die finfe is gloobe ich hier mal gefaarn.« So war ich mittendrin und kannte sie garnicht. Echt Leipzig. Sie fuhr fort: un dann ging se da um de Egge! Ich erinnere mich nicht mehr wie wir auf das Tanzkaffee Pavillon¹⁰⁶ in der Unterhaltung kamen, das war mal in den Anlagen am Rossplatz glaube ich, da sagte sie: »Ach da had doch emal der (So und So) gesbild, Geische, ham se' den gegand?« Ich war zu Hause! Oder als ich den Laden filmte wo ich mal gearbeitet hatte vor 50 Jahren fragt mich eine Vorübergehende: »Sin se fom Fernsehn? Ich verneinte und erzählte ihr von meinem Dörtn und nach so vielen Jahren. Sie antwortete traurig: Och Sie aermster, da ham se awwer vil midgemacht! Nu sin se widder

101 Glaser an Kucharski, 25. Februar 1987, S. 6.

102 Glaser an Kucharski, 14. Juni 1989, S. 1.

103 Glaser an Kucharski, 14. Juni 1989, S. 3 f. Im *Wörterbuch der obersächsischen Mundarten*, Bd. 2, Berlin 2003, findet sich unter dem Lemma »Heimführde« (S. 289) auch Leipzig als Ortsbeleg.

104 Glaser an Kucharski, 30. Juni 1988, S. 2.

105 So äußert es beispielsweise eine Frau, die zu einer Gruppe ehemaliger Leipziger Juden gehörte, die die Stadt eingeladen hatte: »Ja, mit dem Dialekt hat man uns als Kinder sehr schikaniert [...] Also, das war furchtbar mit unserer Sprache. Wir Juden haben nicht ganz so gesächselt, aber trotzdem.« (Sylvia Kabus: Wir waren die Letzten ... Gespräche mit vertriebenen Leipziger Juden, Beucha 2003, S. 7.)

106 Das »Pavillon« war ein Gaststättenbau, der im Zusammenhang mit der Internationalen Buchkunstausstellung 1927 als Kaffeehaus und Tanzlokal in den Promenadenanlagen hinter dem Museum der bildenden Künste errichtet worden war – eigentlich als temporäres Gebäude, das aber seiner Beliebtheit wegen stehen blieb bis zur Zerstörung im Zweiten Weltkrieg.

derheme! Ach du lieber Gott, Herr Lange, was kann ich Ihnen da noch dazu sagen. Mit feuchten Augen dachte ich: Ich bin derheme.¹⁰⁷

Für Glasers resistente sächsische Identität war es neben der Liebe zum humoraffinen Dialekt sicher von Bedeutung, dass er im Alter von 25 Jahren emigrierte, also die ganze Zeit der Adoleszenz und Postadoleszenz in Leipzig verbracht hatte und hier über stabile freundschaftliche und kollegiale Beziehungen verfügt hatte, wie die Erfahrungen von Hilfsbereitschaft durch nichtjüdische Freunde, Arbeitgeber und Kollegen in der NS-Zeit belegen, die er mehrfach erwähnt. Gerade das Festhalten am Sächsischen ermöglichte es ihm, zusammen mit den positiven Erfahrungen seiner drei Leipzig-Besuche zwischen 1987 und 1992, das emotionale »Vakuum« nach dem brachialen Heimatverlust zu füllen. Nach seiner erster Reise schrieb er: »Ich habe wieder Verbindung zur Vergangenheit mit Menschen, die guten Willens sind, Verbindung auch nach der alten Heimat, die man, so wie fast alle ehemaligen Deutschen hier in einem Vacum lebend, nie vergessen kann!«¹⁰⁸ Er sah dies durchaus auch unter therapeutischem Aspekt: Der Kontakt nach Leipzig sei für ihn die »beste Medizin«,¹⁰⁹ schrieb er und setzte acht Ausrufezeichen. Ansatzweise psychoanalytisch, nämlich als Ausdruck des »Unterbewusstseins«, deutete er auch seine sprachlichen Lapsus nach der Rückkehr vom dritten Leipzig-Besuch, als er von seiner Mutter sprach, wenn er seine Frau meinte, und von seiner Schwester, wenn er sich auf seine Tochter bezog.¹¹⁰

Für Aufregung sorgte Anfang 1992 ein Artikel, den zwei junge Leipziger Journalisten, nachdem sie in Israel gewesen waren, in der *Leipziger Volkszeitung* veröffentlicht hatten und der wie eine neuerliche Vertreibung wirkte.¹¹¹ Die Autoren legten Salo Epstein, dem Vorsitzenden des *Verbandes ehemaliger Leipziger in Israel*, die Aussage in den Mund, die Leipziger Juden hätten »eigentlich nie in Leipzig« gelebt, sondern nur in der jüdischen Gemeinde. Alfred Glaser hätte »heulen koennen« über diese »verletzenden und verleumderischen Zeilen«¹¹² und war empört darüber, dass man so etwas schreibe über ihn und viele andere, die »Leipziger mit Haut und Haaren«¹¹³ gewesen seien. Es folgen wiederum acht Ausrufezeichen – das Maximum in Glasers Briefen, die an Ausrufezeichen reich sind.

107 Glaser an Lange, 11. Januar 1988, S. 3.

108 Glaser an Lange, 11. Januar 1988, S. 1.

109 Glaser an Kucharski, 6. Oktober 1988, S. 1.

110 Glaser an Arndt, 11. Juni 1992, S. 1.

111 Carsten Heller, Holger Jackisch: »Wir haben nie wirklich in Leipzig gelebt, sondern nur in unserer Gemeinde«, in: LVZ, 30. Dezember 1991, S. 16f. Liest man den Text genau, dann bezieht sich der Satz auf die NS-Zeit, in der die Juden zunehmend aus dem kulturellen und dem Erwerbsleben verdrängt wurden, er erhält aber durch die Versetzung in die Überschrift einen verallgemeinernden Charakter.

112 Glaser an Kucharski-Huniat, 19. Januar 1991, S. 5.

113 Glaser an Arndt, 24. Februar 1992, S. 4.



Abb. 8: Traueranzeige in der LVZ,
18./19. Juni 1995, S. 21

Zur Textgestalt

Da Alfred Glaser seine Briefe der besseren Lesbarkeit wegen mit der Schreibmaschine schrieb, sich aber als ungeübten Maschinenschreiber bezeichnete, erschien es nicht sinnvoll, den Text diplomatisch getreu wiederzugeben. Offensichtliche Tippfehler wurden deshalb korrigiert: Groß- bzw. Kleinschreibung, fehlende Leerzeichen, falsche und vergessene Buchstaben, Buchstabendreher. Fehlende Punkte am Satzende sind ergänzt, einige wenige irreführende Kommas weggelassen bzw. für die Satzgliederung wichtige Kommas ergänzt worden. Zwei Punkte wurden in der Regel zu drei Punkten gemacht, vergessene Wörter in eckigen Klammern ergänzt. Die Schreibung der Umlaute als ae, oe und ue hingegen ist beibehalten worden, ebenso sind unkorrekte Sätze unverändert stehengeblieben.

Alfred Glaser an Bernd-Lutz Lange

Kfar Monasch, 28. 1. [19]87

Sehr geehrter Herr Lange!

Zur Einleitung moechte ich mich eben entschuldigen, dass ich vielleicht so etwas unpersoenlich mit der Maschine schreibe, aber ich komme schnell, wenn ich viel zu schreiben habe und dann noch in meiner Verfassung der zu verstehenden Erregung, nach 50 Jahren Emigration wieder mit meiner alten Vaterstadt Leipzig zu korrespondieren, so in Fahrt, dass meine Frau sagen wuerde: Deine »Klaue« kann ja niemand lesen! Also, wenn ich auch kein geuebter Maschinenschreiber bin und evtl. Fehler mache, so ist dies immer noch besser, als wenn ich Sie zum Raten zwinge. Ausserdem bitte ich auch um Entschuldigung dass ich Sie etwas warten liess, denn Frau Kucharski bat mich, mich mit Ihnen in Verbindung zu setzen, jedoch fuehlte ich mich nicht so gut, da ich nach meiner Grippe wahrscheinlich etwas zu frueh aufgestanden bin.

Gottseidank fuehle ich mich schon wieder viel besser, etwas schwach noch, aber wie sagte Wilhelm Busch: »Acht Tage war der Frosch sehr krank, jetzt lebt er wieder Gott sei Dank!«¹¹⁴ So mache ich mich gleich 'ran an die Maschine. Es kann sein, dass ich den Brief mit Unterbrechung schreiben werde, denn ich habe das Gefuehl, dass mein zweiter, der erste war an Frau Kucharski, Brief nach langen 50 Jahren, nach meiner Geburtsstadt, dem altem lieben vertrauten Leipzig und gerade an Sie, Herr Lange, der den Juden von Leipzig so ein bewundernswertes Denkmal in den Leipziger Blaettern¹¹⁵ gesetzt hat, sehr lang werden wird, dass ich alle meine aufgestauten Gefuehle endlich einmal freien Lauf gehen lassen kann. Als Rekonvaleszent wird das leider nicht so schnell gehen.

Ich moechte hier noch bemerken, dass ich Ihnen freie Verfuegung ueber diesen Brief gebe und Sie koennen ihn nach eigenem Ermessen verwenden!

Ich weiss nicht, ob Sie ueberhaupt ermessen koennen, was es heist einen Brief so ploetzlich und unerwartet aus der alten vertrauten Gegend zu bekommen und das nach so vielen Jahren und so viel Erlebtem. Ich lag mit Fieber im Bett, wahrscheinlich hat Frau Kucharski Ihnen den Brief vorgelesen und bitte um Entschuldigung, wenn ich mich eventuell wiederhole, als mir meine Frau die Post ans Bett brachte. Als ich den Poststempel besah, bekam ich fast einen Schock und geriet in eine ungeheure Spannung! Leipzig ... stand da ... mein altes Leipzig, das ich nie vergass! Ich weiss nicht mehr ob mein Fieber in dem Moment gestiegen ist aber eins weiss ich als ich das Paeckchen oeffnete die Broschuere¹¹⁶ durchblaetterte, den Brief las, stiegen mir, ich schaeme mich

114 Zitat aus Wilhelm Busch: Die beiden Enten und der Frosch, 4. Kapitel. Korrekt heisst es: »Drei Wochen war der Frosch so krank! Jetzt raucht er wieder. Gott sei Dank!«

115 Leipziger Blaetter 9 (Herbst 1986); darin enthalten ist der Beitrag von Bernd-Lutz Lange: Juden in Leipzig, S. 50–57.

116 Gemeint sind die *Leipziger Blaetter*.

nicht dies zu erwähnen, Traenen in die Augen. Vielleicht war es die Spannung und die Schwäche des Fiebers, denn wer konnte mir schreiben? Meine ganze Familie, Mutter, 2 Brüder mit Frauen und Kindern, drei Schwestern mit Maennern und Kindern sind in den Gaskammern der Nazimoerder grauenhaft ermordet worden!! Von meinen besten Freunden ist der Eine in Stalingrad gefallen und der zweite der Onkel von Marita, von der Frau Kucharski meine Adresse bekam, ist 8 Tage bevor wir uns treffen sollten verstorben. Ich muss hier erwähnen, ich komme noch später darauf zurück, dass im Jahre 1971 meine Firma eine Lebensmittelfabrik mich zum Studium nach West-Deutschland schickte. Da die Schwester meines Freundes in Bremerhaven wohnt und er Weihnachten nach West-Deutschland kommen konnte, hatten wir uns brieflich verabredet uns dort zu treffen. Das wäre ein Wiedersehen nach 33 Jahren geworden und wir freuten uns sehr darauf. Es hat nicht sollen sein. Er ist, wie gesagt 8 Tage vorher gestorben!!

Ich konnte mir daher beim besten Willen nicht vorstellen, woher der Brief aus dem lieben alten Leipzig kommt. Ich nahm erstmal eine Valiumtablette denn ich konnte meine Erregung fast nicht unterdrücken. Langsam gelang es mir mich zu konzentrieren. Ich las Ihnen so objektiven und aufschlussreichen Artikel über die Juden aus Leipzig! Alle Achtung ... was die Geschichte der Juden betrifft konnte ich noch eine ganze Menge lernen. Ich spreche Ihnen hiermit im Namen aller Leipziger Juden meinen allerherzlichsten Dank aus.

Den leider nicht zurückgekommenen Glaubensgenossen, die in den grauenhaften Vernichtungslagern umgekommenen oder vor Hunger und Krankheit und Sklavenarbeit gestorbenen haben Sie lieber Herr Lange ein schönes und lesenswertes Denkmal gesetzt! Ich danke Ihnen noch einmal von ganzen Herzen!!!!!! Es tut so unendlich gut zu wissen, und hier schließe ich auch Frau Kucharski ein, dass es noch Menschen gibt, ich betone Menschen, die über solches Geschehen nicht einfach so zur Tagesordnung übergehen! Das wird immer bei mir in Erinnerung bleiben!!! Das trifft auch für den Brief von Frau Kucharski zu, aus dem ein Geist spricht vom Wissenwollen, von Interesse und Mitleben, das man heute ganz selten antrifft. Wie gesagt, das hat mir sehr gut getan!

Noch konnte ich es nicht richtig und reell erfassen, dass ich nach fast 50 Jahren einen Brief und eine Broschüre aus der alten Heimat in den Händen hielt und als ich mich etwas erschöpft von der Aufregung im Bett ausstreckte ich sah im Geiste einen Film abrollen und alte Erinnerungen tauchten vor mir auf.

Ich sah mich mit der großen Zuckertüte zur Schule gehen, das erste Mal. Wir wohnten damals in der Thomasiusstraße, das war die Funkenburg (Uebrigens schreibt Frau Kucharski Berichtigte Funkenburg, was war da geschehen?)¹¹⁷ Später zogen wir

¹¹⁷ Hier dürfte eine Verwechslung vorliegen. Glaser meint die Kleine Funkenburg an der Kreuzung von Jahnallee und Thomasiusstraße, ein spätklassizistisches Wohnhaus, in dessen Erdgeschoss sich eine

um und nach 2 Jahren in der Israelitischen Schule in der Gustaf Adolf Str. 118 ging [ich] in die 32. Volksschule in der Yorkstrasse.¹¹⁹ Ich hatte eine schoene Kindheit. Spaeter wollten meine Eltern, dass ich aufs Gymnasium gehe. Das war das Nikolaigymnasium in der Koenigstrasse.¹²⁰ Ich sah mich im Geiste mit meinen Freunden zum Schwimmen ins sogenannte Westbad gehen. Wir kamen am Neuen Rathaus vorbei, wenn ich mich recht erinnere an der Thomaskirche da war ein Freibad.¹²¹ Ach das waren Zeiten!! Dort war auch der Schrebergarten wo wir als Kinder Milch und Kakao tranken.¹²² Ja und dann die Kleinmesse ach Du lieber Gott ... wenn ich daran denke. Erst mal Eis essen bei Stock, daran werden sich vielleicht alte Leipziger erinnern und dann Seifert's Oskar.¹²³ Das Leipziger Original. Stundenlang standen die Menschen bei ihm. Fragen Sie mal alte Leipziger, wie wir lachten wenn er seine Hosenträger verkaufte und rief: Das sin geene Hosentraescher ... das is Gummizuch nee geen Gummizuch ... das is een Extrazuch. Oder: »Mein Bleistift schreibt schwarz wie der Deifel, saehn se mal«, er zeichnete auf Karton, »richtisch wie ein Deifel, das sin de Herner und« ... er stiess den Stift durch den Karton und machte ein Loch ... »und das liewe Freinde, das is sein A...ch« (Meine Erziehung verbietet mir das Wort auszuschreiben, Hahaha) Ach ja und am Augustusplatz, ich glaube der heisst heute Karl Marx Platz, standen die Neuheitenverkaeufer zur Mustermesse. Ich fand das als Kind riesig interessant und stand da stundenlang. Einmal stand ich da bei einem Zugfloetenverkaeufer,¹²⁴ der legte eine Platte auf und spielte dazu mit einer Floete da dazu. Einmal als die Menschen wegwaren von seinem Stand, sagte er ploetzlich zu mir: »Kleener willste Dir was verdien?« Ich sagte ihm: »Nu ... warum nich.« Er fuhr fort: »Nu dann komm ma her«, und er gab mir eine Floete mit der Erklaerung wie ich damit umzugehen haette. Er lehrte mir wie ich darauf spielen muesse und da ich musikalisch bin ging das eins-zwei. Als er dann wieder mit seinem Verkauf anfing schrie er: »Kinderleicht ist das Spielen mit meinen Floeten. Jedes Kind kann das sofort, komm ma her Kleener, sagte er dann und ich stand zwischen den Menschen. Zeich den mal was. Der Junge hier steht da zufaellig. Sehn se mal wie kinderleicht das ist.« Und dann

Gaststätte befand (2005 abgebrochen). Die Große Funkenburg, die 1897 abgerissen wurde, war im 18. und 19. Jahrhundert ein beliebter Vergnügungsort gewesen.

118 1912 von Rabbiner Ephraim Carlebach als Höhere Israelitische Schule gegründet, ab 1913 im eigenen, neu errichteten Schulgebäude in der Gustav-Adolf-Straße.

119 Seit 1953 Erich-Weinert-Straße.

120 Seit 1947 Goldschmidtstraße. Das Schulgebäude wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört.

121 Welches Bad Glaser hier meint, ist nicht ganz klar. Das Westbad, zwischen 1928 und 1930 in Lindenau errichtet, ist ein Hallenbad. Als Freibad kommt am ehesten das Schreberbad in Frage, das 1866 in der Westvorstadt eröffnet wurde, oder auch das Flussschwimmbad in der Schreberstraße.

122 Glaser meint vermutlich den Ausschank von Milch bzw. Kakao an Kinder durch den Schreberverein, die sogenannten Milchkolonien.

123 Oskar Seifert (1861–1932) besaß einen Stand auf der Leipziger Kleinmesse und ein legendäres Verkaufstalent.

124 Bei der zylinderförmigen Zugflöte (auch Kolbenflöte) wird die Tonhöhe durch einen Zugstab verändert.

musste ich auf der Floete spielen. Er schrie: Saehn se mal ... das erschte Mal und schon spielt der Kleene!« Ich bekam danach ein paar Mark. Leider hatte mich mein aeltester Bruder dabei gesehen und ich bekam zu Hause furchtbare Dresche!!

Erinnerungen an mein Leipzig! Nie hatte ich Leipzig vergessen, nicht in den Lagern und spaeter als ich hier ein neues Leben anfing. Aber das ich mich an alles nun erinne-re ist das Ergebnis Ihrer Interesse und des Briefes der mich aus dem Klein Paris nach 50 Jahren erreichte!

Hier war ich muede geworden, denn ich bin Rekonvaleszent und immer noch ein bischen waggelisch off de Beene. Ich sitze in eine warme Kammerjacke gehuellt obwohl es bei uns nicht so kalt ist wie bei Ihnen. Da klappere ich ja sogar hier, wenn ich das lese was Frau Kucharski schreibt: 27° Kaelte¹²⁵ mit den Zaehnen. Hier ist es im Mo-ment 16 plus das ist kuehl fur uns. Vorige Woche waren es 22° Plus und die Touristen, die Europaeischen und vor allen Dingen Deutsche Touristen, die hier viel herkommen sitzen in den Strassenkaffees und sonnen sich. Sie ueberwintern hier. Auch an den Meesstrandern ist viel Leben. Sie muessten uns hier mal besuchen kommen, ein sehr interessantes Land! Meine Frau macht einen guten Kaffee, keinen Bliemchen! Ich werde es auch Frau Kucharski schreiben. Waere sehr nett Leipziger als Gaeste zu haben!!!!

Das nur so nebenbei. Meine Frau bringt mir eine Tasse Tee und schaut mich besorgt an, sie fuerchtet, sie kennt mein Sentiment, dass ich mich zu sehr aufrege nach diesem Brief, den ich von Frau Kucharski erhielt. Sie sagt, »Deine Augen gefallen mir nicht!« Na ja, es laesst sich nicht vermeiden feuchte Augen zu bekommen wenn man als 72jaehri-ger an seine alte Heimat denkt, an die Kindheit und die schoene Jugend ... Und wieder »rollt der Film« ...

Wenn keine Messe war erinnere ich mich, stand da nur das Lokal von Zeissner wie ein verlassenes Gespenst auf der leeren Wiese. Ja und auch die Achterbahn stand da verlassen und traurig. Kein Lachen und Musik. Das war dann die Zeit fuer uns Praerie zu spielen. Old Shatterhand und Winnetou, von denen ich ein begeisterter Leser war. Natuerlich war ich auch damals in Radebeul, hielt den Baerentoeter und den Henrystutzen in der Hand.¹²⁶ Ja und dann waren wir Trapper und Indianer. Ach Du lieber Gott, wenn ich von Trappern und Indianern schreibe faellt mir gerade ein, Giebt es denn den Tauch'schen noch??? Dann verkleidete man sich. Und eine Strasse fuehrte Krieg gegen die Zweite ... Ich »waer« verrueckt, wenn ich daran denke!!!!¹²⁷

125 Im Januar 1987 gab es einen massiven Kälteeinbruch mit Temperaturen bis unter -20° Celsius, der mit einer Energiekrise verbunden war, sodass auch NVA-Soldaten im Braunkohletagebau eingesetzt wurden.

126 Die beiden Gewehre von Old Shatterhand befinden sich im Karl-May-Museum Radebeul.

127 Tauchscher: Tauchaer Volksfest, das auch viele Leipziger anzog und sich schließlich in Leipzig verselbst-standigte. Um 1900 entwickelte sich daraus ein Vergnügen für Kinder und Jugendliche, die Banden bildeten, sich kostümierten und auch prügeln.



Abb. 9: Seiferts Oskar auf der Leipziger Kleinmesse (Wikipedia)

Ja und dann spielte ich Fussball! Die aelteren Leipziger werden sich an V.f.B. Leipzig erinnern, wie waren wir stolz! Drei oder Viermal Deutscher Meister war er.¹²⁸ Dort spielte ich Fußball! Im V.f.B. Der Platz war in Probstheida hinter dem Voelkerschlachtdenkmal. Da spielte der beruehmte Edy Pendorf ... er war unser Held!!¹²⁹ Paulsen etcetc.¹³⁰

Als ich 13 wurde starb mein Vater. Ich bin heute froh, dass er einen natuerlichen Tod gestorben ist auch wenn das Leben sehr schwer fuer uns wurde. Mein Vater war ein alter und begeisterter Sozialist. In unserem Wohnzimmer hing ein Bild von

¹²⁸ Der 1896 gegründete VfB (Verein für Bewegungsspiele) hatte sich 1898 mit dem Verein Sportbrüder Leipzig zum VfB Sportbrüder zusammengeschlossen, war 1900 Gründungsmitglied des Deutschen Fußball-Bundes und nannte sich von diesem Jahr an VfB Leipzig. Er wurde dreimal Deutscher Meister: 1903, 1906 und 1913. Das VfB-Stadion in Probstheida wurde 1922 eröffnet (heute Bruno-Plache-Stadion). Vgl. Jens Fuge: Ein Jahrhundert Leipziger Fußball. Teil 1: Die Jahre 1883 bis 1945, Leipzig 1996.

¹²⁹ Eduard Pendorf (1892–1958) spielte ab 1912 für den VfB.

¹³⁰ Paul Pömpner, genannt Paulsen (1892–1934), spielte ab 1913 für den VfB.

Ferdinand Lasalle¹³¹ und er war ein Freund, wenn ich mich richtig erinnere von August Bebel! Er hätte den Nazismus schwer ertragen und er war eine Kaempfernatur. Er und mein Onkel waren 1914–18 beide im Krieg und als der Kaiser Wilhelm das grosse und luegenhafte Versprechen gab »Der Dank des Vaterlandes sei Euch gewiss!« an den Deutschen Soldaten gerichtet standen da sehr viele Juedische Soldaten in der Reihe fuer das Vaterland bereit das Leben einzusetzen. Der Dank des Vaterlandes war dann, dass mein Onkel, im Kriege schwer verletzt, Träger des Eisernen Kreuzes Erster Klasse, am Tage nach der Kristallnacht mit einer Zahnbuerste den Fusssteig reinigen musste und die S.A. Leute standen herum und lachten.¹³² Er war mit dem Orden aus der Wohnung gekommen, man riss ihm das laut johlend ab, schlug ihn und er fng an das Trottoir zu putzen ... entschuldigen Sie bitte ... es wird mir zu stark ... ich kann jetzt nicht mehr ... vielleicht morgen ...

(Heute schreibe ich weiter)

Ja ... ich wurde ein junger Mann. Zuviel sah man in dieser Zeit die braune Uniform mit der Hakenkreuzbinde. Leider nahm niemand diese Horde ernst. Meine christlichen Freunde sagten: Irregefuehrte Menschen, das hoert schon von selbst auf! Hier muss ich vielleicht einflechten, dass wir, meine Familie, sehr assimiliert waren. Ich hatte fast keine juedischen Freunde, alles waren Nichtjuden und das war oft komisch wenn, das heisst als wir noch Kinder waren, sogar Weihnachten feierten, was natuerlich unsere Glaubensgenossen nicht verstehen konnten. Dann kam die Zeit, dass ich das Gymnasium verlassen musste, da wir durch den Tod meines Vaters wirtschaftlich in einer nicht gerade guten Lage waren. Was ich mir noch leisten konnnte war ein Besuch des Kinos Casino Neumarkt, das wie ich in der Strassenmappe, die mir Frau Kucharski freundlicherweise schickte, sehen konnte noch dort besteht.¹³³ Meine Mutter riet mir dann ein Fach zu erlernen und zwar sagte sie mir: »Lerne Lebensmittel, essen muessen die Menschen immer!« Ich werde das nie vergessen, sie hatte so recht gehabt. Ich war nie ohne Arbeit auch nicht in der Emigration. Ich lernte in dem alten ehrwuerdigen »Kolonialwaren«, so hiess das frueher, -geschaeft Albin Reichel in der Gerberstrasse,¹³⁴ alte Leipziger werden sich sicher erinnern. Es war ein Geschaeft so nach Gustav Freitag

131 Ferdinand Lassalle hatte 1863 in Leipzig den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein gegründet, der zur Vorgeschichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands gehört.

132 Für Leipzig und auch für Sachsen ist diese Form der Demütigung nicht belegt; vgl. Daniel Ristau: Bruch|Stücke. Die Novemberpogrome in Sachsen 1938, Berlin/Leipzig 2018, bes. S. 86–92. Bekannt sind solche erniedrigenden Szenen aus Österreich, besonders Wien, wo Juden mit Bürsten, manchmal auch Zahnbürsten den Gehweg reinigen mussten. Es ist nicht ungewöhnlich, dass das menschliche Gedächtnis Bilder aus Filmen und anderen Massenmedien als eigene adaptiert, zumal bei medial so stark bearbeiteten Themen wie Krieg und Holocaust; zur neueren Gedächtnisforschung vgl. Harald Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung, München⁴2017.

133 Das Casino war ein Kino der Ufa und existierte mit anspruchsvollem Programm unter diesem Namen bis 1993.

134 Das Geschäft befand sich in der Gerberstraße 13.

»Soll und Haben«.¹³⁵ Doch machten uns die immer häufiger veranstalteten Umzüge der S.A. Banden uns Sorgen aber man ging wieder zur Tagesordnung über da sie ja nichts zu sagen hatten und die Arbeiterbewegungen stark waren. Ich erinnere mich an eine Scene, die ich als junger Mann mit angesehen habe. An die Seeburgstrasse und die Sternwartenstrasse wagten sich die Faschisten nie heran denn diese Strassen waren die Hochburg der kommunistischen Arbeiter. Einmal als so ein Naziumzug am früheren Rossplatz¹³⁶ war stellten sich sage und schreibe 3 Arbeiter in eine kleine Reihe fingen zu singen an und zogen alleine, die Menschen, los. Innerhalb einer halben Stunde, sah ich, der ich wartend stehen geblieben war einen grossen langen Aufmarsch und hinter den Drei zogen hunderte von Arbeitern mit, das werde ich nicht vergessen wie die drei anfingen und los zogen in den Augen der Nazis.

Ja und dann kam meine Lehrzeit. Im Dritten Lehrjahr kam ich in die Familie in die Zschochersche Strasse. Jedenfalls hieß die früher so.¹³⁷ Das Geschäft war nahe am Felsenkeller. Wenn ich abends manchmal nach Hause fahren wollte kam ich oft nicht durch. Im Felsenkeller waren oft Versammlungen und dann standen auf der einen Seite der Strasse die Kommunisten und Sozialisten und auf der anderen Seite die S.A. Faschisten. Dann schrie man auf der einen Seite: Nazi, verrecke und auf der andern Deutschland erwache!!

(Entschuldigen Sie bitte vielmals wenn ich öfters Schreibfehler mache. Wie ich schon erwähnte bin ich kein geübter Maschinenschreiber und noch dazu nehmen mich alle diese Erinnerungen doch ein bisschen mit, ein Mensch ist nur ein Mensch. Auf der anderen Seite möchte ich Ihnen soviel mir möglich ist doch, wie gewünscht, eine Schilderung dieser Zeiten geben. Ich finde es phantastisch, dass es noch Leute gibt in dieser Zeit, die sich dafür interessieren und mitleben.)

Ja, wenn dann diese Versammlungen waren gab es oft grosse sogenannte Strassenkämpfe da wurde eben ein hoher Kohlenwagen umgeworfen und man bewarf sich mit Briketts. Mein Geschäftsführer, stellte sich heraus war ein Nazi. So machte ich Bekanntschaft mit der Sorte. Ich, der eine echte Deutsche Erziehung eines artigen Knaben bekommen hatte und noch Lehrling war, wagte nicht aufzumucken. Obwohl er mich manchmal schikanierte, er wusste, dass ich Jude war, so wollte er doch keine Meldung meiner Mutter an den Herrn Reichel junior, der der Chef war, nicht riskieren. Aber das feige Luder ließ mich als Jude seine braune Uniform in einem Paket zum Versammlungsort bringen. Es war ihm zu riskant dort in der Arbeitergegend. Später stellte

135 In Gustav Freytags Roman *Soll und Haben* (zuerst 1855, unzählige Auflagen und Ausgaben) absolviert der junge Anton Wohlfart eine kaufmännische Lehre in einer soliden, altehrwürdigen Kolonialwarenhandlung. Daran, dass gerade dieser Roman mit negativ gezeichneten jüdischen Figuren auch antijüdische Stereotype transportierte, scheint sich Glaser nicht zu erinnern.

136 Der Roßplatz hieß immer Rossplatz.

137 Von 1953 bis 1991 Philipp-Müller-Straße.

sich heraus, dass er aber doch, wir bekamen als Lehrlinge Zensuren in Warenkunde und Verkauf, mir gute Zensuren gegeben hatte.

Es wurde immer unruhiger. In der Zeissnerstrasse,¹³⁸ wenn ich mich nicht irre, wo das Volkshaus war, gab es Strassenschlachten die zu einem richtigen Krieg ausarteten. In 1932 war meine Lehrzeit vorbei und ich fng bei der »Okina« an Saechsische Keks und Waffelfabrik, die Kettengeschaeft in Lebensmitteln hatten.¹³⁹ Es gab in dieser Zeit viele juedische Buerger in Leipzig, die die Gefahr frueh erkannten in denen wir uns befanden, denn dunkle Wolken zogen ueber Leipzig und ganz Deutschland! Obwohl die Kommunistische Partei viele Anhaenger bekam, [ich] glaube es war die letzte Wahl in 1931¹⁴⁰ verhetzten die Nazis das Deutsche Volk mehr und mehr. Die Arbeiterbewegungen waren sich leider nicht einig, ich bin kein politischer Journalist ich schreibe hier nur was ich so als junger Mann mich erinnere und so am Rande mit erlebte. Wenigstens am Anfang am Rande. Dann kam die beruehmte Hindenburgrede: »Ich dulde keine Revolution weder von links noch von rechts!«¹⁴¹ und dann machte er den Oesterreichischen Arier und Herrenmenschen Hitler zum Reichskanzler ...

In meiner Umgebung kam es bei Juden aus verzweifelter Angst zu zahlreichen Selbstmorden!¹⁴²

Bei diesen Zeilen wurde es mir wieder zu viel ... entschuldigen Sie bitte, der Brief dauert, weil ich manchmal Pause machen muss wegen innerer Erregung, vielleicht ein bisschen bis ich ihn fertig kriege. Man hatte alle diese Dinge in den verflossenen Jahren in den Hintergrund gedraengt und die taegliche, manchmal sehr schwere Arbeit, die ich hier als Pionier zu tun hatte, liessen gnaedig vergessen. Nun platzt die alte Wunde mit der Sehnsucht nach der Heimat wieder auf und ich hatte einige Male sogar Alpträume. Meine Frau riet mir einige Tage zu warten und dann weiter zu schreiben. Ich erkenne es hoch an, dass es bei Ihnen junge Menschen giebt, die interessiert sind Augenzeugen und

138 Zeitzer Straße, ab 1874 Südstraße, die heutige Karl-Liebknecht-Straße.

139 Im Leipziger Adressbuch von 1936 angegeben als: Okina Sächsische Keks- und Waffelfabrik Ernst Schneider AG, Leutzscher Str. 14.

140 1931 hatte es keine Reichstagswahlen gegeben. Die letzte Wahl vor Hitlers Ernennung zum Reichskanzler fand am 6. November 1932 statt; die KPD konnte ihren Stimmenanteil im Vergleich zur Wahl vom 31. Juli von 14,5 Prozent auf 16,9 Prozent steigern. Die NSDAP blieb zwar stärkste Kraft, verlor aber Stimmen (37,4 Prozent bzw. 33,1 Prozent).

141 Glaser meint wohl die Wahlrede des hochbetagten Paul von Hindenburg (1847–1934) anlässlich seiner erneuten Kandidatur für das Amt des Reichspräsidenten, die am 10. März 1932 im Rundfunk ausgestrahlt wurde. Darin begründet Hindenburg seine Entscheidung damit, verhindern zu wollen, dass angesichts der starken parteipolitischen Zersplitterung des Landes im zweiten Wahlgang ein Kandidat der extremen Rechten oder Linken gewählt würde.

142 Hier interpoliert Glaser vermutlich späteres Wissen. Die Suizide unter Juden häuften sich mit zunehmend auswegloser Lage nach dem Novemberpogrom, als die Emigration kaum mehr möglich war und die Deportationen begannen. Die offizielle Leipziger Statistik belegt ebenfalls nicht eine Zunahme an Suiziden. Die *Monatsberichte des Amtes für Wirtschaft und Statistik* weisen für das Jahr 1933 sogar weniger Selbstmorde aus als für 1932, und auch in den beiden ersten Quartalen 1939 ist im Vergleich zu den Jahren zuvor kein signifikanter Anstieg zu erkennen.

deren Geschichte zu hoeren, dass ich unbedingt mein Bestes tun werde dabei zu helfen, auch faellt es noch so schwer!!

Ja ... gute Freunde gingen ueber die Grenze, andere sprangen aus dem Fenster oder nahmen Gift oder erschossen sich nach dem grossen Fackelzug, den die Faschisten abhielten.¹⁴³ Oben am Balkon stand der Herrenmensch mit dem Schnurrbart und schaute zu seinen Getreuen herab.¹⁴⁴ — — —

Dann kam die grosse Luege des Reichstagsbrandes.¹⁴⁵ Ich nehme an, dass Ihnen alles bekannt ist was sich damals abgespielt hat. Der Prozess, Dimitroff.¹⁴⁶ Ich muss mich jetzt sehr konzentrieren, damit ich moeglichst alles der Reihe nach erzaehle und nichts durcheinander bringe.

Dann kam die grosse Verfolgung der Kommunisten und Sozialisten. (Ich vergass zu erwähnen dass in Leipzig noch in letzter Minute eine Sozialistische Einheitspartei gegründet wurde,¹⁴⁷ wobei mein Bruder Mitglied war. Auch das half nichts mehr!) Gute brave Antifaschisten und Arbeiter wanderten damals nach Buchenwald und Sachsenhausen!! Wenn ich mich nicht irre, ist damals auch der erste Mann [...] Nein ich glaube der Zweite, von Maritas Grossmutter im K. Z. ungekommen! Ueberhaupt viele kamen nicht zurueck. Es hiess: Auf der Flucht erschossen! Aber es stellte sich heraus, solche Sachen drangen auch ausserhalb des Konzentrationslagers, dass die Wunde vorn auf der Brust war!!!

Hier habe ich ein persoenliches Erlebnis einzuflechten. Der Schwiegervater meines Bruders, sie wohnten in Grimma bei Leipzig, wurde ploetzlich verhaftet. Angeschwaerzt von der nichtjuedischen Konkurrenz. »Unlauterer Wettbewerb« des Juedischen Kaufmanns hiess es. Ich sehe noch die verweinten Augen der Frau meines Bruders, die Auffregung. Mein Bruder versuchte alles um ihn herauszukriegen. Nichts gelang! Bis eines Tages ein S. A. Mann an die Wohnungstuer klopfte mit einer Zigarrenkiste in der Hand und sagte zu der Familie: »Hier ist Ihr Mann!«

Unbegreiflicherweise blieb es spaeter in Leipzig ruhig ... der Untergang wurde leise und unhoerbar im Untergrund vorbereitet. Ich konnte noch arbeiten wie vorher. Die »Okina« eroeffnete in der Eisenbahnstrasse, jetzt Ernst Thaelmannstrasse

143 Noch am Abend des 30. Januar 1933, an dem Hitler zum Reichskanzler ernannt worden war, veranstalteten Verbände von SA, SS und Stahlhelm einen großen Fackelzug durch das Brandenburger Tor.

144 Hitler stand beim Fackelzug am 30. Januar 1933 neben Hermann Göring am Fenster der Reichskanzlei.

145 Für den Reichstagsbrand (Nacht vom 27. zum 28. Februar 1933) wurde Marinus van der Lubbe als Täter verantwortlich gemacht und hingerichtet; seine alleinige Täterschaft war bereits damals umstritten.

146 Der Reichstagsbrand hatte den Vorwand zur Verhaftung politischer Gegner gegeben, darunter war der bulgarische Kommunist Georgi Dimitroff. Der Prozess gegen ihn und die anderen angeklagten Kommunisten vor dem IV. Strafsenat des Reichsgerichts in Leipzig endete mit einem Freispruch.

147 Glaser dürfte die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAP) meinen, die am 4. Oktober 1931 in Berlin gegründet wurde. Sie war eine Abspaltung vom linken SPD-Flügel und setzte sich für eine linke Einheitsfront gegen den Nationalsozialismus ein.

eine Filiale und ich kam dahin. Hatte sogar die Verantwortung ueber die Lebensmittel Seite im Gegensatz zur Schokoladen Abteilung. Eines schoenen Tages, zufaellig besuchte mich meine Mutter, brachte man mir einen Entlassungsbrie. Dort standen Phrasen von Angestelltenverminderung, aber ich wusste, es war wegen meines Glaubens.

Im Eingang neben dem Kino Wintergarten¹⁴⁸ stand ein Mann mit Aalen und Räucherfisch. Ich sprach ihn an, ob er vielleicht Arbeit fuer mich wuesste. Er sprach mit seinem Chef und da ich Lebensmittelfachmann war nahm der mich an, denn es sollte daneben ein Geschaeft aufgemacht werden und er brauchte Verkaeufer. Das war der Besitzer der bekannten Aal und Fischräucherei Grospitsch vom Doesnerweg.¹⁴⁹ Eine groessere Firma, sie hatten in Wismar eigene Haelteranlagen fuer frische Fische eigene Räucherei und auch eigene Verkaufsstellen. Es machte mir viel Spass dort zu arbeiten, der Chef war ein ehemaliger Marineoffizier, er wusste damals noch nicht, dass ich Jude war, denn ich sehe gerade nicht so juedisch aus, wenn man ueberhaupt von anders aussehen sprechen kann. Das war auch so eine Propaganda der Nazis! Die Firma Grosspitsch verkauft auch auf Messen und Maerkten und einmal schickte er mich vom Laden mit auf einen Markt. Da ich einen gesunden saechsischen Humor besitze und sicher damals als ich jung war. Wenn dieser Optimismus und Humor mir in schweren Zeiten ueber viel hinweg half!

Also das Marktverkaufen lag mir sehr. Mit Witz: Freilein beissen se mal rein in den Aal! oder: Der Aal ist so gross, mei liewer da koennen se sich reinsetzen und de Elbe rauf paddeln! Stets standen Menschen um mich herum auch auf der Leipziger Kleinmesse wo die alten sehr bekannten aus Wollin in Pommern stammenden Neidel's¹⁵⁰ standen, die alten Leipziger erinnern sich sicher daran, gleich am Eingang standen die Aalbuden! Die hatten »Bammel« vor mir wenn ich anfing zu rufen: »Die Mutter ist daran schuld jawohl ... die Mutter ist daran schuld ... dann kamen alle gestroemt um zu wissen an was eigentlich die Mutter schuld war. Dann sagte ich die Mutter ist daran schuld wenn die Kinder nicht wachsen, weil sie keine Aale essen!« Alles dies gehoert vielleicht nicht gerade in eine Abhandlung ueber das Schicksal der Juden waehrend der Nazizeit, aber wenn ich so an meiner Maschine sitze, erinnere ich mich dann auch an die schoene Jugend die ich in meinem Leipzig erlebte und viele andere Erinnerungen, die mich bei meiner traurigen Taetigkeit auch mal lecheln lassen. Der Film der Erinnerungen lauft weiter.

Ja und dann kam der Schlag des Allgemeinen Boykotts der Juedischen Geschaefte¹⁵¹ mit herumfahrenden Lastwagen und S.A. darauf die schrien: Deutsche kauft nicht bei Juden Juden raus .. wenn Judenblut vom Messer spritzt!¹⁵²

148 Ufa-Kino in der Eisenbahnstraße 56.

149 Ludwig Grospitsch GmbH, Dösener Weg 23.

150 Die Familie Neidel betrieb sowohl Fischhandel als auch Fischräucherei auf Wollin. Seit 1945 gehört die Insel zu Polen.

151 Der sogenannte Judenboykott fand in ganz Deutschland am 1. April 1933 statt und diente dazu, die Juden aus dem Wirtschaftsleben zu verdrängen.

152 Zeile aus der antisemitischen Umdichtung des sogenannten Heckerlieds.

Eine grosse Emigrationswelle brach aus. Damals konnten Juedische Emigranten noch Moebel und allen Besitz mitnehmen. Es gab noch nicht die verschaeerften Gesetze wie spaeter.

Wenn man aber keine Verbindungen hatte und nicht die Mittel um schnell das Land zu verlassen, so wie meine Familie, so war das sehr bitter. Ausserdem hingen wir aneinander wie die Kletten und es war sicher wo der Erste hinging, kamen die Andern nach! Angst und Verzweiflung brach in diesen Tagen zwischen den Juden aus. Jeder versuchte irgendwohin zu kommen. Laender, die man nur aus dem Geographieunterricht der Schule kannte wurden genannt. San Domingo, Chile, Kuba, Phillipinen, ich weiss nicht was alles. Der Boykott hatte alle in Schrecken versetzt. Da standen S.A. vor den Geschäften und wenn ein Nichtjude doch in das Geschaeft wollte, weil er da jahrelang gekauft hatte, bekam er furchtbare Dresche! Grosses Buchstaben verkündeten dass das ein Juedisches Geschaeft war und noch ein grosser Davidstern darauf gemalt.

Im Geschaeft wo ich arbeitete riefen die Verkäufer und Verkäuferinnen laut »Heil Hitler« damit man nicht merkte, dass ich schwieg. In Leipzig hatte man Gott seidank noch viele Menschen die nichts vom Nazismus wissen wollten, im Gegensatz zu anderen Staedten. Aber ueberall waren die Gefahren. Unsere Konkurrenz im Fischhandel da war der Baumann uns gegenueber.¹⁵³ Einmal wartete meine Freundin auf mich. Da kam der Chef der Konkurrenz und fragte sie, die auf mich wartete, ob sie wusste, dass ich ein Jude sei. Anstatt ihm zu sagen dass sie auch Juedin ist sagte sie, dass ihm das nichts anginge. Am naechsten Morgen brachte mir einer meiner Brueder einen Aufruf mich in der Waechterstrasse dem Polizeipraesidium zu melden. Meine Mutter und Geschwister natuerlich zitternd vor Angst und ich war auch nicht gerade sehr erfreut. Was ich vergass, dass davor die sogenannten Nuernberger Gesetze herausgekommen waren, dass ein Jude nicht mit einer »Arierin« befreundet sein darf.¹⁵⁴ Ja wir waren der Auswurf unser Blut war schwarz. Im Stuermer der damals erscheinenden Antisemitischen Zeitung¹⁵⁵ wurden wir als Floehe und Läuse beschrieben, die man mit den Fingern zerquetschen musste!!!

Ich musste damals, meiner Mutter zuliebe, mit meiner christlichen Freundin Schlussmachen. Es war tragisch!! Spaeter hatte ich dann ein juedisches Maedchen kennelernt. Also ging ich zur Waechterstrasse. Man schrie mich an, dass ich mit Nichtjuedischen Maedchen ginge. Jedoch konnte ich die Adresse meiner Freundin geben. Der Beamte

¹⁵³ Es gab zu dieser Zeit zwei Fischhändler namens Baumann in Leipzig. Da Glaser oben die bevorstehende Eröffnung eines Ladens in der Eisenbahnstraße erwähnt, dürfte mit der Konkurrenz die Großwarenhandlung Paul Baumann gemeint sein, die ein Geschäft in der Eisenbahnstraße betrieb.

¹⁵⁴ Die 1935 verabschiedeten sogenannten Nürnberger Gesetze (»Reichsbürgergesetz« und »Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre«) legten fest, wer als Jude zu gelten hatte. Sie diskriminierten Juden rechtlich und verboten die Eheschließung sowie den außerehelichen Geschlechtsverkehr zwischen Juden und Nichtjuden.

¹⁵⁵ Der *Stürmer* war eine antisemitische, völkische Wochenzeitung (1923 bis 1945).

sprach mich nur immer in der dritten Form an. Zum Beispiel: Er geht mit christlichen Maedchen. oder Gibt er es zu? So hoerte ich es spaeter auch im K.Z.

Gottsei dank konnte ich gehen und war gerettet. Damals gab es das Rassenschandgesetz wenn ein Jude mit einem Nichtjuedischen Maedchen verkehrte und man fand es heraus so kam der Mann nicht lebend aus dem Konzentrationslager!!

In dieser Antisemitischen Hetzzeitung wurden auch Religioese Gesetze verfaelscht, man sprach von Ritualmord dem alten Maerchen aus dem Mittelalter, der Verfaelschung die man spaeter Die Weisen von Zion¹⁵⁶ nannte alles Lug und Trug um sich vor der Masse zu rechtfertigen.

Hier musste ich wieder eine Erholungspause einlegen. Es faellt wirklich nicht leicht dieses Sich Erinnern an grausame Zeiten. Die dunklen Wolken hingen tief ueber die juedische Glaubensgemeinschaft in Leipzig und eigentlich ueberall in Deutschland. Doch muss ich immer wieder wiederholen, dass [ich] in Leipzig viele viele Menschen traf, Leipzig war ja immer die Stadt der Arbeiter, die sich nicht unterkriegen liessen und den Kontakt mit mir auf keinen Fall abreissen wollten. Einige Beispiele: Unser Chauffeur war ein Strohmann damit wir sagen konnten in der Firma, dass auch bei uns ein Abgeordneter der Deutschen Arbeitsfront taetig ist. (Deutsche Arbeitsfront sollte eine Zusammenschliessung der Arbeiter und Angestellten sein)¹⁵⁷ Er kam oft abends zu mir nach Hause und erzaehlte mir in seinem Sächsisch: Die ham mer widder die Hoelle hees gemacht, weil Du noch bei uns arbeitest, awwer die genn mich doch am A... leggen (lecken) Verzeihung ... aber so war er. Mein Chef, der spaeter auf meiner Versicherungskarte las Religion: Mosaisch wie die Beamten unsere Religion einmal bezeichneten im Gegensatz zu evangelisch oder katholisch. Er sagte damals zu mir der alte Seeoffizier aus dem ersten Weltkrieg »Sie haetten mir das ruhig erzaehlen koennen, ich hasse keinen Menschen weil er zufaellig aus einer juedischen Mutter kam!!« Oder da kam ein gruener Polizist zu mir immer Aale kaufen als ich ihm sagte, er wusste was ich war, sagte: Du bist verrickt noch een paar Monate ... Spaeter sah ich die gruene Polizei die Zuege nach Auschwitz begleiten.¹⁵⁸ Aber ich arbeitete noch ... wenn man vorsichtig war konnte man noch leben und Auswanderungsmoeglichkeiten hatten wir noch nicht. Man brauchte für Amerika ein Affidavit, fuer England ein Permit etcetc. Hier beschuldige ich auch die Westmaechte die spaeter sooo »bedauerten« was mit den Juden geschehen war. Wieviel Platz hatte Kanada, Australien ... Amerika ... mit ein bischen guten Willen haetten die alle Deutschen Juden herausholen koennen. In den beiden erstgenannten Laendern sucht man noch heute Einwanderer. Es kommt noch viel schlimmer. Es war zwei Tsche-

¹⁵⁶ Die *Protokolle (bzw. Geheimnisse) der Weisen von Zion* sind eine antisemitische Schrift, die um 1900 in Russland erschien, rasch übersetzt und verbreitet wurde. 1921 veröffentlichte die Londoner *Times* eine Artikelserie, in der die Fälschung in Form einer Kompilation von Plagiaten offengelegt wurde.

¹⁵⁷ Die Deutsche Arbeitsfront wurde 1933 nach der Zerschlagung der Gewerkschaften als Einheitsverband der Arbeitnehmer und Arbeitgeber gegründet.

¹⁵⁸ Bei den Deportationen wurden auch Polizisten als Wachpersonal eingesetzt.

chen oder Polen gelungen aus Auschwitz zu fliehen der Untergrund half ihnen bis nach England wo ihnen aufgetragen war die Massenvernichtung der Juden bekannt zu machen. Sie glaubten es nicht und nichts geschah!! Was waren wir in dem Weltringen? Sie haetten mit Leichtigkeit die Schienenwege nach Auschwitz, Treblinka, Mauthausen, Belcyce etc. wie die Vernichtungslager alle hiessen,¹⁵⁹ bombardieren koennen. Aber das war eben strategisch nicht so wichtig!! Entschuldigen Sie bitte, ich muss Pause machen, ich reg mich wieder auf ueber alles ... ich leg mich ein bischen hin mit einer Beruhigungstablette ... ich will schreiben so wie Sie darum baten!!

Heute ist schon der 10. Februar. Bei uns faengt schon der Fruehling an und die Tage werden laenger. Ich schreibe jeden Tag. Der Brief wird lang, vielleicht stehen auch Dinge darin die nicht so wissenswert sind aber fuer mich ist das ein Film aus der alten Zeit auch aus Kindheit und Jugend zusammen mit den schrecklichen Jahren. Gott sei dank habe ich gute Kinder eine gute Frau und freche Enkel, die einem viel vergessen lassen. Es kann sein dass ich vieles nicht der Reihe nach geschrieben habe oder wie ich schon sagte Dinge aus meinem Leben, die nicht direkt mit der Judenverfolgung zu tun hatten aber wenn man schreibt kommen eben alle Erinnerungen wieder zurueck? Vielleicht habe ich auch Dinge vergessen, es liegt ja alles schon soviel Zeit zurueck. So zum Beispiel der Kulturschande der Buecherverbrennung. Das war glaube ich 1935.¹⁶⁰ Da gingen die Buecher von vielen guten Deutschen in die Flammen Remarque, Tucholski, Zweig, Dreiser Ossowski Mann etcetc.¹⁶¹ Es war traurig!!!!

Wer das Glueck hatte damals noch Deutschland zu verlassen war gut bedient. Wir versuchten Vieles. Ich hatte immer noch Glueck mit der Arbeit bis eines schoenen Tages mein Chef in meine Filiale kam, sehr ernst. Er erzaehlte xxxxxxxx (Hier hatte die Maschine versagt, die ist vielleicht auch muede)

Ja mein Chef kam zu mir und sagte mir sehr ernst, dass man ihn boykottiere und man zwingt ihn mich zu entlassen, sonst wuerden die Behoerden seine Geschaefte schliessen. Ich werde das nie vergessen. Er war traurig und ich noch mehr, ich hatte mich dort sehr wohl gefuehlt und alle Arbeiter und Angestellten waren zu mir den Juden Glaser wie Geschwister!!!! Er bat mich um den Schluessel, ich war inzwischen Filialleiter geworden. Wir gaben uns die Hand, er gab mir noch ein schoenes Stueckchen Geld mit und riet mir so schnell wie moeglich das Land zu verlassen ...

Aber wohin. Da kam eines Tages mein Schwager nach Hause. Er hatte endlich eine Auswanderungsmoeglichkeit gefunden und zwar nach Kolumbien Mittelamerika. Ach Du lieber Gott, dachte ich, denn das hiess dass wir alle dahin gingen, was mache ich

159 Vernichtungslager waren Auschwitz, Treblinka und Belzec bei Lublin. Mauthausen war das grösste Konzentrationslager auf österreichischem Gebiet.

160 Die Buecherverbrennung war am 10. Mai 1933.

161 Erich Maria Remarque, Kurt Tucholsky, Arnold Zweig, Stefan Zweig, Theodore Dreiser, Carl von Ossietzky, Heinrich Mann, Klaus Mann.

in Kolumbien. La kukuracha ...¹⁶² Er fing an Spanisch zu lernen, auch ich. Ich war arbeitslos, aber was geschah die Pommerschen Neidels, alte Familienfirma in Aal und Fisch kamen zu mir dem Juden sie kannten mich von der Messe als guten Verkäufer und nahmen mich mit auf Reisen! Sie sagten ... was geht uns das an Jude oder Nichtjude. Vielleicht war das mein grosser Fehler, haette vielleicht als junger Mann leicht ueber die Grenze gehen koennen aber auch das war gefährlich! Ja und dann gingen die Ersten von unserer Familie zum Hauptbahnhof in Leipzig den Weg den viele gehen sollten, die alte Heimat zu verlassen. Man sah Maenner und Frauen weinend Abschied nehmen von den Zurueckbleibenden. Kinder wurden hochgehoben und weinend gekuesst. Es war Herzzerreißend!! Meine Schwester, mein Schwager mit einer Tochter, ihr Junge von 11 Jahren war bei einem Autounuglueck in Gohlis an den Kasernen von einem Militaer-
auto an der Landsbergerstrasse zerquetscht worden.

Ich nahm Abschied am Zug. Ich hing besonders an meinem mittelsten Bruder. Wir waren immer zusammen ins Casino am Neumarkt ins Kino gegangen und auf die Kleinmesse. Ich habe sie niemals wiedergesehen!!! Sie konnten in Kolumbien, wo wir uns treffen sollten das Klima nicht vertragen und kamen zurueck nach Europa und als der Krieg ausbrach fluechteden sie mit dem grossen Fluechtlingszug von Belgien nach Frankreich, kamen zum unbesetzten Suedfrankreich und als auch dies von Deutschen Truppen besetzt wurde und die S.S. gleich dahinter wurden meine lieben Angehoerigen die Europa schon verlassen hatten nach Auschwitz abtransportiert. Ich hoerte noch vom Roten Kreuz dass mein Bruder in den Kohlengruben in Frankreich arbeiten musste. Das war ein harter Schlag. Aber das wussten wir damals noch nicht wir wollten doch auch nach Kolumbien.

Heute musste ich ein neues Farbband einbaendeln, so viel habe ich schon geschrieben.

Vielleicht haben Sie oder Frau Kucharski schon gedacht ich haette Sie vergessen. Aber so ein Bericht kostet Zeit. Nicht nur das Schreiben aber man muss dabei Herr seiner Gefuehle werden oder aller Emotionen! Es ist wirklich nicht leicht so mit der Vergangenheit wieder konfrontiert zu werden.

Hier muss ich nun erzählen von dem Exodus der Leipziger Juden, sagen wir einer grossen Anzahl davon, die die Gluecklichen waren Moeglichkeit zur Emigration zu haben. Verwandte die Affidavits nach Amerika schickten oder Permits nach England. Ausserdem verstreuten sie sich ueber die ganze Welt ... Wo es nur irgendwo moeglich war einzureisen. Ob das nun Chile war, Brasilien, Uruguay, San Domingo Kuba Shanghai nur raus! Niemand ahnte damals das grosse Unglueck, die Massenvernichtung welcher normale Mensch konnte sich das ueberhaupt vorstellen, dass das Volk der Dichter und Denker solche Verbrecher hervorbringen konnte, schlimmer als das Mittelalter??!

Da standen sie in der grossen Halle des Hauptbahnhofes, nachdem sie einen letzten Blick auf den Vorplatz am Bahnhof geworden hatten. Kinder Muetter und die Vaeter

162 La Cucaracha: spanisches Volkslied.

mit verheulten Augen sich aneinander klammernd. Zurueckgebliebene traurig und hoffnungslos. Doch die die damals Deutschland verliessen mit all ihrer Traurigkeit wussten noch nicht dass sie das grosse Glueck hatten dem Inferno der Nazihoelle entkommen zu sein.

So komme ich hier zwischendurch, apropos Hoelle, auf meinen Schwager zurueck, der zusammen mit seiner Frau, meiner Schwester, und meinem Bruder Martin, schon in Kolumbien war zurueck kam wegen klimatischer Schwierigkeiten. Wie gesagt, sie wurden von Suedfrankreich aus nach Auschwitz verfrachtet.

(Ich hatte oben beim Exodus der Juden aus Leipzig vergessen zu erzählen, dass es damals dort auch einen Hilfsverein gab, fuer Juden die keine Auswanderungsmaeiglichkeiten hatten. Er stand unter der Leitung eines ehemaligen Richters des Reichsgerichtes Dr. Wachtel¹⁶³ in Leipzig, der spaeter legal mit Pass nach Holland ging und mit mir zusammen im Konzentrationslager in Holland war. Ich traf ihn dort zufaellig. Aber auch dieser Verein konnte nicht viel helfen, meist nur Leute zur Berufsumschichtung schicken)

Spaeter erfuhr ich, dass meine Schwester mit der kleinen Tochter direkt ins Gas kam. [Beschreibung des Todes in den Gaskammern] Einer ein gewisser Weissberg¹⁶⁴ aus Leipzig, der sehr gut Gitarre spielte war bei einer Musikkapelle, die waehrend all dieser Vorgaenge am Gasplatz spielten, als waere alles eine gute Unterhaltung!!! Sie machten Musik dabei!!! Mein lieber Bruder ist dort wegen der schweren Arbeit und schlechter Ernaehrung nachdem er »Muselmann« war, so nannte man die bis auf die Knochen abgemagerten Menschen oder nur noch lebende Gerippe waren wegen Arbeitsausfall, er konnte nicht mehr auch ins Gas gewandert.

Entschuldigen Sie bitte ... ich kann nicht mehr weiter ... es uebermannt mich, ich nehme eine Tablette und leg mich ein bischen hin!

Ein neuer Tag ... der Film geht weiter. Mein Schwager hatte alle diese Schrecken ueberlebt. Dies war ein ganz grosses Wunder! Uebrigens fand ich meinen Schwager durch einen ganz merkwuerdigen Zufall zurueck. Ich las in einer deutschsprachigen Zeitung hier eine Traueranzeige fuer eine verstorbene Frau Epstein. Darunter standen die Namen der Hinterbliebenen, unter anderen Alfred Epstein. Die anderen Namen der Brueder kamen mir auch irgendwie bekannt vor! In jedem Falle ging [ich] zur Stadtverwaltung einer Stadt, die ungefaehr 50 Kilometer von meinem Dorf entfernt ist. Sie

¹⁶³ Alexander Siegfried Wachtel (1881–1944). Er war nicht Reichsgerichtsrat, sondern Landgerichtsrat in Gotha. Ab 1936 arbeitete er fuer Israelitische Religionsgemeinde als Berater fuer Auswanderungsfragen, wurde am 11. November 1938 von der Gestapo verhaftet und ins KZ Sachsenhausen gebracht. Nach seiner Entlassung emigrierte er in die Niederlande, kam 1942 ins Internierungslager Westerbork und wurde nach Auschwitz deportiert. Vgl. Hubert Lang: Zwischen allen Stuhlen. Juristen juedischer Herkunft in Leipzig (1848–1953). Kaufering 2014, S. 618.

¹⁶⁴ Wahrscheinlich Felix Weissberg, der einzige Träger dieses Namens, der im juedischen Adressbuch von 1933 angefuehrt wird und auch 1938 im allgemeinen Leipziger Adressbuch verzeichnet ist.

fanden die Adresse und ich ging hin. Ich ging also hin und der Herr oeffnete die Tür und als ich fragte ob sie einen Alfred Epstein aus Leipzig kannten. Ja, sagt er das ist mein Bruder!! Na da koennen Sie sich meine Gefuehle vorstellen. Man erzaehlte mir, dass mein Schwager Auschwitz ueberlebt hatte und nun in Toulouse in Frankreich lebe. Ausserdem erzaehlte man mir, dass er im Jahre 1954 in Israel gewesen waere und ich sah ein Bild, das ganz in meiner Naehe hier aufgenommen war. Stellen Sie sich vor!!!

Mein Schwager, der uebrigens auch in der Landsbergerstrasse mit seiner Familie in Gohlis gewohnt hatte wie Sie, liebe Frau Kucharski, Nr. 82 glaube ich,¹⁶⁵ ich besuchte sie fast jeden Sonntag indem ich mit der Linie 6 dort hinaus fuhr, hat bis zum Ende gelebt in Auschwitz aber mit einer Hungerkrankheit.

[Glaser gibt wieder, was ihm sein Schwager brieflich von seinem Überleben erzählt hat. Dieser hatte beschlossen, dem SS-Befehl zur Räumung des Lagers nicht zu folgen, also nicht mitzumarschieren, sondern sich erschießen zu lassen. Begegnet sind sich die beiden nicht mehr. Dann schreibt Glaser von der Haltung der jüngeren, in Israel geborenen Juden, die man »Zabres« nenne, weil sie wie der gleichnamige Kaktus innen süß und außen stachlich seien und nicht mehr ängstliche, sich duckende Juden.]

Alles was ich ueber die Erlebnisse meines Schwagers und meines Bruders schrieb war im Oktober 1938 noch vollkommene Zukunft und wer sowa s vorausgesagt haette, [den] haette man wohl fuer verrueckt erklaert! Obwohl ich mich erinnere, dass Hitler oft von der Vernichtung der Juedischen »Rasse« sprach und man nur an die wirtschaftliche Vernichtung dachte und nicht an solche Greuel! Kein normaler Mensch konnte sich so was vorstellen. Obwohl mich oft ein unheimliches Gefuehl beschlich in der Zeit da im Fruehjahr 38 schon fuer den Krieg geruestet war und in der Zeit der Tschechischen Krise¹⁶⁶ schon Mannschaften auf grossen Lastwagen in den Leipziger Strassen standen klar zu Gefecht, da beschlich mich das Gefuehl, was wird man mit den Juden tun wenn Deutsche im Krieg fallen?

Aber das taegliche Einerlei und die Bearbeitung der Auswanderung nahm unsere Zeit in Anspruch. Man lebte in Spannung. In dieser Zeit kam mein erster Schwager ein Oesterreicher nach Leipzig und sagte uns, dass wir wie in einem Paradies leben wuerden. Er starb kurz darauf an einer graesslichen Krankheit.¹⁶⁷ Meine grosse oder aelteste Schwester zog mit ihrer 11jaehrigen Tochter zu uns. Ja und wir wollten nach Belgien, wo damals noch mein Bruder, Schwester und Schwager wohnten ueber die ich schon erzaehlte.

165 Im Leipziger Adreßbuch: Alfred Epstein, Dipl.-Kaufmann, Landsberger Str. 82.

166 Sogenannte Sudetenkrise, nach dem Münchener Abkommen Ende September 1938 wurde das Sudetenland dem Deutschen Reich angegliedert.

167 Glasers Schwager, Elias Heliczer, starb im Mai 1938.

Und das Unglueck schlug wieder zu. Meine aelteste Schwester war durch die Heirat mit dem Oesterreicher, der eigentlich die polnische Staatsangehörigkeit hatte, Polin. Sie selbst hatte Polen niemals in ihrem Leben gesehen oder kannte die Sprache – Im Oktober 1938 klingelte um 5 Uhr morgens die Tuerglocke und Polizisten und SSer standen an der Tür und nahmen meine Schwester mit!!! Es war herzzerreißend der Abschied zwischen Mutter und Tochter. Ich werde das nie vergessen! Es hiess alle Polnischen Staatsangehoerigen müssen Deutschland verlassen.¹⁶⁸ Aus der Nord-Humboldtstrasse-Gegend wo viele Polen wohnten, ging man haufenweise ... Ihre Tochter liess meine Schwester schlafen. Diese sogenannten polnischen Juden, meine Familie waren Deutsche Staatsbuerger wurden in dunkler Nacht ueber die Polnische Grenze gepruegelt. Aber die Polen wollten sie nicht, so ging das hin und her. Da in Leipzig eine grosse Anzahl Juden Polnischer Herkunft wohnten war das eine grosse Anzahl von verzweifelten Menschen! Dort in Polen gingen sie alle in die Vernichtungslager bei Einbruch der Deutsche nach dort. [Glaser schreibt vom Aufstand im Warschauer Ghetto.] Uebrigens, meine Nichte, die kleine 12jaehrige Tochter meiner Schwester ist ihrer Mutter nachgefahren (!) Sie wollte sie auf keinen Fall allein lassen und ist leider auch mit umgekommen.

[Glaser erwähnt die reparierte Schreibmaschine und gibt wieder, was der Schwager aus Auschwitz berichtet hat.]

Damals kam der grosse Schlag fuer uns, der Brief, dass meine Geschwister und mein Schwager zurueck nach Europa kamen weil sie in Kolumbien das Klima nicht vertragen konnten. Es war fuerchterlich. Sie wussten ja nicht wie wir taeglich in panischer Angst lebten nachdem meine aelteste Schwester nach Polen verfrachtet war! Was sollten wir tun? Viele Leipziger Juden warteten so auf Hilfe von draussen! [Klage über die mangelnde Bereitschaft der Westmächte, Juden aufzunehmen] Nein, wir waren nicht so wichtig nicht menschlich und nicht strategisch, wir waren verkauft und verraten!! Die Englaender stellten damals ein Weissbuch auf, dass auch die Tore von Palaestina schloss,¹⁶⁹ wo viel Platz war und damals die Arabischen Grossgrundbesitzer Boeden an die Juden verkaufen wollten, natuerlich nur die schlechtesten, Suempfe oder Wueste und steiniges Land. Ueberall waere man hingegangen denn juedische Pioniere hatten schon vorher Suempfe getrocknet und Wueste, bezahlt an die Effendis, fruchtbar gemacht. Wenn die auch spaeter heulton man haette es ihnen gestohlen! Aber das passt nicht hierher. Da

168 Bei der sogenannte »Polenaktion« wurden rund 17 000 Juden mit polnischer Staatsangehörigkeit an die polnische Grenze abgeschoben. Manche konnten weiterreisen, sofern sie einen Unterschlupf wussten, oder zurückkehren; andere wurden interniert. In Leipzig waren 3365 Juden mit polnischer Staatsangehörigkeit registriert; vgl. Steffen Held: Ausgrenzung und Verfolgung der Juden, in: Geschichte der Stadt Leipzig. Bd. 4: Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart, hg. von Ulrich von Hehl, S. 312–320, hier S. 317.

169 Großbritannien hatte das Völkerbundmandat für Palästina inne. Das sogenannte Weißbuch von 1939 schränkte die Einwanderung von Juden und deren Landerwerb ein.

sassen wir nun unsere Familie und wussten wie soviel andere Leipziger Juden nicht ein oder aus.

Alles war zu spaet, denn dann kam das Inferno!!

Die Kristallnacht!!!

Die grosse Luege vom spontanen Volksaufstand. Ich selbst sprach mit vielen Deutschen nicht juedischen Freunden und bekam ja soviel Hilfe. Die Nazis nutzten den Mord an den in der Schweiz arbeitenden Diplomaten fuer ihr Pogrom aus.¹⁷⁰ Alles war organisiert. Gruppen die die Synagogen verbrannten, die Polizeit stand dabei und drehte den Ruecken zum Tatplatz. Andere verwuesteten Juedische Geschaefte etcetc. Wieder hingen Juden an den Fensterrahmen, die sich ausweglos zum letzten Schritt entschlossen hatten. In der Parthe, wo die beiden Seiten zugemauert waren oder noch sind, standen alte Juden und die abgeschnittenen Barthaare verwehte der Wind!¹⁷¹ Man schlug sie, dass das Blut nur so spritzte. Ich war an diesem Morgen am 9 November¹⁷² ahnungslos in die Stadt gefahren. Ich wusste nicht was sich sah ... mir lief es kalt ueber den Ruecken ich zitterte am ganzen Koerper. Ich sah die Synagoge in der Gottschedstrasse brennen wie eine Fackel. Am Bruehl klapperten die Scheiben und am Boden lagen die Pelze ich rannte durch die Nikolaistrasse, dort waren zwei juedische Restaurants.¹⁷³ Alles kaputt! Aus Juedischen Wohnungen wurden Klaviere und Moebel heraus geworfen und manchmal kam der Besitzer nach. Ueberall klirrte Glas, wie gesagt es war gut organisiert. In der Zeitung stand. Die Juden muessten eine Million Mark aufbringen und als ich so durch die verwuesteten Strassen elte kam mir ein alter Freund entgegen und fragte in bestem saechsisch und freundlich unwissend: Nu Alfred, mussde och mitbezahln an der Million?¹⁷⁴

Ich muss mal wieder Pause machen ... Verzeihung!

Ich versuchte die Strassenbahn zu erreichen, ich hatte panische Angst, dass in diesem Moment vielleicht die Nazis schon an meiner Wohnung standen. Ueberall waren Menschenauflaefe. Da standen die Menschen viele bedauernd oder andere gleichgultig dazwischen, ich rannte ueber den Markt [...] liess ich die Fensterglassplitter hinter

170 Herschel Grynszpan, ein polnischer Jude, hatte in Reaktion auf die »Polenaktion« am 7. November 1938 in der Deutschen Botschaft in Paris auf den Legationssekretär Ernst Eduard vom Rath abgeschossen, der zwei Tage später starb. Das Attentat lieferte den Vorwand für die Pogromnacht.

171 Am Parthe-Ufer in der Uferstrasse, wo Juden vor ihrer Deportation zusammengetrieben worden waren, errichtete der Ökumenische Arbeitskreis der Stadt Leipzig 1988 einen Gedenkstein.

172 Die organisierte Aktion fand in der Nacht vom 9. zum 10. November statt; Glaser meint also den 10. November.

173 Die beiden juedischen Lokale waren Manelis (Nikolaistraße 36) und Zellner (Nikolaistraße 39–45).

174 Diese Äußerung nimmt Bezug auf zwei Verordnungen, die am 12. November 1938 erlassen wurden. Die *Verordnung zur Wiederherstellung des Straßenbildes bei jüdischen Gewerbebetrieben* bezweckte, die jüdischen Gewerbetreibenden und Gemeinden selbst für die Schäden der Pogromnacht aufkommen zu lassen. Die *Verordnung über eine Sühneleistung der Juden deutscher Staatsangehörigkeit* ging auf eine Forderung Hermann Görings zurück, der nach dem Attentat auf den deutschen Legationssekretär Ernst Eduard vom Rath eine Milliarde Reichsmark als »Sühneleistung« verlangt hatte.



Abb. 10: Alfred Glaser im Jahr 1938, 23 Jahre alt
(Archiv Hollitzer)

mir. Da dachte ich an meine Freundin. In der Nord ... Gerber ... Humboldstrasse jagte man Menschen, Moebel zerbrochen auf der Strasse ... Und dann sah ich wie SA und SS Maenner Juden in Gruppen abfuehrten ... in geschlossenen Reihen ... Ich kam nicht mehr durch und ging zurueck Markt Grimmaischestrasse. Da kam unser Chauffeur, das heisst von der Firma Grosspitsch, der Fischfirma wo ich solange gearbeitet hatte. Er fuhr an die Bordkante schrie mir zu einzusteigen, das war natuerlich fuer ihn als Nichtjuden sehr gefaehrlich. Er brachte mich nach Hause. In Reudnitz merkte man fast nichts von dem Tumult. Aber meine Mutter stand schon wartend vor dem Haus und fragte mich aengstlich wo ich solange geblieben w提醒re die Gestapo war schon da gewesen und haette nach mir gefragt mit SSern und Polizei. Also nun war ich mit den anderen juedischen Maennern Leipzigs an der Reihe!!

Ich hatte vergessen zu erwaehnen, dass ich auch am Hauptbahnhofsvorplatz herumstand bevor ich nach Hause fuhr und hatte einen Bekannten getroffen, der mir sagte er ginge ueber die Grenze illegal denn Paesse hatten wir nicht. Ich hatte ihm gesagt ich liesse ihm wissen was ich tue. Ich sagte das meiner Mutter, die fing dann in der Wohnung natuerlich furchtbar zu weinen an auch meine juengste Schwester aber sagte, dass das sicher das Beste waere. Ich hatte am Markt von der Sparkasse alle Ersparnisse abgeholt und meine Mutter gab mir auch noch etwas mit. Ich will Ihnen den Abschied ersparen. Ich habe meine Mutter nie wieder gesehen!!!!

(Ich muss eine Pause machen, es wird mir ein bischen zu viel)

Ich rief meinen Bekannten an, was wir verabredet hatten und sagte ihm, er koennte um die und die Zeit (Ich erinnere mich nicht mehr wann, koennte er das Paket unter der Uhr (Bahnhof) abholen. Das war unser Treffzeichen! Wir trafen uns und bei einem Glas Bier schlug er vor, erst mal zu seiner Schwester nach Muehlheim an der Ruhr zu fahren, das war schon naeher an der Belgischen oder Hollaendischen Grenze. Ich dachte zu meinem Bruder nach Antwerpen (Belgien) zu gelangen. Ich war einverstanden und nach Erkundigungen und Formalitaeten fuhren wir ab. Die Stimmung koennen Sie sich vorstellen Angst Angst vor der Zukunft ... Angst was das Schicksal meiner Familie betrifft. Die Familie der Schwester empfing uns erstaunt, denn auch dort war Panik unter den Juden. Ein Besucher ein Jude, der mit einer nichtjuedischen Frau verheiratet war schlug uns vor zu ihm zu kommen bis wir unsere Plaene in die Tat umsetzen koennten. Das ist alles nun so leicht und kurz im Hinschreiben, aber wenn ich mich erinnere an die Aengste, die wir damals dauernd fuehlten, so gruselt es mich noch heute. Ich rauchte glaube ich vier Schachteln Zigaretten an einem Tage damals!! Was wird mit uns? Kommen wir rueber? Packt man uns im letzten Moment?

Ich hatte bei den Leuten ein Zimmer und ging fast nie auf die Strasse nur mal Luft holen abends. Wir waren dort richtig untergetaucht. Eines abends brachte der Mann seinen Neffen oder besser der Frau mit. Karl hiess er und ich werde ihn nie vergessen. Ich hatte stets gehoert dass diese Leute Geld nehmen und fragte ihn wieviel? Er guckte mich ernst an und sagte: Nichts! Es giebt hier auch noch Menschen!!!! Ich werde das nie vergessen! Von wegen spontaner Volksaufstand. Ich habe nicht alle kleinen Einzelheiten erzaehlt aber fand wirklich in Leipzig von Nachbarn und ehemaligen Arbeitsgenossen Hilfe und Teilnahme!

So gingen wir los. Nachts, in Tausend Aengsten!! Ich wusste, wer an der Grenze gepackt wurde ohne jegliche Papiere landete unweigerlich im KZ. Als der Mann, Karl hiess er mich fragte wo ich hinwolle. Sagte ich Belgien. Er antwortete mir daraufhin. Belgien waere moeglich aber [er] kenne die Hollaendische Grenze wie seine Westentasche und die belgische nicht so gut. Ich war einverstanden ueber die Hollaendische Grenze zu gehen, die Hauptsache raus.

Liebe Leipziger Freunde! Ich habe bis jetzt probiert alles so moeglich ausfuehrlich zu beschreiben. Es tut mir aufrichtig leid, aber es geht nicht mehr. Obwohl ich in Abstaenden geschrieben habe, hat mich das Ganze mehr mitgenommen als ich anfangs dachte. Ich schlafe nachts schlecht, traeume vom Geschriebenem, richtige Alptraeume. Ausserdem ist meine Frau ausserst besorgt, sie meint ich sei vollkommen aus dem Gleichgewicht geraten. Bitte seien Sie mir nicht boese wenn ich nun probiere kuerzer und mehr in Stichworten meine Erlebnisse zu berichten. Ich moechte auf keinen Fall haeslichen Unfrieden, denn meine Frau sagt, alle Achtung dass man sich interessiert, aber Du warst ueber alles hinweg und nun hat es Dich wieder in seinem Bann. Und meine taegliche Haltung leidet darunter. Ausserdem ist im Moment hier der Prozess gegen den Nazi-verbrecher dem Ukrainischen Iwan der Schreckliche, ein Ukrainischer SS Mann der in

Treblinka furchtbar gehaust hat, obwohl ich nicht viel teilnehme an den Dingen die dann waehrend des Prozesses im Fernsehen hoere, wirkt auch das auf mich und man hoert dabei Dinge wobei mein Bericht eine Kindererzaehlung ist. Der Mann hat vor der Gaskammer schwangere Frauen mit einem Bajonett den Bauch aufgestochen ...¹⁷⁵

Nachts gingen wir los ... furchtbare Angst ... Novembernacht kalt und stuermisch schlichen geduckt ueber die Weiden, Pferde kamen wiehernd an, Schuesse von irgendwo denn wir waren nicht die Einzigen, die ueber die Grenze gingen, ich traf in Holland hunderte aus Deutschland und Oesterreich. Durch Wasser watend und über Zaeune springend Scheinwerfer ueber uns, erreichten wir die Hollaendische Grenze. Ich koennnte einen Roman schreiben ueber alle Gefuehle dabei aber ich fasse sogut es geht mich kurz. In Kerkrade der ersten Hollaendischen Stadt haette man uns fast gepackt aber Karl rannte vor und lenkte die Polizisten ab, wir sahen ja furchtbar aus.

Dann waren wir zu zwein liefen bis Valkenburg. Dort nahmen Hollaender uns auf und gaben uns ein Zimmer. Den naechsten Tag weiter zu Fuß nach Mastricht dort gingen wir zum Rabbiner der uns Fahrkarten nach Amsterdam gab. Ich schrieb gleich nach Hause. Das Fluechtlingskomitee brachte uns in einem kleinen Hotel unter. Wir waren in Amsterdam einen Monat frei bis wir einen Brief von der Auslaenderpolizei bekamen uns zu melden. Wir hatten keine Angst, aber es war zu offiziell. Wir wussten wer in Amsterdam war, wird nicht zurueck geschickt. Bei der Auslaenderpolizei sah ich viele Menschen, wir wurden weitergeschickt liess uns nicht zurueckblicken.

Als ich an der Reihe war wurden mir Fingerabdruecke abgenommen und ich wurde fotografiert. Wie ein Verbrecher. Aber spaeter hoerte ich dass man in Holland viel Arbeitslose hatte und man wollte sicher gehen, wer wir waren und dass wir nicht arbeiteten. Aber fuer uns, die wir gerade der Hoelle entronnen waren, waren das grausame Feststellung[en]. Ein Beamter sagte zu mir, Nehmen Sie eben Platz setzen Sie sich und ich kann nun schreiben, von diesem Moment ab »sass« ich volle sieben (!) Jahre unfrei in allen moeglichen Lagern. 2 Jahre in Hollaendischen Fluechtlingslager, man muss trotzdem dem kleinen Staat Holland dankbar sein, dass er soviel Fluechtlinge aufgenommen hatte die grossen taten nichts, aber ich sass eben 7 Jahre 2 Jahre bei den Hollaendern und fuenf Jahre, nachdem die Deutschen Holland ueberfallen hatten und unser Fluechtlingslager mit allem lebendem und toten Inventar uebernommen hatten. Ich war 24 als ich im ersten Lager herein kam und mit 31 (!!!) nach dem Krieg kam ich heraus! Als im Mai 1940 Deutschland das kleine Holland ueberfiel und Rotterdam in

175 Im Februar 1987 begann in Jerusalem der Prozess gegen John Demjanjuk (1920–2012), der beschuldigt wurde, in Treblinka an der Ermordung der Juden – wegen seiner Grausamkeit »Iwan der Schreckliche« genannt – beteiligt gewesen zu sein. Es gab jedoch Zweifel an seiner Identität, und nach dem Todesurteil in erster Instanz wurde er 1993 im Revisionsverfahren von den Anklagen freigesprochen, die sich gegen »Iwan den Schrecklichen« richteten. 2009 wurde er wegen seiner Verbrechen als Wachmann in Sobibor erneut angeklagt, nun in München, und 2011 zu fünf Jahren Haft wegen Beihilfe zum Massenmord verurteilt. Aufgrund seines hohen Alters wurde die Vollstreckung des Urteils ausgesetzt.

Staub und Asche verwandelt hatte mit den Stukas,¹⁷⁶ brach die Welt des Emigranten und Fluechtlings zusammen. Wir hatten noch stets Hoffnung durch das Kommittee irgendwo hingeschickt zu werden und dann unsere Familien nachkommen zu lassen. Alles war vorbei!! Umsonst unsere gefaehrliche Flucht aus Deutschland umsonst alle Anstrengungen fuer weitere Auswanderung und Zusammentreffen der Angehoerigen!! SS kam in unser Fluechtlingslager zogen Stacheldraht umhin und tiefe Graeben wurden ausgehoben. Erst dachten wir an ein Ghetto fuer alle Juden in Holland. Unser Lager wurde KZ und Durchgangslager fuer alle Juden Emigranten und Hollaendischen Juden. Was KZ ist brauche ich wohl nicht mehr zu beschreiben ich moechte es auch nicht. In dieser Zeit arbeitete ich in der Gemuesegaertnerei, meine Mutter hatte mir mal geschrieben, Mit Landwirtschaft kommst Du ueberall hin. Als die Transporte begannen in die Todeslager, was wir natuerlich damals noch nicht wussten, man sprach immer nur von Arbeitseinsatz in Deutschland, gingen als Erste Deutsche Fluechtlinge und tausende von Hollaendern. Ich hatte Glueck. Damals liess man noch die Hollaendischen Vorarbeiter, die vom Fluechtlingslager noch arbeiteten und mein Vorarbeiter reklamierte mich als unabkoemmlich, denn ich war einer seiner besten Arbeiter. Tausende gingen den furchtbaren Weg. Jeden Dienstag ein Zug mit furchtbaren Scenen! Jeder versuchte durch die Verwaltung zurueckgestellt zu werden. Es kamen Alte Junge Kranke alles ging durch das Lager. Ein Haus fuer Schwachsinnige wurde vollkommen leer geholt und gleich nach Ankunft in Auschwitz vergast. Ich stand noch ein paar Mal auf der Liste aber es war als haette ich einen Schutzengel. Nicht vor den Leiden im Konzentrationslager auf die ich nicht eingehen moechte und nicht die panische Angst jedesmal: Bin ich dabei? Aber ich wurde vom Gaertner abkommandiert zu den Gaerten der SS. Ich konnte dort illegal den englischen Sender hoeren und der Untergrundbewegung durchgeben. Einmal haette man mich fast gepackt. Dann bekam ich den Brief von meiner Mutter: »Wir müssen aus Leipzig weg, halte Dich gut, wir gehen dorthin wo Dora ist!« Dora war meine aelteste Schwester in Polen! Mein Bruder Markus mit Frau und Kind meine Mutter und juengere Schwester mussten, wie ich spaeter von der Leipziger Gemeinde hoerte, die Wohnung verlassen und mussten in das Judenhaus Packhofstrasse ziehn. Von dort gingen sie in das Todes- und Vernichtungslager Belzyc. Niemanden habe ich mehr von meiner Familie getroffen. Ich habe mit Absicht wenig ueber meinen Aufenthalt im KZ geschrieben. Sie werden verstehen, im Moment bin ich nicht mehr in der Lage dazu ich kann nicht mehr. Es waren schreckliche Zeiten dort das kann ich schreiben. Im Lager lernte ich meine Frau kennen, die dort bei der Baeumekolonne arbeitete. Im April 1945 verliessen die SSer ploetzlich das Lager, wir waren Niemandsland. Deutsches Militaer zog durch und man hoerte sie wollen in Luftabwehrgeschuetz im Lager aufstellen, aber das war nicht wahr. Es wurde spaeter bekannt dass der SS Kommandant den Auftrag hatte das

176 Mit »Stuka« ist zumeist die Junkers Ju 87 gemeint, ein Sturzkampfflugzeug, das in dem von Hugo Junkers gegründeten Flugzeugwerk in Dessau und auch in anderen Werken gebaut wurde.

Lager zu sprengen, aber er hatte nicht mehr die Zeit dazu gefunden. Dann kamen die Kanadier und wir waren frei ... Wie gesagt ich schreibe alles kurz ueber diese furchtbare Zeit, nur zur Orientierung, alles andere lasse ich aus und hoffe, dass ich bald fertig bin, denn ich bin wirklich seelisch etwas angeschlagen!!

Nach dem Kriege mussten alle dahin zurueck wo sie am 10. Mai am Kriegsbeginn in Holland gewohnt hatten, ich musste noch im Lager bleiben wo Hollaendische Nazis reinkamen. Wir trafen uns dann in Amsterdam und heirateten. Wir waren beide alleine geblieben, niemanden mehr und es war traurig nun die Gewissheit zu bekommen. In 1949 beschlossen wir nach Israel zu gehen. Unserer Meinung nach ist eine vollkomme-ne Assimilation der Juden unmoeglich, wie es immer wieder die Geschichte beweist, vielleicht ist es anders in sozialistischen Laendern, aber im uebrigen Europa hatte sich das Gift des Antisemitismus gut eingefressen. Wir wollten dass unsere Kinder frei auf-wachsen und nahmen als Pioniere hier viel Risiko auf uns, arbeiteten sehr schwer aber wir sind zufrieden ...

Nur noch einige Worte zu Ihrem Bericht in den Leipziger Blaettern, der sehr gut ist und alle Achtung verdient, ich habe mich ja schon dazu geaeussert. Ich glaube aber dass es doch mehr Juden Deutscher Staatsbuergerschaft und Alteingesessen in Leipzig gege-ben hat, als das Sie schreiben.¹⁷⁷ Da gab es den Centralverein Deutscher Staatsbuerger Juedischen Glaubens und den Reichsverband Juedischer Frontsoldaten. Dies erlaube ich mir hinzuzufuegen ohne jegliche Kritik. Der Artikel ist sehr anerkennenswert. Ich bitte um Entschuldigung, wenn mein Bericht etwas lange gedauert hat, aber es war nicht leicht, trotzdem hoffe ich Ihrer Bitte und der Bitte von Frau Kucharski entsprochen zu haben. Ich haette Sie beide sehr gerne persoenlich kennengelernt am liebsten in Leipzig, wo ich so grosse Sehnsucht nach habe!!

Bitte tun Sie mir den Gefallen und lassen wieder mal was von sich hoeren.

Viele herzliche Gruesse ... in alter Frische ... Ihr

Auch im Namen meiner Frau!!!

Alfred Glaser

¹⁷⁷ Lange hatte geschrieben, dass die Israelitische Religionsgemeinde 1935 rund 18 000 Mitglieder ge-habt habe. Das war allerdings die geschätzte Zahl der insgesamt in Leipzig lebenden Juden, und zwar unab-hängig von ihrem Glaubensbekenntnis. Gemeindemitglieder gab es deutlich weniger; 1925 hatte die Volkszählung ergeben, dass in Leipzig rund 12 600 Juden lebten. Zuverlässige Angaben sind nicht zu machen; die Zahl derjenigen, die nach den Nürnberger Gesetzen als Juden verfolgt wurden, wird auf 15 000 bis 20 000 geschätzt; vgl. Manfred Unger: Die »Endlösung« in Leipzig. Dokumente zur Geschichte der Judenverfolgung 1933–1945, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 5/1963, S. 941–957, hier S. 947. Vgl. Steffen Held: Jüdisches Leben, in: Geschichte der Stadt Leipzig. Bd. 4: Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart, hg. von Ulrich von Hehl, S. 218–225, hier S. 218.

Kfar Monasch, 13. 7. [19]87

Lieber Herr Lange!

[Glaser bedankt sich für die Schallplatte Dr Saggse – Mänsch und Miedos, die ein Mittschnitt des Mundartprogramms aus dem academixer-Keller mit Texten und Liedern aus den 1920er Jahren war. Er schreibt von seinem Plan, Leipzig zu besuchen, seinem Kontakt zur Arbeitsgemeinschaft Kirche und Judentum und zur Israelitischen Religionsgemeinde.]

So, ich hatte eben eine kleine Pause eingelegt, meine Frau rief mich zu einer Tasse Gaffee und es war auch ein Stueckchen Kuchen zum »Ditschen« Hahaha! Ach lieber Herr Lange, was wuerde ich mich freuen Sie persoenlich besuchen zu koennen und Leipzig zu sehen. Vielleicht im Felsche¹⁷⁸ Kaffee zu trinken! Giebt es noch Naumannbier oder Riebeck? Was habe ich damals mit meinen Freunden geknobelt ... um halbe Liter Mexico ... macht man das noch? Oder um einen Stiefel? Besteht das Westbad noch? Wir wohnten damals in der Nuernbergerstrasse Ecke Liebigstrasse 1. Treppe. Es war Nr. 54. Von da aus ging ich ueber [den] Rossplatz am Neuen Rathaus vorbei ... ich habe die Straßennamen nicht alle im Kopf, jedenfalls mussten wir an der Thomaskirche vorbei und da war irgendwo das Freibad »Westbad«. Wir tobten dort wie Kinder eben toben koennen!!! Etwas spaeter trat ich in die Pfadfinderbewegung ein. Das war auch so komisch. Die Pfadfinderbewegung war eigentlich international. Aber der Deutsche Pfadfinderbund und ein paar Splittergruppen wollten natuerlich wiedermal eine Extrawurst und trugen das Halstuch unter dem Hemdkragen (Ich war 12 Jahre alt? wie ich mich das alles noch erinnere mit meinen 72 auf dem Buckel!) Die Internationalen Gruppen trugen das Halstuch ueber dem Kragen. Ich trat ueber einen Schulfreund in eine solche Splittergruppe und musste eines schoenen Tages hoeren (1926!!!!) das sie keine Juden haben wollen. Das war das erste Mal in meinem Leben, das ich Antisemitismus spuerte, was ich bis dahin ueberhaupt nie kannte. Es schmerzte mich als Kind sehr. Da ich den Pfadfindergedanken damals eine schoene Sache fand, fand ich zwischen den Internationalen Gruppen eine die Arbeiterkinder waren und obwohl unpolitisch mehr zur sozialistischen Seite neigten. Das war eine schoene Zeit. Ich begann dann in die Lehre zu gehen und war nur noch ein passives Mitglied. Ich erinnere mich noch als die Hitlerjugend Mode wurde haben wir Hemden und Halstuecher verbrannt und uns geschworen, das betraf natuerlich mehr die christlichen Jungens nie dort einzutreten. Doch traf ich eines schoenen Tages einen in der S.A. Uniform der sich freute mich zu sehen!! Vor meiner erschrockenen Familie schlug er mir auf die Schulter und wollte wissen wies mir ging. Ich fragte ihn wie er zur S.A. kaeme. Er meinte das ist nun sein Ideal wie einst die Pfadfinder. 8 Tage spaeter sehe ich ihn auf dem Bruehl niedergeschlagen in

178 Das Café Felsche, das vornehmste Kaffeehaus Leipzigs, stand am Augustusplatz neben der Universitätskirche; es wurde im Krieg zerstört.



Abb. 11: Besuch in Leipzig 1987, Alfred Glaser filmt in der Eisenbahnstraße das Haus mit dem Geschäft, in dem er gearbeitet hatte. (Archiv Lange)

gewoehnlicher Kleidung. Ich fragte ihn ob er noch in der S.A. sei. Er schaute zu Boden und sagte mir »Nee ... die ham rausgekriescht, dass mein Vader een halber Jude is!«

Auch das ist eine Kindheitserinnerung!!!!

Nun habe ich noch eine Frage und bitte Sie diese mir im naechsten Brief zu beantworten. Kann ich nach Leipzig eine Filmkamera mitbringen? Das wird wohl das letzte Mal sein, das ich Leipzig sehe, aber ich moechte gerne meiner Frau und meinen Kindern und Enkelkindern spaeter zu Hause meine Geburtsstadt sehen lassen, die neuen Freunde und die Staetten, wo ich als Kind umher tollte. Bitte tun Sie mir den Gefallen!! Besten Dank im Voraus.

Den Herrn Dr. Deuel¹⁷⁹ kenne ich nicht, aber ich muss gestehen, ich schrieb es schon Frau Kucharski, dass wir zu Hause sehr assimiliert waren, ich hatte fast ueberhaupt gar keine juedischen Freunde, obwohl ich 2 oder 3 Jahre die Carlebachsche Schule in der Gustaf Adolfstrasse besuchte. Ich spielte Fussball im V.f.B. und war bei den Pfadfindern der einzige Jude. Ich weiss auch nicht wie das alles kam. Auch spaeter als junger Mann zum »scherbeln« war ich immer in Gesellschaft nichtjuedischer Freunde. Meiner Mutter zuliebe ging ich mal an den hohen Feiertagen sie in der Synagoge besuchen wo mein Vater, der von juedischen Sitten auch keine Ahnung hatte mit seinem Kaiser Wilhelm Schnurbart als bekannte Persoenlichkeit viel aufgerufen wurde um den Segen zu sprechen oder den Vorhang zum Bibelschrank aufzuziehen. Er bekam dann von der Galerie von meiner

179 Dr. Pascal Deuel (1885–1932) leitete ab 1928 die internistische Abteilung des von Chaim Eitingon gestifteten Israelitischen Krankenhauses.

Mutter ein Zeichen mit der Hand.¹⁸⁰ Haha. Auch Kindheitserinnerungen. Uebrigens war mein Vater in den Jahren, wenn ich mich nicht irre, 1923 Besitzer des Rosenthalkasinos in der Rosenthalgasse. Die aelteren Leipziger erinnern sich vielleicht.¹⁸¹

Was die Handelshochschule betrifft, ist interessant, die sein Grossvater gruendete.¹⁸² Ich wurde von meinem Chef dem Albin Reichel aus der Gerberstrasse auf die Oeffentliche Hoehere Handelslehranstalt geschickt in der Loehrstrasse, gegenueber der Gemeinde.¹⁸³ Zwischen den Jahren 1929–32, die Zeit als ich dort lernte feierte diese Schule Hundertjaehriges Jubilaeum!! Ich bekam damals einen Preis fuer meinen Aufsatz Hundert Jahre Oeffentliche Lehranstalt. Ich schrieb diesen Aufsatz in Form einer alten mittelalterlichen Urkunde mit seinem Grossen Gotischen H am Anfang und einem Siegel. Ich war ganz stolz. Sollte das den Krieg ueberlebt haben?!! Ich habe Frau Kucharski versprochen ihr das Buch zu schicken, das ist natuerlich auch fuer Sie, das hier ausgegeben wurde.¹⁸⁴ Ein Buch ueber Leipzig und ueber die zugewanderten Juden um die Jahrhundertwende. Leute zu denen ich keine Bindung hatte und das Buch habe ich nicht alles gelesen nur ueber Dinge, die mir bekannt waren, wie ueber den bekannten Rabbiner Dr. Goldmann¹⁸⁵ den Vorsitzenden »Deutscher Staatsbuerger juedischen Glaubens« der alter Offizier war. Es gab eine Menge alteingesessener Juden. Hier ist ein Innenminister der an der Carlebachschen Schule unterrichtet hat Dr. Burg.¹⁸⁶ Wenn der Hebraeisch spricht (Landessprache) mit saechsischen Accent, das ist zum Pipen. Ich als alter Sachse merke das gleich.

Ihr Theater,¹⁸⁷ wie Sie schreiben ist unweit vom Kino Casino. Da standen wir Sonntags um 2 Uhr zur Kindervorstellung um Tom Mix zu sehen den Wild-West-Helden!!!¹⁸⁸

[...] Bleiben Sie gesund, gruessen Sie bitte Frau Kucharski, alle Akademixer, die mich so erfreuten und natuerlich Ihre liebe Familie!!

Mit herzlichen Gruessen in alter Frische stets ihr

Alfred Glaser

180 Die Familie besuchte die liberale Gemeindesynagoge in der Gottschedstraße (Alfred Glaser an Susanne Kucharski, 25. Februar 1987).

181 Im Leipziger Adressbuch ist Emil Glaser für die Jahre 1922 und 1923 in der Rosenthalgasse 8–12 verzeichnet.

182 Unklar. Die Handelshochschule wurde 1898 gegründet, was zeitlich nicht passt.

183 Die Öffentliche Höhere Handelslehranstalt (ÖHLA) wurde 1831 auf Betreiben der Kramerinnung gegründet. In dem Gebäude befindet sich heute die Volkshochschule.

184 Simson Jakob Kreutners Buch *Mein Leipzig* erschien 1982 auf deutsch und hebräisch in Jerusalem.

185 Dr. Felix Goldmann (1882–1934) war der liberale Gemeinderabbiner und Vorsitzender des sächsischen Landesverbands des »Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens«. Vgl. Katrin Löffler: Stimme des liberalen Judentums in Deutschland. Der Leipziger Rabbiner Felix Goldmann, in: Leipziger Blätter 58, Frühjahr 2011, S. 53–55.

186 Dr. Josef Burg (1909–1999) war 1934/35 Lehrer an der Höheren Israelitischen Schule. Er leitete ab 1951 in Israel verschiedene Ministerien, ab 1970 das Innenministerium.

187 Gemeint ist der academixer-Keller.

188 Der US-amerikanische Schauspieler Tom Mix (1880–1940) war ein Western-Star der Stummfilmzeit.

Das Büro des Chefarchitekten der Stadt Leipzig 1967–1977

Aufgaben, Strukturen, Personen

Anett Müller

Zur Architektur- und Planungsgeschichte der DDR liegen zahlreiche Untersuchungen mit den vielfältigsten Fragestellungen vor. Diskurse zu den Architektur- und Planungskollektiven sucht man jedoch vergeblich. Dabei bieten doch gerade sie die Möglichkeit, sich mit der sozialistischen Architekturproduktion auseinanderzusetzen und diese besser zu verstehen.¹

Das 1967 gegründete Büro des Chefarchitekten (BCA) der Stadt Leipzig beging 2017 seinen 50. Jahrestag. Offiziell wurde es mit dem Ende der DDR nicht aufgelöst, seit August/September 1990 nimmt das Stadtplanungsamt seine Aufgaben wahr. Die nachfolgenden Ausführungen unternehmen einen ersten Versuch, sich seiner Geschichte bis 1976 anzunähern, wobei der Schwerpunkt auf dem Büro des Chefarchitekten als Institution liegt und nicht auf den Ergebnissen seiner Tätigkeit. Umfassende Untersuchungen sowie Vergleiche mit den Stadtbau- und -planungsbüros der anderen Bezirksstädte stehen noch aus.

Zur Ausgangssituation Anfang der 1960er-Jahre

Auf dem V. Parteitag der SED im Jahre 1958 war der beschleunigte Wiederaufbau der Stadtzentren auf die Agenda gesetzt worden. Im Rahmen eines Siebenjahresplanes galt es, das Stadtzentrum zum Mittelpunkt des sozialistischen Lebens der Bevölkerung aufzubauen. Ausgangspunkt der Stadtplanung, so der Leipziger Chefarchitekt Walter Lucas, sollte nun nicht mehr »der alte Bestand, seine Verbesserung und Ergänzung [sein], sondern die Perspektive der künftigen Entwicklung« – »das Neue, dem das Alte sich einordnen oder Platz machen muß«. Dabei solle aber die »achtundhundertjährige Stadtentwicklung als Gegebenheit« aufgenommen, das Wertvolle und Traditionelle der gewachsenen Stadt im Sinne der sozialistischen Entwicklung erhalten und weiterentwickelt werden.²

1 Das DFG-Projekt »Architektur- und Planungskollektive der DDR. Institutionelle Strukturen und kreative Prozesse in der sozialistischen Architekturproduktion« am Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung nimmt diese Fragestellungen erstmals auf. Im Mittelpunkt der Forschung stehen dabei nachfolgende Fragen: »Wie haben sich Architekturkollektive organisiert? Wie waren die Arbeitsstrukturen gesetzlich geregelt und politisch geprägt? Welche Auswirkungen hatte das kollektive Arbeiten auf die Kreativität der Entwurfsarchitektinnen und -architekten?« Vgl. Neue Projekte zur Bau- und Architekturgeschichte gestartet, in: IRS Aktuell. Magazin für Raumbezogene Sozialforschung 93 (Dezember 2019), S. 34.

2 Walter Lucas: Der Aufbau des Stadtzentrums von Leipzig, in: Deutsche Architektur (September 1960) 9, S. 477.

Bis zum Jahr 1965 – dem Abschluss des Siebenjahresplanes und der 800-Jahr-Feier von Leipzig – hatte sich das Stadtzentrum sichtbar verändert, aber dennoch war man unzufrieden, unzufrieden vor allem mit dem Tempo und dem Umfang des Aufbaus. Die Leipziger Volkszeitung (LVZ) vom 24. August 1967 thematisierte in einem Bericht, überschrieben mit »Der weitere Aufbau des Stadtzentrums verlangt Konsequenzen«, diese Probleme und nahm die Beschlüsse der nächsten Stadtverordnetenversammlung quasi vorweg. Sie berief sich auf eine Beratung von Paul Fröhlich, Mitglied des Politbüros und Erster Sekretär der Bezirksleitung der SED, mit dem Rat der Stadt Leipzig und der Ständigen Kommission Bauwesen, die am 21. August 1967 stattgefunden hatte: Seit 1965 habe sich »im Leipziger Zentrum nicht sonderlich viel getan. Das Bautempo wurde nicht erhöht; es zog sich im Gegenteil auf das Niveau der Handwerkelei [...] zurück«.³ Jeder Bürger ärgerte sich über die ewigen Baustellen – am Kaffeebaum und am Romanushaus oder über die Südseite der Windmühlenstraße. »Wer von der Reichsstraße über den neuen modernen Auktionssaal von ›Interpelz‹ blickt, findet dort, 22 Jahre nach dem Krieg, noch immer kahle Brandmauern, ein Gewirr von Stahlträgern, Trümmer. Und nicht nur dort, vielerorts wird bauliches Gerümpel von vorgestern geschont.«⁴ Auch gebe es einen ungenügenden Vorlauf der Planung und Leitung auf wissenschaftlicher Basis. Beklagt wurde, dass weitab vom Zentrum geplant und gebaut, neue Standorte des Wohnungsbaus »entdeckt« wurden. Als Verantwortliche für die Missstände benannte der Bericht den Rat der Stadt Leipzig und seine Organe: »Weil die linke Hand nicht weiß, was die rechte tut, weil im Bereich des Chefarchitekten subjektivistische Vorstellungen vorhanden waren und geduldet wurden, kam es zur Zersplitterung des Bauwesens, zur groben Vernachlässigung des Aufbaus unseres Stadtzentrums [...]«

Die SED-Bezirksdelegiertenkonferenz hatte im März 1967 den wesentlichen Abschluss des Aufbaus des Stadtzentrums bis zum Jahre 1975 beschlossen, wobei große Teile bis 1969, bis zum 20. Jahrestag der Gründung der DDR, verwirklicht werden sollten. Es hieß: »Das Stadtzentrum ist so zu planen und zu projektieren, daß die Entwicklung Leipzigs zur sozialistischen Großstadt, als politisches Zentrum des Bezirkes, seine Bedeutung als internationale Messestadt zur Geltung kommt.«⁵

In dem LVZ-Bericht wurde wiederholt die Forderung nach einer »kompositorischen, funktionellen und ökonomischen Gesamtkonzeption« für Leipzigs Zentrum aufgestellt. Erläutert wurde auch, was man unter einer wissenschaftlichen Führungstätigkeit verstand, die ja beim Rat der Stadt nicht entwickelt sei. »Wissenschaftlich leiten heißt [...] eine exakte prognostische Konzeption zu haben und daraus rückrechnend für jedes Jahr eine exakte bilanzierte Planung, exakte Aufträge und exakte Kontrolle abzuleiten.« Abschließend entwarfen die beiden Redakteure dann die aktuellen Aufgaben.

3 Leipziger Volkszeitung (im Folgenden: LVZ) vom 24. August 1967, S. 3.

4 LVZ vom 24. August 1967, S. 3.

5 Ebd.

Die nachfolgende Stadtverordnetenversammlung vom 29. September 1967 griff diesen Themenkreis auf und traf personelle Konsequenzen zum kommunalen Bauwesen.⁶ Wolfgang Geißler als Mitglied des Rates der Stadt und Stellvertreter des Vorsitzenden für Bauwesen wurde einstimmig von seinen Funktionen abberufen. An seine Stelle wurde der Diplomgesellschaftswissenschaftler und Bauingenieur Wolfgang Schwalbe, zuvor Abteilungsleiter in der SED-Bezirksleitung, als Mitglied des Rates der Stadt und Stellvertreter für Bauwesen gewählt.⁷ Daneben setzte die Stadtverordnetenversammlung Helmut Ullmann als Stadtarchitekt und Leiter der Abteilung Städtebau und Architektur ab, weil er seiner Verantwortung für die Erarbeitung der Gesamtkonzeption des Aufbaus des Stadtzentrums nicht gerecht geworden sei. Außerdem bestätigte die Stadtverordnetenversammlung die Berufung von Dr. Horst Siegel zum Chefarchitekten und Leiter der Abteilung Städtebau und Architektur beim Rat der Stadt, die durch den Rat der Stadt erfolgt war.⁸

In der Beratung wurde auch eine Gesamtkonzeption für den weiteren Aufbau des Stadtzentrums vorgestellt, die »gemeinsam mit dem Ministerium für Bauwesen – der Minister für Bauwesen [Wolfgang Junker] leitete persönlich die Grundsatzberatung –, dem Rat des Bezirkes, der Deutschen Bauakademie, der Hochschule für Bauwesen und den Leipziger Projektierungs- und Baubetrieben« erarbeitet worden war. Ebenso waren »zahlreiche Hinweise und Vorschläge unserer Bürger eingegangen«⁹ – so das Protokoll. Damit sind die entscheidenden Institutionen für das Bauwesen der Stadt genannt.

Zum Chefarchitekten Horst Siegel

Horst Siegel schreibt in seinen »Arbeitsbiografischen Notizen – Stationen & Situationen eines Architekten« zu seiner Berufung, er sei Ende August 1967 völlig unerwartet zum Vorsitzenden des Rates des Bezirkes Halle geladen worden.

Dort empfing mich der Stellvertreter des DDR-Bauministers, Rudolf Eichhorn. Er informierte darüber, dass sich Leipzig mit der Bitte an das Bauministerium gewandt hatte, bei der Neubesetzung der Stelle des Chefarchitekten der Stadt Leipzig behilflich zu sein, und dass das Ministerium mich in die engere Wahl genommen habe. Dieses Angebot kam für mich völlig überraschend. Ich bat um Bedenkzeit und wollte mich dazu unbedingt erst mit Richard Paulick verständigen [...]. Nach wenigen Tagen ist Rudolf Eichhorn wieder in Halle gewesen; und wir führten ein langes Gespräch. Es reizte mich dann doch schon sehr, dieses

6 Vgl. Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden: StadtAL), StVuR Nr. 260.

7 Vgl. StadtAL, StVuR Nr. 260, Bl. 19.

8 Vgl. StadtAL, StVuR Nr. 260, Bl. 20f.

9 Vgl. StadtAL, StVuR Nr. 260, Bl. 40.



Abb. 1: Dietmar Fischer (li.) und Horst Siegel (re.) im Stadtarchiv Leipzig, Februar 2015, Stadtarchiv Leipzig (Stadtarchiv Leipzig)

Angebot anzunehmen. Ich sagte zu und damit war mein Arbeitsplatz ab Oktober 1967 in Leipzig.¹⁰

Horst Siegel war damals 33 Jahre alt und, wie er selbst immer sagte, der jüngste Chefarchitekt der DDR. Aufgewachsen in einem Dorf im böhmischen Riesengebirge, führte die Vertreibung die Familie ins Thüringische. In Bad Frankenhausen absolvierte er von 1948 bis 1951 eine Maurerlehre, besuchte dann die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät und studierte bis 1959 an der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar. Sein Studium schloss er als Diplomingenieur ab und blieb bis Januar 1964 als Assistent und Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Hochschule, am Lehrstuhl für Industriebau und Entwerfen. 1963 wurde er promoviert.

Im Februar 1964 nahm er die Tätigkeit als Hauptarchitekt beim Hauptplanträger für den Aufbau der Chemiearbeiterstadt Halle-Neustadt auf, und von 1965 bis 1967 war er einer der stellvertretenden Chefarchitekten von Halle-Neustadt. Halle-Neustadt wurde seit 1963 als sozialistische Wohnstadt für die Arbeitskräfte der Buna-Werke in Schkopau und der Leuna-Werke in Leuna geplant und gebaut. Es war ein renommiertes Projekt unter der Leitung von Richard Paulick. Von 1967 bis 1985 leitete Siegel das BCA der Stadt Leipzig, zugleich war er von 1969 bis 1985 als Honorarprofessor an der

¹⁰ StadtAL, Sammlung Horst Siegel Nr. 1480, Bl. 21.

Technischen Universität Dresden tätig. 1985 widmete er sich ganz der Lehrtätigkeit und wurde als Professor an die Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar berufen. 1991 verließ er die Hochschule und arbeitete bis 1999 als freier Architekt in Weimar, seitdem genießt er den Ruhestand, verfolgt aber das Baugeschehen und die Diskussionen sehr aufmerksam.

Die Auswahl von Horst Siegel für die Funktion des Chefarchitekten erfolgte nicht durch den Rat der Stadt oder die Stadtverordnetenversammlung, sondern durch das Ministerium für Bauwesen, vermutlich in Zusammenarbeit mit der Bauakademie und der SED-Bezirksleitung. Neben der fachlichen Kompetenz scheinen gleichermaßen Siegels politische Haltung und die Mitgliedschaft in der SED, der er seit 1964 angehörte, entscheidend gewesen zu sein.

Zur Gründung des Büros des Chefarchitekten

Neben den bereits erläuterten Problemen, die zur Gründung des BCA führten, kam hinzu, dass Leipzig als Bezirks- und Messestadt als einzige Großstadt der DDR über kein eigenes, großes Stadtbaubüro verfügte. Die gesamte städtebauliche Planung erfolgte weitgehend durch bezirksgleitete Einrichtungen; die hochbauliche Entwurfstätigkeit wurde nahezu ausschließlich von den Architektengruppen wahrgenommen, die den Baukombinaten zugeordnet oder eingegliedert waren. Der Rat der Stadt hatte wenig Einfluss. Nur den wichtigsten Hoheitsaufgaben kamen die 13 Mitarbeiter der Abteilung Städtebau und Architektur des Stadtbauamtes nach.¹¹

Diese Anhäufung und Verflechtung von Missständen und Unzulänglichkeiten oder, wie Horst Siegel es beschreibt, das »widersprüchvolle Spannungsfeld«, führten dazu, dass die Ratssitzung am 25. Oktober 1967 die Gründung des Büros des Chefarchitekten mit einem Statut (Fassung 18. Oktober 1967), einem Struktur- und einem Rahmenstellenplan beschloss. Die offizielle Bezeichnung lautete: Büro des Chefarchitekten der Stadt Leipzig beim Rat der Stadt Leipzig. Als nachgeordnete Einrichtung wurde es dem Stadtrat für Bauwesen zugeordnet. Die Bildung sollte zum 15. Dezember 1967 abgeschlossen sein, das Büro dann seine Arbeit aufnehmen. Das Statut enthielt im Paragraphen 2 die Hauptaufgaben; demnach war das BCA verantwortlich für

- die technisch-gestalterische Planung des Territoriums der Stadt Leipzig in Form des Generalbebauungsplanes der Stadt in Zusammenarbeit mit den Organen des Rates der Stadt und des Bezirks;
- die städtebauliche Planung der wichtigsten gesamtstädtischen Maßnahmen bis zur Ausarbeitung von Bebauungsleitplänen und funktionellen, gestalterischen Direkti-

11 Vgl. StadtAL, Sammlung Horst Siegel Nr. 1480, Bl. 23.



Abb. 2: Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des BCA, 1977 (Stadtarchiv Leipzig)

ven für Bauwerke von besonderer Bedeutung auf der Grundlage von Ideenentwürfen in Zusammenarbeit mit den Spezialprojektanten;

- die Anleitung sonstiger städtebaulicher und hochbaulicher Planungen im Stadtgebiet;
- die Ausarbeitung der Grundzüge und der gestalterischen Direktionen für die Entwicklung von Industriegebieten;
- die Planung von Erholungsgebieten gesamtstädtischer Bedeutung sowie die Einflussnahme auf die Entwicklung sonstiger Erholungsgebiete;
- die Abstimmung der Aufgaben des Städtebaus mit den Belangen des Verkehrs, der Wasserwirtschaft, der Energiewirtschaft, des Bergbaus, des Landschafts- und Naturschutzes, der Baudenkmalflege sowie der Landesverteidigung;
- die fachliche Anleitung und Qualifizierung der Stadtbezirksarchitekten;
- die Beratung der Planträger, sonstiger Institutionen oder gesellschaftlichen Organisationen in städtebaulichen oder architektonischen Fragen (durch Konsultationen oder Abgabe von städtebaulichen Vorbescheiden) sowie
- die Beratung der Organe der staatlichen Bauaufsicht bei der Beurteilung von Fragen, die die städtebauliche oder architektonische Gestaltung von Bauwerken oder Ensembles betreffen.

Neben diesen Schwerpunktaufgaben wurden weitere Einzelaufgaben genannt, von der Bestätigung von Flächennutzungsplänen bis hin zur Mitarbeit an der Vorbereitung von Beschlüssen für den Rat der Stadt und die Stadtverordnetenversammlung, insgesamt sehr ausführlich und detailliert.

Das Ziel war die Ausarbeitung des Generalbebauungsplanes der Stadt. Er bildete die Grundlage der prognostischen und perspektivischen Entwicklung der Stadt sowie der generellen und speziellen Investitionsvorbereitung und sollte den konzentrierten und komplexen Aufbau des Stadtzentrums und die systematische Umgestaltung zu einer sozialistischen Stadt sichern.

Um den aufgeführten Obliegenheiten nachkommen zu können, ermittelte Horst Siegel im Vorfeld, dass nahezu 100 Fachkräfte notwendig seien. Darüber war Oberbürgermeister Walter Kresse wohl zunächst erstaunt, kam aber der Forderung der Einstellung des Personals nach.

Zum Personal

Die Mitarbeiter wurden aus den verschiedenen Bereichen des Bauwesens rekrutiert: aus der Abteilung Städtebau des Leipziger Stadtbauamtes, dem Büro für Städtebau des Bezirkes, der Leipziger Technischen Hochschule, der TU Dresden, der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar, aus Bauunternehmen und zentralen Projektierungsbüros. Mitarbeiter kamen auch aus Halle, Magdeburg und Eisenhüttenstadt. Horst Siegel hatte sich »freie Hand« bei der Auswahl des Personals erbettet. Er ließ sich von fachlichen Kriterien leiten, wobei ihm eine ausgewogene Relation von erfahrenen und ortskundigen Planern und wie er schreibt »jungen Stürmern und Drängern« wichtig war.¹² Die allerersten Mitarbeiter waren Wolfgang Geißler, Johannes Schulze, Dr. Siegfried Hillmann, Hubert Maaß, Bodo Hoffmann, Steffi Lehmann, Dieter Kolbe und Irmgard Beck.

Zu den erfahrenen Architekten zählten:

- Heinz Auspurg und Heinz Knorr, seit den 1930er-Jahren im Stadtplanungsamt bzw. im Hochbauamt der Stadt;
- Ambros G. Gross, seit September 1959 im VEB Industrieprojektierung Leipzig;
- Wolfgang Müller, seit September 1957 im Entwurfsbüro für Hochbau III des Rates des Bezirkes Leipzig;
- Dr. Hans-Hermann Oehring, seit Juni 1958 im Entwurfsbüro für Hochbau des Rates der Stadt Leipzig, umgesetzt im April 1969 zum BCA;
- Dr. Felix Riehl, langjähriger Stadtarchitekt von Halle.

Hinzu kamen beispielsweise:

- Henriette Krahnstöver, Uwe Mietke, Hellmut Neumann;

¹² Vgl. StadtAL, Sammlung Horst Siegel Nr. 1480, Bl. 23.

- Georg Eichhorn, er hatte in Weimar studiert und war seit Juli 1962 beim VEB Bau-Union Leipzig;
- Hans-Dietrich Wellner, er hatte ebenfalls in Weimar studiert und war seit Juni 1959 wissenschaftlicher Assistent am Institut für landwirtschaftliches Bauwesen der Karl-Marx-Universität Leipzig;
- Walter Wendorf, er wurde 1968 aus dem VEB Leipzig Projekt ins BCA versetzt;
- Gerd Bartsch aus Eisenhüttenstadt;
- Hans-Jürgen Schwarz, er kam 1969 aus dem Volkseigenen Wohnungs- und Gesellschaftsbaukombinat Leipzig.

Auch junge wissenschaftliche Mitarbeiter von den Bauhochschulen wechselten zum BCA, u. a. Ursula und Wolfgang Horn. Beide waren zuvor an der TU Dresden tätig gewesen.

Der beschlossene Rahmenstellenplan enthielt 86 Stellen, die nach und nach besetzt wurden. Im Stellenplan von 1970 waren es 109, im Juli 1971 88,5 Stellen, und ein Fragebogen von 1978 weist für das BCA sogar 111 Mitarbeiter aus, davon 54 Hochschulkader, 15 Fachschulkader, 42 Facharbeiter.¹³ Aufgrund der anspruchsvollen Aufgaben hatten zwei Drittel der Mitarbeiter einen Hoch- bzw. Fachschulabschluss, und das Durchschnittsalter lag bei ungefähr 35 Jahren, so Horst Siegel in seinen Erinnerungen. Eine Statistik von Dezember 1976 bestätigt die prozentuale Aufteilung: 51 Prozent der 92 Mitarbeiter verfügten über einen Hochschulabschluss, 12 Prozent über einen Fachschulabschluss. Das Durchschnittsalter betrug 31,6 Jahre. Von den 92 Mitarbeitern waren 44 Frauen (40,5 Prozent), und von den Frauen arbeiteten 19 in Teilzeit. 15,6 Prozent (17 Mitarbeiter) gehörten der SED an, 2,8 Prozent (3 Mitarbeiter) den Blockparteien. In den Semesterferien oder im Praktikum arbeiteten Studenten der Hoch- und Fachschulen mit, wodurch auch neue Fachkräfte angeworben werden konnten.¹⁴

Interessant scheinen hier weitere Untersuchungen zu sein, nicht nur nach der Altersstruktur und dem Hoch- und Fachschulstudium, sondern auch nach den absolvierten Hoch- oder Fachschulen, dem Anteil von männlichen und weiblichen Mitarbeitern und ihren Funktionen, der Parteizugehörigkeit und einem bestehenden Netzwerk zwischen den Einrichtungen und anderen Städten. Ohne genauere Statistiken herangezogen zu haben, lässt sich eine geringe Fluktuation der Mitarbeiter erkennen.

Nach Aussagen von Horst Siegel hat es hin und wieder Nachfragen und Diskussionen um die Größe des BCA gegeben, um Stellen und um Kosten. Deshalb hat er vergleichbare Zahlen zu anderen Bezirksstädten herangezogen und die Anzahl der Mitarbeiter in Bezug zur Einwohnerzahl und zum Umfang des Wohnungsbauprogrammes [Anzahl der realisierten Wohneinheiten (WE)] gesetzt. Solche Aufstellungen finden sich

13 StadtAL, StVuR/Personalakten Nr. 1306, Bl. 62.

14 Vgl. StadtAL, StVuR Nr. 21932, Bl. 147.

in den Akten immer wieder. Verglichen hat man sich dabei mit Berlin, Rostock, Erfurt, Dresden, Karl-Marx-Stadt und Magdeburg. Man traf sich auch zum Erfahrungsaustausch, beispielsweise 1971 und 1978. Auf diese Statistiken – die Anzahl der Mitarbeiter in Bezug zur Einwohnerzahl und zum Umfang des Wohnungsbauprogrammes – berief man sich gleichermaßen, um zusätzliche Stellen zu beantragen.

Zur Struktur

Beim Aufbau des BCA orientierte sich Horst Siegel an Halle. So finden sich für die Anfangszeit in den Unterlagen sehr viele Berichte aus dem dortigen Stadtplanungsbüro. Er gliederte das BCA im Oktober 1967 in fünf Arbeitsbereiche/Abteilungen:

Abteilung 1, Sekretariat, Verwaltung und Technik:

- Post, Ablaufplanung, Koordinierung, Verträge, Literatur und Information, Material und Haushalt, Modellbau, Fotowerkstatt.

Abteilung 2, Generelle Planung:

- Generalbebauungsplanung einschließlich sämtlicher Leitpläne und Koordinierung der Verkehrsplanung;
- Territorial-, Struktur- und Bereichsanalysen, Programmermittlung und -koordinierung, Flächennutzungs- und Kompositionenplanung, Leitpläne für Teilgebiete und spezielle Bereiche, städtebauliche Einordnung;
- Dokumentations-, Vermessungs-, Katasterarchiv.

Abteilung 3, Spezielle Planung:

- Direktivpläne und Bebauungskonzeptionen spezieller Bereiche (Industrie, Universität, Hoch- und Fachschulen, Messe und Ausstellungen, Naherholung und Sport);
- Direktivpläne und Bebauungskonzeptionen zentraler Bereich sowie Innere Westvorstadt, Ostvorstadt, Südvorstadt;
- städtebauliche Einordnung, Stadtbildpflege, Licht- und Werbegestaltung, Farbgestaltung, Denkmalpflege, Anleitung und Koordinierung Stadtbezirke.

Abteilung 4, Stadtzentrum:

- Direktivpläne und Bebauungskonzeptionen Stadtzentrum, städtebauliche Einordnung;
- Licht- und Werbegestaltung, Farbgestaltung, Freiflächen.

Abteilung 5, Stadttechnik und Verkehr:

- Leitpläne, Koordinierung und Direktivpläne für Verkehr;
- Energie- und Fernwärmeverversorgung;
- Wasserversorgung und Entwässerung;
- Post- und Fernmeldewesen.

Wie umfangreich und vielfältig die Aufgaben für die Abteilungen waren, lässt sich am Beispiel der Abteilung »Stadtzentrum« erkennen. Die Abteilung war nochmals untergliedert in:

- Bereich I: Nordring, Hotelkomplex, Wohnungsbau Wintergartenstraße, Gerberstraße, Friedrich-Engels-Platz, Brühl;
- Bereich II: Karl-Marx-Platz, Universität mit Hochhaus, Südseite und Moritzbastei, Johannisplatz mit Hochhaus, Neumarkt/Universitätsstraße, Grimmaische Straße;
- Bereich III: Markt, Petersstraße/Burgplatz, Hainstraße, Klostergasse, Matthäikirchhof, Neumarkt, Preußergäßchen, Baulückenschließung Neues Rathaus/Deutsche Notenbank;
- Bereich IV: Straße des 18. Oktober, Deutscher Platz, Bayrischer Platz, Wilhelm-Leuschner-Platz, Windmühlenstraße, Mehrzweckhalle.¹⁵

Nach einer Aufstellung von Heinz Auspurg haben in dieser Abteilung 22 Mitarbeiter gearbeitet, darunter Architekten, Landschaftsarchitekten, Ingenieure, Ökonomen, ein Graphiker, ein Psychologe für die Farbgestaltung, technische Zeichner. Das verdeutlicht, mit welchem Anspruch man an die Aufgaben heranging. Hans-Dietrich Wellner – sein Nachlass wird im Stadtarchiv aufbewahrt – wechselte 34-jährig im Februar 1968 von der Karl-Marx-Universität zum BCA und war von 1968 bis 1974 in der Abteilung Stadtzentrum tätig. Er notierte, womit er sich von Februar bis Dezember 1968 beschäftigte. Ausgewählte Stichpunkte sind:

- städtebauliche Untersuchungen für Baukörpernformen der Hochhäuser Friedrich-Engels-Platz (heute Goerdelerring), Gerberstraße, Wintergartenhochhaus, Johannisplatz;
- Ausarbeitung der Unterlagen für Modellbau Hochhäuser;
- Mitarbeit Politbürovorlagen: Perspektive Straße des 18. Oktober und Karl-Marx-Platz;
- Untersuchungen und Grundlagen Wintergartenhochhaus;
- Untersuchungen zum Komplex Karl-Marx-Universität: Grundriss und Gestalt des Universitätshochhauses, Struktur der Erdgeschosszone und der Fassade des Universitätshauptgebäudes, Vorschläge zur Erhaltung der Altsubstanz am Karl-Marx-Platz;
- Informationszentrum und Freiflächengestaltung Reichs-, Katharinenstraße, Brühl (nimmt den Zeitraum von April bis Dezember ein);
- erste Standortuntersuchung zum Bau der Konzerthalle am Matthäikirchhof;
- Mitarbeit an der Untersuchung »Fußgängerüberquerungen am Promenadenring«;
- Mitarbeit am Generalbebauungsplan Stadtzentrum;
- Vertretung für Kollegen Wolfgang Müller betr. Wohnkomplex Straße des 18. Oktober;

¹⁵ StadtAL, StVuR Nr. 20286, Bl. 30.

- Mitarbeit an Vorschlägen für die Verlagerung des Mendebrunnes (Standorte Blumenberg, Ringbebauung);
- Standortuntersuchung für das Rückkühlwerk der Klimaanlage des Konsument-Warenhauses;
- Beratungen zum Umbau im Neuen Rathaus;
- Vogelschau Innere Westvorstadt, Teilgebiet Musikviertel (ausschließlich außerhalb der Arbeitszeit).¹⁶

Die spannende, ereignisreiche Zeit sowie die anspruchsvollen Aufgaben erforderten Kreativität und Weitsicht, sie ermöglichen den jungen Akteuren, sich auszuprobieren und all ihr Wissen und Können anzuwenden. – Die Entscheidung zum Abriss der Universitätskirche war bei der Gründung des BCA schon gefallen und unabwendbar, Horst Siegel konnte trotz seiner Bemühungen nichts mehr ausrichten.¹⁷ – Die Aufbruchsstimmung übertrug sich und fand ihren Niederschlag in den Planungen. Jene Grundstimmung muss bei allen bestehenden politischen und ideologischen Zwängen und Richtlinien beachtet und berücksichtigt werden. Ohne Zweifel berief sich ein Paragraph der Statuten auf die Beschlüsse der Partei und Regierung, und letztere wurden selbstverständlich bei jedem offiziellen Schriftverkehr herangezogen.

In der Anfangszeit hinterfragte das BCA selbst fortwährend seine Arbeit, stellte Überlegungen zur besseren Organisation und Struktur an, auch weil sich die Aufgabenstellung etwas veränderte. 1968 kam das Sachgebiet Werbung zum BCA hinzu, 1969 die Abteilung Technisch-ökonomische Vorbereitung des Hauptplanträgers, 1970 die Abteilung architekturbezogene Kunst. Das führte u. a. dazu, dass im Februar 1972 dem Rat und der Stadtverordnetenversammlung ein Bericht über die Arbeitsweise und Wirksamkeit des BCA vorgelegt und ein neues Statut (Fassung vom 10. September 1971) beschlossen wurde. Im Vorfeld hatte das BCA mit den städtebaulichen Planungsorganen der bereits genannten Bezirksstädte einen Erfahrungsaustausch durchgeführt, hatte Unterschiede und Gemeinsamkeiten festgehalten. Der Bericht war auch eine Art Bilanz und Rechenschaftsbericht nach fünfjähriger Tätigkeit.

Eine große Rolle spielte in dieser Zeit die Rationalisierung der Arbeitsmethoden und Prozesse und dabei die schrittweise Einführung der Kriterien der wissenschaftlichen Arbeitsorganisation (WAO). Gestützt auf die neuesten Erkenntnisse vor allem der Arbeitsökonomie, der Arbeitsmedizin, der Arbeitspsychologie und der Arbeitssoziologie sollten die Produktion intensiviert, die Arbeitsproduktivität angehoben und auch die Arbeitsbedingungen verbessert werden. Im BCA erarbeitete man dazu ein Organisationsmodell für das BCA, aber auch Prozessablaufmodelle der städtebaulichen Planung

16 Vgl. StadtAL, Nachlass Hans-Dietrich Wellner Nr. 48.

17 Vgl. StadtAL, Sammlung Horst Siegel Nr. 1480, Bl. 25–28. Siegel stellt hier nochmals seine Bemühungen dar.

	Arbeiten seit Febr. 1968	Wellner
Febr./März	Projektbaubüche: Untersuchungen für Baukörper- formen der Hochhäuser Regelgesch., Jobcenter, Wirtschafts. Plz., Job. platz	
März	Anarbeitung v. Entwürfen f. Modellbau Hochhäuser	
März - Mai	Entwurf Polizeivorlage: - Prospektive Graf. B. Bat. - " Kbd. Marx- Pl. (nni) - Untersuchungen und Grundlagen für Hochhaus Brückengelenkspalt - Untersuchungen zum Komplex Kbd. Grundriss u. Gestalt d. Hochhauses, Struktur d. Sollgeschosszone und der Fassade des 1. u. Hauptgeschosses - Vorstudie zur Erhaltung d. Altbauten am Kbd. Marx- Platz	
April - Dez.	Informationszentrum u. Folgtägengestaltung Rechts-, Katholikenstr., Böhl - Städtebaul. Untersuchungen u. Programm - Ausarbeitung d. Ratv. Entw. vom 12.6.68 - " d. Ratvorlage " 10.7.68 - Bevollständigung des Materials zur städte- baulichen Richtlinie (Überarbeitung d. Rat- vorlage, d. Progr. Entstehung v. Gutachten usw.) - Bau einer Arbeitsmodelle u. Planung von Entwürfen für ein Ausstellungsbauwerk - Entwurf zur Grundkonzeption des WZK v. 31.10.68 (Grundriss, Schnitt, Ausschnitt d. Informationszentrum) - Bearbeitung d. Grundkonzeption d. WZK vom 11.11.68 (Grundrissvarianten u. Text) - Bearbeitung d. Konzeption Folgtägenges- taltung über VEB SET vom 2.12.68 (detailli- erter Lippplan) - Städtebaul. Tertialnahme am Progr. d. Stads. Arch. (ab- - Ausarbeitung d. Konz. Städtebaulichung, Condit- - ionierung für den Hochbau - Entwurf für die Konz. Bild. Kunst - Bearbeitung v. Einzelne Beschlussannahme d. LVZ, Beschr. d. Veröffentlichungen (Schaukabinett)	

Abb. 3: Aufzeichnungen Hans-Dietrich Wellners zu seinen Aufgaben Febr.-Dez. 1968 (Stadtarchiv Leipzig)

	- Fortsetzt zur Projektierung laufend
Aug.	Erste Baugestaltungsrechnung zum Bau der Kongresshalle am Magdeburger Platz, Belebung u. Ausweitung d. Parkhäuser
Nov.	Entwurf d. Vorhabens und Beschaffung v. Plänen ergänzender Diplomat. Fach. u. f. Gestaltung, falle (Stadtentwicklung - Amtsbüroabstafel).
Aug.	Werkstatt am die Verarbeitung, Erweiterungen aus Sondermaßnahmen - Planung u. Blaup. d. Baulichkeitsplatte mit versch. Reihenreihen
Sept./Okt.	Werkstatt am Generalbebauungsplan - Stadtbauentwurf, fikt. Räume u. Gebäude
Sept. - Nov.	Entwurf für Volk. Kultur- komplex Nr. 12. Ost in der Zeit v. 24.9. - 13.11.68 - Konsult. v. Biro. u. b. v. innselstr. 1. Konsult. Hochbauten, Freiräumen, EDV-Anlage, Treppen - u. Münzverordnungen, Beleuchtungskonzeption, Bildhauerei, Konzeptdruck.
Dez.	Werkstatt am Vorblättern für d. Belegung d. Mandatsträgers (Stadtdebatte Planung v. Rußschnapp)
Sept.	Baugestaltungsrechnungen für d. Reich- kulturbest. d. Klinikenlage d. Konsument- vorstädte
Okt.	Belehrungen über Kultur in Neuer Rath.
Nov.	Veröffentlichungen für Anstellungen zu besonderen Plätzen im Innen v. d. Biro. u. d. Rath.
Oktober - Nov.	Begehung am Zweck Westvorstadt - Tegebiet Münzviertel (anschließend an Stadtbauamt. Rathaus)
	Ständige Konsultation für d. BG Stadtbauamt. u. per. Planung
Leipzig, d. 11.12.68	
Lochius	

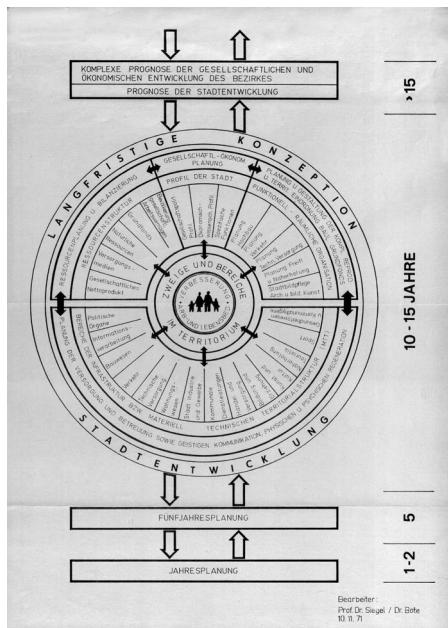


Abb. 4: *Verflechtungsschema*«, entworfen von Horst Siegel, November 1971 (Stadtarchiv Leipzig)

und detaillierte Aufgabenmatrizen. Ebenso gehörten dazu die Einführung von Jahresarbeitsplänen, Quartalarbeitsplänen, Arbeitsberichtsbögen, die Ausarbeitung von Analysen und Zeitstudien, u. a. auch die Analyse von Arbeitszeitfonds.

In der Leipziger Stadtverwaltung existierte ab 1970 eine Gruppe wissenschaftliche Leitungstätigkeit, und von dieser aufgefordert, untersuchte Horst Siegel sein Zeitbudget. Er stellte fest, dass er durchschnittlich 15,5 Stunden pro Tag arbeitete, und unterzog dies mit den entsprechenden Aufgaben und Tätigkeiten. Abgeleitet wurde dann daraus eine »problemorientierte Aufgabenmatrix für den Chefarchitekten« (82 Aufgaben) sowie »eine problemorientierte Verantwortungsabgrenzung«, also eine Delegierung an die Stellvertreter.¹⁸ Siegel selbst stellte für sich einen sehr durchorganisierten Wochenarbeitsplan auf.

Neben der wissenschaftlichen Arbeitsorganisation ging es auch um die Anwendung von Erkenntnissen der Kybernetik, also um Regel- und Steuerungsmechanismen. Überliefert sind verschiedene Ablaufmodelle und Schemata, u. a. zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit des BCA und zum Prozessablauf städtebauliche Planung und zu den Arbeitsphasen der Generalplanung, eine Darstellung der Beziehungen zwischen Arbeitsphasen und Informationen der Generalplanung, ein Leitungsmodell zur Informationsbeschaffung und -vermittlung sowie ein Grundmodell der Stabsleitung für die

18 Vgl. StadtAL, BCA V Nr. 40 Bd. 2.

langfristige Konzeption der Stadtentwicklung. Das »Verflechtungsschema« von Horst Siegel versucht, die Generalbebauungsplanung darzustellen. Es zeigt, welche Faktoren sich gegenseitig beeinflussten, und sollte allen Partnern die Zusammenarbeit erleichtern.

Im Jahr 1971 kam der Öffentlichkeitsarbeit und der Zusammenarbeit mit wissenschaftlichen Institutionen und zentralen Stellen sowie Fachverbänden eine größere Rolle zu und wurde thematisiert. Ein Vorschlag beinhaltete die öffentliche Auslegung der Planungen für Teilgebiete vor dem Beschluss der städtebaulichen Bestätigungen. Vor der Investitionsvorentscheidung sollte zukünftig die erste Auslage der Pläne für ca. 8 bis 14 Tage erfolgen, so dass die Bürger sich informieren konnten. Herausgestellt hatte sich außerdem, dass die Arbeit konkreter und mit einem längerfristigen Vorlauf geplant werden musste. Deshalb sollten die vielen unplanmäßigen Tätigkeiten zugunsten der Schwerpunkttaufgaben konsequent reduziert werden. Ein Ergebnis der Arbeitszeituntersuchungen war die Feststellung, dass 1970 etwa 4 000 Arbeitsstunden für gesellschaftlich-operative Einsätze vorwiegend im direkten Auftrag des Rates der Stadt geleistet wurden. Das bedeutete, dass fünf Arbeitskräfte für ca. vier Monate fachfremd eingesetzt wurden.¹⁹

Zum neuen Statut vom 1. März 1972

In seiner Sitzung am 16. Februar 1972 beschloss der Rat der Stadt ein neues Statut. Paragraph 1 verkürzte u. a. den Namen auf Büro der Chefarchitekten der Stadt Leipzig, zuvor Büro des Chefarchitekten der Stadt Leipzig beim Rat der Stadt Leipzig. Paragraph 2 umschrieb die Aufgaben etwas allgemeiner und zeitgemäßer:

Die Arbeit des BCA hat das Ziel, die Herausbildung sozialistischer Arbeits- und Lebensbedingungen, insbesondere die Verbesserung der Wohnverhältnisse für die Werkätigen, mit den Mitteln des Städtebaues und der Architektur zu fördern. Dabei ist den Forderungen der Partei- und Staatsführung nach Erreichung hoher Effektivität bei der Nutzung, Erhaltung und Erweiterung der baulichen Grundfonds, nach Sicherung des kontinuierlichen Zuwachses an Nationaleinkommen und nach konsequenter Senkung des Aufwandes gerecht zu werden. Hauptaufgabe des BCA ist die wissenschaftlich-technische, ökonomische und gestalterische Planung der wesentlichen städtebaulich-architektonischen sowie der architekturbezogenen bildkünstlerischen Maßnahmen bei der Gestaltung der gebauten und natürlichen räumlichen Umwelt auf dem Territorium der Stadt Leipzig. Es umfaßt die Phasen vom Prognosezeitraum an bis zur auftraggeberseitigen Vorbereitung der Investitionen sowie die Realisierung (Kontrolltätigkeit).

Das Büro ist verantwortlich für:

19 Ebd.



Abb. 5: Falzblatt zum 5-jährigen Bestehen des BCA 1972, Teil 1 (Stadtarchiv Leipzig)

1. Ausarbeitung von Dokumentationen im Rahmen der Prognose und der langfristigen Konzeptionen der Stadtentwicklung [...].
2. Ausarbeitung von städtebaulich-architektonischen und bildkünstlerischen Planungen und Direktiven im Rahmen der Investitionsvorbereitung [...].
3. Wahrnehmung von Hoheitsaufgaben im Auftrag des Rates der Stadt Leipzig zur Sicherung der planmäßigen städtebaulich-architektonischen und bildkünstlerischen Entwicklung [...].

Die letzten drei Aufgaben waren jeweils noch untersetzt. Paragraph 3 äußerte sich zur Arbeitsweise des BCA. Neben den tragenden Institutionen, deren Beschlüsse die Grundlage der Tätigkeit bildeten – Partei- und Staatsführung, Bezirkstag, Stadtverordnetenversammlung, Rat des Bezirkes und Rat der Stadt –, wurde die Zusammenarbeit innerhalb des Rates, mit den verschiedenen Fachabteilungen, Institutionen, den Fachverbänden und den wissenschaftlichen Einrichtungen betont. Absatz 3 verpflichtete alle Mitarbeiter des BCA, »bei Wahrnehmung ihrer Tätigkeit (Stadtplanung und Öffentlichkeitsarbeit) einen engen Kontakt mit den Bürgern der Stadt, insbesondere den gewählten Abgeordneten und Bauarbeiterkollektiven, zu halten und deren Erfahrungen, Vorschläge und Kritiken für die Arbeit des BCA zu nutzen.«

Diesem Gebot kam das BCA nach, es bemühte sich – natürlich unter Berücksichtigung der parteipolitischen Zielsetzung – um die Verbindung zur Bevölkerung durch ganz unterschiedliche Maßnahmen. Beispielsweise veranstalteten die Mitarbeiter in Zu-



Abb. 5: Teil 2 (Stadtarchiv Leipzig)

sammenarbeit mit der Volkshochschule im Herbstsemester 1972 einen Lehrgang »Städtebau, Architektur und Umweltgestaltung«.²⁰ Im Rahmen des Kurses fanden diverse Veranstaltungen statt, vor allem Vorträge und eine Exkursion zur Wohnungsbauanstalt Straße des 18. Oktober. In der gemeinsamen Auswertung schätzten BCA und Volkshochschule den Lehrgang als interessant und informativ ein. Kein Hörer habe vorzeitig aufgegeben, es bestünde Interesse an ständiger weiterer Information. Bedauert wurde, dass es in Leipzig keine ständige Bauausstellung gab.

Dass das Interesse und die Anteilnahme an der Gestaltung der Stadt und an Bau-Ausstellungen groß waren,²¹ hatte bereits die Ausstellung des Generalbebauungsplanes von 1970 gezeigt. Die Karten, Pläne und das Modell wurden im Frühjahr 1970 in der »Leipzig-Information« vorgestellt.

Wie vielfältig die eingesetzten Mittel waren und was man darunter verstand, lässt sich anhand des Berichts des Chefarchitekten vor der Zentralen Parteileitung der SED-

20 Vgl. StadtAL, StVuR Nr. 21911.

21 Es ist zu vermuten, dass nach der Sprengung der Universitätskirche bei einem Teil der Leipziger nicht nur ein wirkliches Interesse an den Veränderungen bestand, sondern dass es auch eine verstärkte Aufmerksamkeit und Misstrauen gegenüber den kommunalen Planungen gab. Ebenso ist davon auszugehen, dass die Stadtverwaltung die Bemühungen zur Vermittlung der entsprechenden Beschlüsse verstärkte.

Grundorganisation des Rates der Stadt Leipzig zur polit-ideologischen Situation im BCA im Dezember 1976 rekonstruieren.²² Siegel erwähnte, dass

- zwei Drittel der Kollegen sich gesellschaftlich engagierten,
- elf Veröffentlichungen abgerechnet werden können,
- 20 Delegationen des In- und Auslandes betreut wurden,
- Mitarbeiter in 26 Wahlversammlungen und 15 Einwohnerversammlungen aufgetreten sind,
- 117 Beratungen mit Fachorganen, Betrieben, Organisationen und Volksvertretern stattfanden und
- 39 Fachvorträge gehalten wurden.²³

Regelungen zur Leitung und Struktur des BCA enthielt Paragraph 4 des Statuts. »Der Chefarchitekt der Stadt leitet als Direktor des BCA nach dem Prinzip der Einzelleitung auf der Grundlage der kollektiven Beratung.« Er trage die volle Verantwortung für die Lösung der im Statut und im Arbeitsplan enthaltenen Aufgaben und »die klassenmäßige Erziehung und Qualifizierung der Mitarbeiter sowie die Ordnung und Disziplin innerhalb des BCA«. Der Chefarchitekt konnte Verträge abschließen und war verpflichtet, die Aufgaben des BCA mit dem vorgegebenen materiellen und finanziellen Fonds zu lösen. Gegenüber dem Rat der Stadt war er rechenschaftspflichtig, und er war berechtigt, Arbeitsrechtsverhältnisse abzuschließen. Die Funktion des Chefarchitekten war eine verantwortungsvolle und herausragende Position innerhalb der Stadtverwaltung, sie reichte weit über die heutige Funktion eines Amtsleiters hinaus und ist durchaus mit einem Beigeordneten oder dem Leiter eines städtischen Eigenbetriebes vergleichbar.

Mit dem entsprechenden Selbstverständnis füllte Horst Siegel diese Funktion aus. Mit welchen Schwierigkeiten er kämpfen musste bzw. welche Konflikte er beispielsweise mit Paul Fröhlich, dem Ersten Sekretär der SED-Bezirksleitung, oder mit Hermann Henselmann ausgetragen hat, ist in seinen »Arbeitsbiografischen Notizen – Stationen & Situationen eines Architekten« im Stadtarchiv Leipzig nachzulesen. Dort ist auch vermerkt, dass Siegel bei den Modellen die Baukörper an die Grundplatte anschrauben ließ, damit sie sich nicht versetzen ließen. Walter Ulbricht, der als geborener Leipziger ein besonderes Verhältnis zur Stadt hatte, nahm bei der Vorstellung der Modelle, im Gespräch, einzelne Gebäude gerne in die Hand und verrückte sie, wobei das Resultat dann als gegebener Ausgangspunkt für die weiteren Planungen galt.²⁴

22 Es liegen nur wenige Quellen zur Arbeitsweise des BCA selbst vor, und dieser Bereich lässt sich schwer erschließen.

23 Vgl. StadtAL, BCA V Nr. 40 Bd. 4.

24 Vgl. StadtAL, Sammlung Horst Siegel Nr. 1480, Bl. 28.

Der Paragraph 4 traf auch Aussagen zur Struktur. Das BCA setzte sich aus verschiedenen Kollektiven entsprechend den Obliegenheiten zusammen. Bei der Bildung fanden aber ebenso Gesichtspunkte der territorialen Gliederung und Funktion der Stadt Beachtung. Es wurden Rahmenstrukturpläne beschlossen, die den Veränderungen am Aufgabenbestand und der Schwerpunktsetzung immer wieder angepasst wurden. In einem Schreiben des BCA aus dem September 1973 hieß es, dass die ständig wachsenden Aufgaben spezielle aufgabenbezogene Planungs- und Arbeitskollektive, eine gewisse Flexibilität im Einsatz der Kräfte und die notwendige Koordinierung zwischen den Bereichen erfordern. Die Arbeitsaufgabe »Generalbebauungsplan Stadt und Landkreis« sollte zu einer selbstständigen Abteilung gemacht werden, ebenso die Arbeitsaufgabe »Wohngebiet Grünau«. Auch die Arbeitsaufgabe »Rekonstruktion« bzw. Umgestaltung der innerstädtischen Gebiete war in ihrer Bedeutung gewachsen, wobei sich zwei Schwerpunkte abzeichneten, die langfristige Grundsatzaufgabe und die Bearbeitung ausgewählter Gebiete.²⁵ So lassen sich unterschiedliche Strukturpläne ermitteln. Den Akten ist zu entnehmen, dass es im Februar 1975 Überlegungen zur Ausgliederung/ Unterstellung des BCA unter den Rat des Bezirkes bzw. einer Zuordnung des BCA unter den Bezirksarchitekten gegeben hat, was aber relativ schnell fallengelassen wurde.²⁶

Neben dem aufgeführten Statut existierten noch verschiedene andere Ordnungen, die die Tätigkeit regelten: eine Unterschriftenordnung,²⁷ eine Rahmenaktenordnung,²⁸ eine Arbeitsordnung,²⁹ wie es bei bürokratischen Organisationen üblich ist. Von Anfang an stand eine Bibliothek mit gesonderter Benutzungsordnung zur Verfügung.³⁰

Reise- und Beratertätigkeit

Das BCA entwickelte eine umfassende Reise- und Beratertätigkeit. Für das Jahr 1971 berichten die Akten:

- Siegfried Hillmann und Ambros G. Gross führten im Februar 1971 hinsichtlich der Erarbeitung der Messekonzeption eine Studienreise nach Jugoslawien (Belgrad und Zagreb) durch.
- Walter Herrmann weilte über die Betriebsgruppe der Kammer der Technik im Mai 1971 in Leningrad und Moskau.
- Die Abteilung Stadtzentrum unternahm im Mai 1971 eine Fachexkursion nach Prag.

²⁵ Vgl. StadtAL, BCA V Nr. 40 Bd. 3.

²⁶ Vgl. ebd.

²⁷ Vgl. StadtAL, BCA V Nr. 1485, Bl. 52–54.

²⁸ Vgl. StadtAL, BCA V Nr. 1485, Bl. 55f.

²⁹ Vgl. StadtAL, BCA V Nr. 40 Bd. 1.

³⁰ Vgl. StadtAL, BCA V Nr. 1485, Bl. 44–51.

-
- Dr. Felix Riehl nahm im September an einer Fachtagung in Brno teil.
 - Die Abteilung Architekturbezogene Kunst besuchte im September ebenfalls Prag.³¹

Mitarbeiter des BCA waren außerdem als Planer und Berater in Tansania und Mali, in den 1980er-Jahren in Kuwait, im Irak, der ČSSR und bei der UNO (in Bern) tätig. Bamako, die Hauptstadt Malis, war ab 1966 Partnerstadt von Leipzig; dort weilte Horst Siegel 1971, 1973, 1975 als Berater, wie er in seinen »Arbeitsbiografischen Notizen – Stationen & Situationen eines Architekten« berichtet. Walter Wendorf war von 1969 bis 1971 und 1972, Siegfried Hillmann von 1976 bis 1978 in Tansania eingesetzt. Zum guten »Büroklima« haben nach Horst Siegel die zwei Ferienhäuser auf Usedom beigebracht, die das BCA dort unterhielt. Um die Ferienplätze zu sichern, schloss man 1972 einen Freundschaftsvertrag mit der HO in Heringsdorf ab.³²

Wie allgemein üblich, nahmen auch die Kollektive des BCA am sozialistischen Wettbewerb teil. Sie verteidigten »seit Jahren erfolgreich den Staatstitel ›Kollektiv der sozialistischen Arbeit‹«, so Horst Siegel in seiner Rede anlässlich des Betriebsfestes am 5. November 1977.³³

Zum Jahrestag der Gründung des BCA 1977 wurde die Broschüre »10 Jahre BCA Leipzig. Stadtplanung und Stadtentwicklung« vorgelegt, die alle Mitarbeiter und Partner zum Jubiläum erhielten. Es ist eine typische Festschrift, eine kritische Auseinandersetzung kann man nicht erwarten. Die Broschüre gibt Auskunft über die realisierten Aufgaben und die Ergebnisse der Tätigkeit des BCA. Sie drückt einen gewissen Stolz auf das Erreichte aus, was sich auch darin äußert, dass man akribisch alle Einzelheiten zusammengetragen und den Anteil jedes einzelnen Mitarbeiters herausgestellt hat. In dieser Form findet sich das in der Geschichte des BCA nie wieder.

Bei aller Widersprüchlichkeit waren diese zehn Jahre eine besondere Zeit hinsichtlich der Bauaufgaben und der Veränderungen in der Stadt, die das BCA und auch die Mitarbeiter geprägt haben. Diese sprechen heute noch voller Hochachtung von den Anfangsjahren.³⁴ Was dies ausgemacht hat und warum jenes so ist, scheint einer tiefgründigen Untersuchung wert zu sein.

31 Vgl. StadtAL, StVuR Nr. 21932, Bl. 37f.

32 Vgl. StadtAL, StVuR Nr. 21911.

33 10 Jahre BCA Leipzig. Stadtplanung und Stadtentwicklung. Leipzig 1977, ohne Seitenzählung. Die im Rahmen des Wettbewerbes angefertigten Brigadetagebücher sind leider nicht überliefert. Sie hätten Auskunft gegeben über alle Aktivitäten, den Besuch kultureller Einrichtungen, Arbeitseinsätze, gesellige Treffen, Ausflüge usw.

34 Vgl. hierzu u. a. Joachim Tesch (Hg.): Bauen in Leipzig 1945–1990, Akteure und Zeitzeugen auf persönlichen Spuren der Leipziger Baugeschichte, Leipzig 2003.

Ein repräsentativer Plattenbau für Leipzigs Promenadenring – der WV 2000

Arne Böttger

Einleitung

Geht man, vom Leipziger Hauptbahnhof kommend, über den Georgiring, erheben sich linker Hand drei wenig beachtete, über eine eingeschossige Ladenzone miteinander verbundene Plattenbauten der frühen 1960er-Jahre (Abb. 1/2). Leicht geschwungen, begleiten sie der Länge nach angeordnet den Straßenraum des Georgirings. Die Fassaden der sechsgeschossigen Wohnblöcke sind einfach gestaltet: Während die Giebelseiten fensterlose, monoton weiße Wände bilden, zeigen 14 Fensterachsen zur Straße, von denen vier hervorgehoben sind. Dem Aussehen nach würde der Betrachter die Gebäude wohl zum trostlosen Plattenbau-Erbe der DDR zählen. Ihre heutige Erscheinung ist jedoch auf eine Sanierung Ende der 1990er-Jahre zurückzuführen, bei der die ursprüngliche Außenhaut mit Dämmmaterial überklebt und entstellt wurde. Zuvor war die Fassade der Wohnblöcke komplett mit einem kleinteiligen, aufwendigen Mosaik versehen und durch unverputzt gelassene Fugen geschoss hoch gerastert. Diese Art der Gestaltung machte die Konstruktionsweise der Gebäude sichtbar und betonte sie.

Speziell für den innerstädtischen Wohnungsbau konzipiert, gehörten die Gebäude zu den ambitionierteren Projekten des industriellen Bauens in der DDR. Konstruktiv stellen sie für Leipzig in mehrfacher Hinsicht Neuerungen dar: als erste Plattenbauten der 2-Mp-Laststufe (also mit Plattenbauelementen bis 2 t), erste Wohnhäuser in Plattenbauweise mit mehr als fünf Geschossen und erste Bauten mit komplett sichtflächenfertig vorproduzierten Außenwandelementen.¹ Doch vor allem in ihrer architektonischen Gestaltung und ihrer städtebaulichen Struktur bedeuteten sie für Leipzig den Sprung in die Moderne der 1960er-Jahre und die Anknüpfung an das internationale Architekturgeschehen.

Erste Überlegungen zu einer Neufassung des Georgirings gab es bereits 1950. Sechs Jahre später erhielt das Entwurfsbüro des VEB Hochbauprojektierung I unter der Leitung von Horst Krantz den Auftrag, für die Südseite der Windmühlenstraße einen repräsentativen Wohnhaustyp in Streifenbauweise zu entwickeln.² Weitere drei Jahre später, im April 1959, entschied man sich, den neuen Typ zuerst am Georgiring zu errichten.³

1 Vgl. Thomas Topfstedt: Vom Bauen – ein Rückblick auf die Jahre 1945 bis 1989, in: *Leipziger Blätter* 26 (1995), S. 28–32, hier S. 30.

2 Vgl. Archiv Krantz (anonym): Materialsammlung. Ohne Titel, über die Plattenbauten am Georgiring. Leipzig ohne Jahr, Bl. 13, 23.

3 Vgl. ebd., Bl. 18.



Abb. 1: Georgiring, 2017 (Arne Böttger, August 2017)



Abb. 2: Georgiring, 1963 (Karl Heinz Mai: »Georgiring«, 1963)

Als ein Jahr zuvor der Entwurf für die Bebauung des zweiten Abschnitts der Berliner Stalinallee (heute Karl-Marx-Allee) verabschiedet wurde, erhielten die Leipziger Planer die Pläne aus Berlin, auf denen aufbauend sie weiterarbeiten sollten. Da jedoch in Leipzig die in der Hauptstadt verwendete Bautechnologie noch nicht zur Verfügung stand, musste ein eigener Typ der 2-Mp-Laststufe entwickelt werden. Das fertige Projekt mit dem Namen WV 2000 wurde Ende 1959, wenige Monate vor dem geplanten Baubeginn, von Walter Ulbricht und anderen Berliner Funktionären scharf kritisiert, obwohl das Projekt in ständiger Absprache mit ihnen erarbeitet worden war und sie von den Problemen in Leipzig wussten.⁴ Auf die vorgebrachte Kritik soll in diesem Text noch ausführlich eingegangen werden. Wahrscheinlich aufgrund dieser Meinungsverschiedenheiten blieb die republikweite Rezeption verhalten, während die Gebäude in Leipzig selbst als großer architektonischer Fortschritt betrachtet wurden und ab 1964 den Hintergrund für die Ehrentribünen der Maidemonstrationen bildeten.⁵

Die Bebauung des Georgirings war vor dem Krieg Teil der in Blockrandbauweise strukturierten Ostvorstadt gewesen und durch Bombardements fast vollständig zerstört worden.⁶ Mit den Neubauten beseitigte man die alten Bau- und Straßenstrukturen und fasste den Straßenraum neu. Die Wohnblöcke wurden entlang der Straße in einer geschwungenen Form aufgestellt, wodurch sie das dahinterliegende Gebiet abriegelten und die gerundete Bebauung des Roßplatzes fortsetzten. Die Bebauung folgte damit zum einen dem Ring-City-Konzept aus den 1920er-Jahren, bei dem zum Schutz des historischen Stadtcores Durchgangsverkehr aus der Innenstadt herausgehalten und wichtige Funktionen in eine teils mit Turmbauten versehene Ringbebauung ausgelagert werden sollten. Das Konzept war auch im Nationalsozialismus nicht verworfen worden und bildete nach dem Krieg die Arbeitsgrundlage für einen Wiederaufbauplan. Zum anderen wurde mit den Bauten der Ring weiter als »Sozialistische Magistrale« ausgebaut, wie er seit dem Flächennutzungsplan von 1952 konzipiert war.⁷

Im Vergleich mit den nur wenige Jahre zuvor fertiggestellten Wohnbauten am südöstlichen Abschnitt des Rings zeigt sich ein Wandel in den architektonisch-gestalterischen Vorstellungen. Die Bauten am Roßplatz waren noch in den Formen der Nationalen Bautradition mit Anleihen aus dem Leipziger Barock gehalten. Bei den Bauten am Georgiring hingegen hatte man diesen Historismus längst hinter sich gelassen und bediente sich nun einer »modernen« Formensprache.

4 Vgl. ebd., Bl. 20; Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden: StadtAL), StVuR, Nr. 3580.

5 Vgl. Walter Lucas, Helmut Ullmann: Wiederaufbau und Umgestaltung des Stadtzentrums, in: Deutsche Architektur 8 (1965), S. 500f., hier S. 500; siehe auch unten zur Rezeption.

6 Vgl. Ambros G. Gross: Gestaltung des Stadtzentrums – Geplantes und Gebautes, in: Joachim Tesch (Hg.), Bauen in Leipzig. 1945–1990. Akteure und Zeitzeugen auf persönlichen Spuren der Leipziger Baugeschichte, Leipzig 2003, S. 179–238, hier S. 183.

7 Horst Siegel: Generalbebauungsplan – Ziele, Aussagen und Ergebnisse, in: Joachim Tesch (Hg.): Bauen in Leipzig (Anm. 6), S. 115–178, hier S. 122.

Das Vorbild bei der Gestaltung des Promenadenrings wie auch von Magistralen in anderen Städten der DDR war seit Beginn der 1950er-Jahre die Stalinallee in Berlin. Der Wandel der architektonisch-gestalterischen und städtebaulichen Vorstellungen, der sich Ende der 1950er-Jahre in der DDR vollzog, lässt sich gut sowohl an den beiden Bauabschnitten der Stalinallee als auch am Leipziger Promenadenring nachvollziehen. Die Bauten der ersten Hälfte der 1950er-Jahre waren noch in den traditionellen Bauweisen, im Stile der Nationalen Bautradition und nach dem städtebaulichen Leitbild der kompakten, symmetrischen und hierarchisch gegliederten sozialistischen Stadt errichtet. Die Bauten um 1960 hingegen wurden mit den neuesten Plattenbautechnologien, die Formensprache der Internationalen Moderne antizipierend und unter den Prämissen des funktionell gegliederten und aufgelockerten Städtebaus, angelegt. Die »Sozialistische Magistrale« sollte aus repräsentativen Wohnbauten und Räumen für überörtliche Funktionen wie Feinkostgeschäften und -restaurants bestehen, wobei letztere bei den Bauten der frühen 1950er-Jahre noch in den mit Arkadengängen versehenen Erdgeschossen der Wohnbauten untergebracht waren. Bei den Bauten um 1960 sollten die einzelnen Funktionen voneinander getrennt sein, was bei der Stalinallee in Form von solitär vorgelagerten Pavillons und am Georgiring in Form von sogenannten »Funktionsunterlagerungen« geschah.

Der städtebauliche Wandel am Georgiring

Der Georgiring bezeichnet einen Abschnitt des Rings zwischen Hauptbahnhof und Augustusplatz. Dieser Abschnitt hieß zunächst von 1839 bis 1900 Bahnhofsstraße. Mit dem Bau des Hauptbahnhofs wurde ein Teil der Bebauung des Georgirings abgerissen und später an der Ecke Wintergartenstraße verbreitert. Aufgrund der Nähe zum Hauptbahnhof entstand hier frühzeitig eine Reihe großer Hotels, darunter 1889 das Hotel Kaiserhof und 1911 das Hotel Continental sowie das neue Hotel Stadt Rom, nachdem das alte Hotel Stadt Rom im Zuge des Bahnhofsbaus abgerissen worden war. Zwischen der Wintergartenstraße und dem Grimmaischen Steinweg gingen drei Seitenstraßen nach Osten vom Georgiring ab: die Schützen-, die Gellert- und die Poststraße. Die Bebauung erfolgte in Form von Blockrandquartieren, wobei der Straßenverlauf des Georgirings eine leichte S-Form annahm, mit einem Knick nach Osten im Norden an der Ecke Georgiring/Schützenstraße und einem Knick nach Westen im Süden an der Ecke Georgiring/Poststraße. Die Bebauung war relativ einheitlich, nur im Bereich zwischen Schützen- und Gellertstraße fiel das kleinere (nur drei Geschosse) und als Solitär stehende Geschäftshaus des Werkzeugmaschinenhändlers Hahn & Kolb aus der Reihe, an das sich an der Ecke Georgiring/Gellertstraße ein kleiner, von einer Mauer umfasster Garten anschloss.

Der Promenadenring war eines der im Zweiten Weltkrieg stark zerstörten Gebiete der Leipziger Innenstadt. Im nordöstlichen Bereich waren sämtliche stadt auswärts liegenden Gebäude voll- bis teilzerstört.⁸ Auf dem zu bebauenden Areal standen vor 1943 u. a. das Palast-Hotel (Hausnummer 6a), das Hotel Kaiserhof (7b), das Ring Hotel (7c), die Hotels Dresdner Hof (8) und Stadt Rom (12) sowie das Einrichtungshaus Michaud (6b).⁹ Ende der 1950er-Jahre existierte davon nur noch ein Teil des Einrichtungshauses Michaud, und mit der Bebauung der 1960er-Jahre wurden auch die letzten Reste aus der Vorkriegszeit am Georgiring (bis auf das Hotel Continental) abgerissen.¹⁰

Im Zuge des Baus des Opernhauses und in Vorbereitung für eine zukünftige Bebauung des Georgirings sowie unter Berücksichtigung zukünftiger Verkehrsentwicklungen wurde Ende der 1950er-Jahre der Straßenverlauf des Georgirings begradigt und nach Osten hin verbreitert. Geplant waren diese Arbeiten schon länger, wurden jedoch immer wieder aufgeschoben, zunächst weil nicht klar war, wie breit der Opernhausneubau werden würde, und später, weil dafür benötigte Materialien zu dem Zeitpunkt nicht zur Verfügung standen. Begradi g wurde der Georgiring in dem Sinne, dass der nördliche Knick weiter nach Norden verschoben und abgeschwächt und der südliche Knick in einem leicht gebogenen Straßenverlauf aufgelöst wurde. Während der Straßenverlauf mit der Begradi gung sich auch weiterhin der im südöstlichen Bereich des Promenadenrings begonnenen Kreisform verwehrte, wurde diese in der leicht voneinander abgesetzten Aufstellung der Wohnblöcke fortgeführt, wodurch sich der Eindruck einer leichten Rundung des Ringes ergibt. Die Einmündungen der Schützenstraße und Gellertstraße zum Georgiring wurden durch die Neubauten überbaut und hinter den Wohnblöcken in einer parallel zum Georgiring verlaufenden Fortführung der Schützenstraße gebündelt, welche südlich der Blöcke T-förmig in den Georgiring mündet.

Ende der 1950er-Jahre wurden die Prinzipien des aufgelockerten, funktionell gegliederten Städtebaus in der DDR zum städtebaulichen Leitbild erhoben. Dennoch gab es Vorbehalte, diese bei der Fortführung von in den 1950er-Jahren begonnenen Magistralen (wie der Stalinallee und dem Leipziger Promenadenring) konsequent durchzusetzen. Ulrich Hartung erkennt darin einerseits eine »Scheu, bis dahin erfolgreich eingesetzte Wirkungsmittel einer urbanen räumlichen Gliederung gänzlich preiszugeben«.¹¹ Andererseits wurde gefordert, krasse Brüche in der Bebauung zu vermeiden, um eine einheitliche räumliche Gestaltung zu erreichen. Beim zweiten Abschnitt der Stalinallee – wo ein »Musterbeispiel für einen sozialistischen Wohnkomplex [...], der aus Typenbauten bestand und dessen Wohnhäuser aus vorgefertigten Teilen zusammengesetzt waren«,

8 Vgl. Gross: Gestaltung (Anm. 6), S. 183.

9 Vgl. Andreas Martin: Der Leipziger Promenadenring. Eine historische Rundfahrt, Leipzig 2011, S. 41.

10 Vgl. ebd.

11 Ulrich Hartung: Funktionstypen und Gestalttypen in der DDR-Architektur der sechziger-Jahre, in: Christoph Bernhardt, Thomas Wolfes (Hg.): Schönheit und Typenprojektierung. Der DDR-Städtebau im internationalen Kontext, Berlin 2005, S. 181–207, hier S. 190.

geschaffen werden sollte – wählte man daher eine Anordnung von länglichen Wohnblöcken entlang des Straßenraums, die auch in ihrer Höhe den Bauten des ersten Abschnitts entsprachen.¹² Ebenso verfuhr man um 1960 in Magdeburg, Schwedt und eben am Georgiring. Eine wesentlich stärkere Orientierung an internationalen Tendenzen sieht Hartung bei der Bebauung der Südseite der Windmühlenstraße.¹³ Hier wurde der WV 2000, ebenfalls von der Brigade Krantz projektiert, in Kammstellung angeordnet, wobei vorgelagerte flache Ladenbauten, wie auch bei der Straße der Nationen in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz), einen geschlossenen Straßenraum bilden.

Das städtebauliche Ordnungsschema vor der Zerstörung des Georgirings war das der Blockrandbebauung: eine geschlossene Bebauung mit gemeinsamem Hof, schmalen Fußwegen, wenig Licht und verschlossenen Sichtmöglichkeiten. Das neue Ordnungsschema war nun das des aufgelockerten, funktionell gegliederten Städtebaus, welches deutlicher als am Georgiring beim zweiten Bauabschnitt der Stalinallee ausgebildet ist (*Abb. 3*). Am Georgiring sind die Gebäude und ihre Funktionen weniger streng getrennt: Der Gebäuderiegel mit den Ladenflächen steht nicht gesondert vor den Wohnbauten, sondern ist unter diese gelagert – in der damaligen Fachsprache »Funktionsunterlagerung« genannt. Die Fläche zwischen der Straße und den Gebäuden, bestehend aus einem Fußweg und einzeln gefassten, niedrig bepflanzten Beeten, ist hier auch weniger großzügig ausgebildet. Die hygienischen Ziele, die der soziale Wohnungsbau seit den 1920er-Jahren und der aufgelockerte Städtebau verfolgten, werden beim Georgiring auch nur teilweise erfüllt. Der Abstand zur Straße und die Verbannung des überörtlichen Kraftfahrzeugverkehrs aus dem dahinter liegenden Wohngebiet durch die Abtrennung der Seitenstraßen vom Georgiring führten zwar zu einer etwas geringeren Lärm- und Luftbelastung; bei der Versorgung mit Besonnung bleibt der Georgiring jedoch hinter den Arbeitersiedlungen der 1920er-Jahre zurück. Bei diesen war häufig eine Nord-Süd-Ausrichtung gewählt worden, damit die östlich gelagerten Schlafräume morgens und die westlich gelagerten Wohnräume abends mit Sonne versorgt werden konnten. Die Räume der Wohnungen beim Georgiring sind nur nach einer Seite – Osten oder Westen – gelagert und erhalten somit nur morgens oder nur abends Sonne. Da die Bauten zudem nicht genau an der Nord-Süd-Achse ausgerichtet sind, scheint die Sonne nur am ganz frühen Morgen in die nach Osten gelagerten Wohnungen.

Im Gegensatz zur Stalinallee sind die Bauten am Georgiring auch nicht in einen neuen sozialistischen Wohnkomplex eingeordnet. Die Gebäude waren als Teil des innerstädtischen Wohnungsbaus mit Zweiraumwohnungen für Alleinstehende und junge Paare ausgestattet, für die keine Versorgung mit »Funktionen« wie Kindergärten, Schulen oder Schwimmbädern vorgesehen war. Am Georgiring wie auch bei den Wohnkomplexen an der Stalinallee waren entlang der Hauptverkehrsstraße überörtliche Handelseinrich-

12 Ebd.

13 Vgl. Hartung: Funktionstypen (Anm. 11), S. 192.



Abb. 3: Karl-Marx-Allee, 1963 (Walter Lucas: *Der Aufbau des Stadtzentrums von Leipzig*, in: *Deutsche Architektur* 9 [1960], S. 471)

tungen und bessere Gastronomien gelagert, wobei diese jedoch bei der Stalinallee von den Wohnbauten getrennt in einzeln stehenden Pavillons und eingeschossigen Bauten untergebracht waren.

Die Anordnung der Wohnbauten, längs dem Straßenverlauf folgend, eng beieinanderstehend und durch die »Funktionsunterlagerungen« verbunden, scheint mehrere Zwecke zu erfüllen. Zum einen fungierten die Gebäude als repräsentative Kulissen für (1) den Georgiring als Aufmarschstraße für Demonstrationen (und dafür später auch als Platz für Tribünen), (2) den Weg, den internationale Messebesucher zur Messe befuhren, und (3) das alltägliche Promenieren der Leipziger. Außerdem verbargen sie, wie auch schon die Ringbebauung am Roßplatz, die dahinter liegenden alten und zum Teil ruinösen Quartiere. Zum anderen fingen sie auch Lärm und Verkehrsbelastung auf – im Sinne einer Hierarchisierung des Verkehrs – und schützten dadurch das dahinterliegende Gebiet. Auf diese Weise erhielt das Quartier, für das über zukünftigen kompletten Abriss und Neubau nachgedacht wurde, Wohnqualitäten, die ein »Sozialistischer Wohnkomplex« aufweisen sollte.

Die Stadtplanung der 1950er-Jahre

Die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges waren zwar schwer, in der Innenstadt musste man den Verlust von etwa 60 Prozent der Bausubstanz beklagen. Die Bebauung des Augustusplatzes wurde in der Nacht vom 3. auf den 4. Dezember 1943 bis auf die Universitätskirche und das Krochhochhaus fast vollständig zerstört.¹⁴ Dennoch blieb in Leipzig im Vergleich zu anderen mitteldeutschen Städten relativ viel erhalten (*Abb. 4/5*), weshalb man sich beim Wiederaufbau an der alten Stadtstruktur orientieren konnte.¹⁵

Im Aufbauplan von 1949 wurde der Wiederaufbau unter dem Vorsatz der »Bewahrung und behutsame[n] Modernisierung der Strukturen«¹⁶ festgeschrieben, es sollte möglichst viel Bausubstanz gerettet werden, und für vorhandene Straßenstrukturen war angedacht, sie gegebenenfalls durch den Einbau von Arkaden zu verbreitern.¹⁷ Außerdem sah der Plan vor, Durchgangsverkehr aus der Innenstadt auf den Promenadenring auszulagern und dessen Bebauung zu erhalten.¹⁸ Bei der Erarbeitung des Wiederaufbauplans konnte man teilweise auf den Generalbebauungsplan Hubert Ritters von 1929 und dessen »Ring-City«-Konzept zurückgreifen. Der Plan sah vor, zukünftig keine Veränderungen am historischen Stadtkern vorzunehmen, um das gewachsene Stadtbild zu bewahren. Neu benötigte Messe-, Geschäfts- und Verwaltungsbauten sollten stattdessen auf dem das Stadtzentrum umgebenden Promenadenring errichtet werden.

Für den am 1. August 1945 in Karl-Marx-Platz umbenannten Augustusplatz sah der Wiederaufbauplan die Rekonstruktion des Augusteums, des Bildermuseums und des Neuen Theaters sowie einen Hauptpostamt-Neubau vor.¹⁹ Dieses denkmalpflegerisch intendierte Konzept war letztendlich aufgrund der damaligen wirtschaftlichen Kapazitäten nicht ausführbar, weshalb 1950 bereits der Neubau eines Opernhauses anstelle des Wiederaufbaus des Neuen Theaters festgelegt und 1951 der Wettbewerb für eine Neugestaltung des Karl-Marx-Platzes ausgeschrieben wurde. Im 1952 bestätigten Flächennutzungsplan, der nach den Forderungen des Aufbaugesetzes und den 16 Grundsätzen des Städtebaus erarbeitet worden war, wurde der Karl-Marx-Platz als zentraler sozialistischer Demonstrationsplatz und kulturelles und politisches Zentrum und

14 Vgl. Thomas Topfstedt: Augustusplatz – Karl-Marx-Platz – Augustusplatz. Aufbauplanung und Neugestaltung nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Thomas Topfstedt, Pit Lehmann (Hg.): Der Leipziger Augustusplatz. Funktionen und Gestaltwandel eines Großstadtplatzes, Leipzig 1994, S. 69–76, hier S. 69; sowie Topfstedt: Vom Bauen (Anm. 1), S. 28.

15 Vgl. Walter Lucas: Der Aufbau des Stadtzentrums von Leipzig, in: Deutsche Architektur 9 (1960), S. 469–478, hier S. 473.

16 Thomas Topfstedt: Leipzig: Messestadt am Ring, in: Klaus von Beyme u. a. (Hg.): Neue Städte aus Ruinen. Deutscher Städtebau der Nachkriegszeit, München 1992, S. 182–196, hier S. 187.

17 Vgl. Walther Beyer: Vorwort, in: Rat der Stadt, Bauaufsichtsamt: Neuordnung und Gestaltung der inneren Altstadt von Leipzig. Bebauungsplan mit Sanierungsplan und Satzung (Nr. 56 des Gesamtplanes), Leipzig 1949, S. 4.

18 Vgl. ebd., S. 3.

19 Vgl. Topfstedt: Augustusplatz (Anm. 14), S. 69.

Abb. 4: Plan des Leipziger Zentrums vor der Zerstörung (Walter Lucas: *Der Aufbau des Stadtzentrums von Leipzig*, in: *Deutsche Architektur* 9 [1960], S. 472)

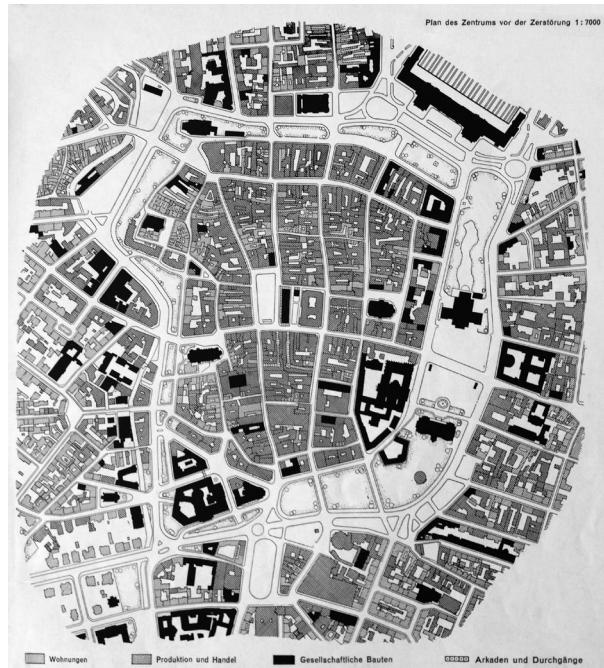


Abb. 5: Plan des Leipziger Zentrums nach der Zerstörung
(Foto Arne Böttger, August 2017)

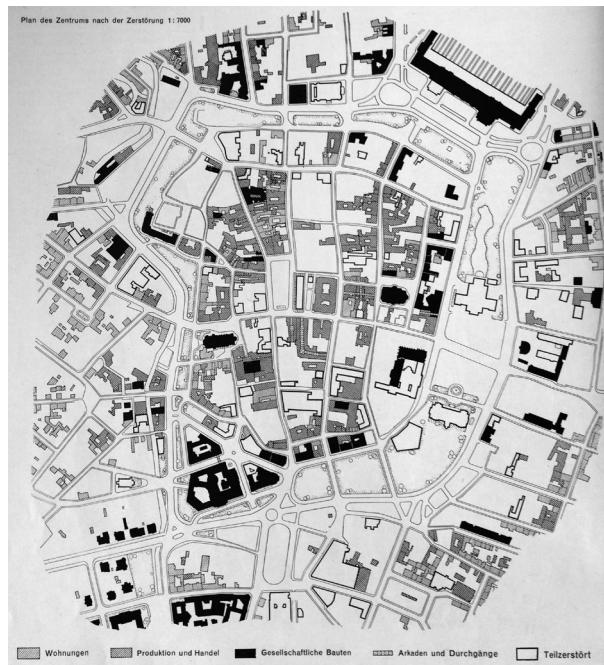




Abb. 6: Wohnbauten am Rossmarkt, 2017 (Walter Lucas: *Der Aufbau des Stadtzentrums von Leipzig*, in: *Deutsche Architektur* 9 [1960], S. 474)

der Promenadenring als repräsentative Magistrale und Aufmarschstraße konzipiert.²⁰ Dies entsprach dem aus den 1930er-Jahren aus der Sowjetunion stammenden städtebaulichen Leitbild der »sozialistische[n] Stadt als ein[em] hierarchisch gestufte[n] und gegliederte[n] Organismus«, das folgende drei städtebaulichen Gestaltungselemente aufweist: eine Magistrale, einen zentralen Demonstrationsplatz und auf diesem ein Turmhaus als »bauliche[s] Symbol des Sieges der sozialistischen Gesellschaftsordnung«.²¹ Ab 1950 waren die »Aufbaustädte« verpflichtet, eine sogenannte »Grundakte« anzulegen, in der neben dem Flächennutzungs- und dem Verkehrsplan nun auch ein Aufbauplan für den zentralen Bezirk sowie ein Demonstrationsplan enthalten waren.²² Für Leipzig erwartete man hauptsächlich fließende Demonstrationen mit ca. 300 000 Teilnehmern, die ihren Höhepunkt vor Ehrentribünen am Bildermuseum oder einem geplanten »Kulturhochhaus« finden sollten.²³

Ein 1952 vom Ministerium für Aufbau ausgeschriebener Wettbewerb zur Neufassung des Promenadenrings am Rossmarkt schrieb eine Bebauung vor, die an die baulichen Traditionen Leipzigs anknüpfen und die repräsentative Lage berücksichtigen sollte.²⁴

20 Vgl. Kunz Nierade: Der Wettbewerb für die städtebauliche Gestaltung des Promenadenrings in Leipzig, in: *Deutsche Architektur* 6 (1953), S. 278–284, hier S. 278.

21 Thomas Topfstedt: Aufbauplan und Demonstrationsplan – Das Leipziger Stadtzentrum in den fünfziger-Jahren, in: Katrin Keller (Hg.): *Feste und Feiern. Zum Wandel städtischer Festkultur in Leipzig*, Leipzig 1994, S. 313–326, hier S. 313.

22 Topfstedt: Aufbauplan (Anm. 21), S. 320.

23 Ebd., S. 321.

24 Vgl. Ralf Koch: *Leipzig und Dresden. Städte des Wiederaufbaus in Sachsen. Stadtplanung, Architektur, Architekten 1945–1955*, Leipzig 1999, S. 290.

Die 1956 nach einem Entwurf Rudolf Rohrs fertiggestellte Ringbebauung ist ein herausragendes Beispiel der Architektur der Nationalen Bautradition mit Fassadenelementen des bürgerlichen Barocks des frühen 18. Jahrhunderts (Abb. 6). Von 1956 bis 1960 wurde das Opernhaus errichtet und im Zuge dieser Arbeiten 1960 der Schwanenteich umgestaltet und der Georgiring begradigt.²⁵

Der Bebauungsplan von 1959 und die Arbeiten bis zur 800-Jahr-Feier

In einem Aufsatz in der Zeitschrift *Deutsche Architektur* im September 1960 stellte der damalige Stadtbaurat Walter Lucas fest, dass die »beachtlichen Leistungen« beim Wiederaufbau im Stadtzentrum es nicht vermocht hatten, »den Gesamteindruck des zerstörten Stadtzentrums entscheidend zu verändern«.²⁶ Dessen gegenwärtiger Zustand spiegele »weder die große politische noch wirtschaftliche Entwicklung wider, die Leipzig in diesem Jahrzehnt« genommen habe, und das in der Innenstadt Geschaffene sei »auch nicht der wirkliche Ausdruck seiner Bauleistungen«.²⁷ Leipzig habe viel gebaut, aber zu wenig im Zentrum.²⁸ Ein Jahr zuvor hatte Edmund Collein bereits bemängelt, dass der Aufbau des Leipziger Stadtzentrums stagniere, da man der Auffassung gewesen sei, dass der Aufbau mit nur wenigen Korrekturen vonstattengehen dürfe.²⁹ Erst durch die »vielfältigen kritischen Hinweise« Walter Ulbrichts sei eine Wende eingeleitet worden, da man nun erkannt habe, dass – um »den Anforderungen des sozialistischen Handels und dem Ansturm der Messebesucher« standhalten zu können – der Grünenring verbreitert, das Zentrum aufgelockert und innerstädtische Messehäuser eventuell ersetzt werden müssten.³⁰

Um der Stagnation entgegenzuwirken, wurde auf dem V. Parteitag der SED im Juli 1958 der Aufbau des Leipziger Stadtzentrums bis 1965 – an zweiter Stelle hinter Berlin – beschlossen und im Siebenjahrplan gesetzlich verankert.³¹ Als besonders wichtig wurde dabei erachtet, dem Karl-Marx-Platz ein »einheitliches Gesicht« und den Hauptverkehrsadern – und hier vor allem den Wegen zur Messe – eine »besonders sorgfältig[e] [...] architektonische Gestaltung« zu geben.³² Walter Ulbricht erklärte sich zum Vormund des Aufbauprojekts, brachte sich häufiger bei den Planungen ein und besuchte

25 Vgl. Topfstedt: Augustusplatz (Anm. 14), S. 70.

26 Lucas: Aufbau (Anm. 15), S. 475.

27 Vgl. ebd.

28 Vgl. ebd.

29 Vgl. Edmund Collein: Der Aufbau unserer Stadtzentren, in: *Deutsche Architektur* 7 (1959), S. 360–362, hier S. 360.

30 Ebd.

31 Vgl. Lucas: Aufbau (Anm. 15), S. 477.

32 Redaktion: Der Sozialismus siegt (V. Parteitag der SED), in: *Deutsche Architektur* 9 (1958), S. 465–467.

mehrfach Baustellen.³³ Die Frist bekam zusätzliche Bedeutung, einerseits da sie in das 20. Jahr des Wiederaufbaus fiel, und andererseits, weil der Rat der Stadt sich entschieden hatte, 1965 als das 800-jährige Jubiläum der Stadtgründung zu feiern. Derartig symbolisch aufgeladen, erhöhte man die gesellschaftliche Priorität des Aufbaus des Leipziger Stadtzentrums und damit den Druck auf die Stadtplaner.³⁴

Der Aufbau sollte technisch durch die »neuen Möglichkeiten des industriellen Bauens« und stadtplanerisch durch den im Sommer 1959 von der Abteilung Stadtplanung beschlossenen Bebauungsplan für das Leipziger Stadtzentrum bewältigt werden.³⁵ Nach vier weiteren Jahren der Stagnation beschlossen der Ministerrat und das Politbüro die beschleunigte Realisierung des Plans.³⁶ Zwar erklärt der erste Grundsatz des Perspektivplanes, dass Leipzigs »einmaliges individuelles Antlitz«, sein Straßennetz, seine Kontur und seine Dominanten bewahrt werden sollten, doch an einer anderen Stelle zeigt sich eine neue stadtplanerische Auffassung, die »eine Beseitigung des Alten in Kauf [nimmt], wenn es einem neuen, großen, städtebaulichen Ziel im Wege steht [...]. Bestimmend ist das Neue, dem das Alte sich einordnen oder Platz machen muß«.³⁷ Die »sozialistische Umgestaltung alter Stadtgebiete«³⁸ bedeutete, dass man nun bereitwillig Gebäude und Ruinen preisgab, die zuvor noch als schützenswert und wiederaufbaufähig galten.

Als wichtigste Aufbaubereiche definierte der Perspektivplan die Bereiche zwischen Katharinen- und Reichsstraße, den Karl-Marx-Platz und den östlichen und nördlichen Abschnitt des Promenadenrings (Abb. 7). Für den Ring sah der Plan eine Verbreiterung vor, welche für seine »dreifache Funktion als repräsentative Magistrale, Verkehrssammler und Grüngürtel« als notwendig erachtet wurde.³⁹ Als städtebaulichen Höhepunkt der Magistrale wurde der Karl-Marx-Platz definiert.⁴⁰ Auf ihm sollte ein Neubau des Hauptpostamtes und diesem gegenüber ein »Haus der Kunst und Wissenschaften« errichtet und das Universitätshauptgebäude sowie das Bildermuseum rekonstruiert werden.⁴¹ Im Zusammenhang mit dem Ausbau des Rings wurde der Bau von repräsentativen Wohnblöcken am Georgiring mit 150 Wohnungen festgelegt, die die am Roßplatz begonnene

33 Vgl. Pit Lehmann: Der Augustusplatz als Ort öffentlicher Feste und Feiern, in: Thomas Topfstedt, Pit Lehmann (Hg.): Der Leipziger Augustusplatz. Funktionen und Gestaltwandel eines Großstadtplatzes, Leipzig 1994, S. 113–120, hier S. 117.

34 Vgl. Gross: Gestaltung (Anm. 6), S. 196.

35 Lucas: Aufbau (Anm. 15), S. 477.

36 Vgl. Thomas Nabert: »Besser, schneller und billiger bauen«. Der Übergang zum industriellen Wohnungsbau Mitte der 50er-Jahre bis Anfang der 70er-Jahre, in: PRO Leipzig e. V. (Hg.), »Eine Wohnung für alle«. Geschichte des kommunalen Wohnungsbaus in Leipzig. 1900–2000, Leipzig 2000, S. 96–117, hier S. 110.

37 Lucas: Aufbau (Anm. 15), S. 477.

38 Peter Doepler: Probleme des Städtebaus und der Architektur im Siebenjahrplan, Berlin 1960, S. 177.

39 Lucas: Aufbau (Anm. 15), S. 478.

40 Vgl. ebd.

41 Topfstedt: Augustusplatz (Anm. 14), S. 72.

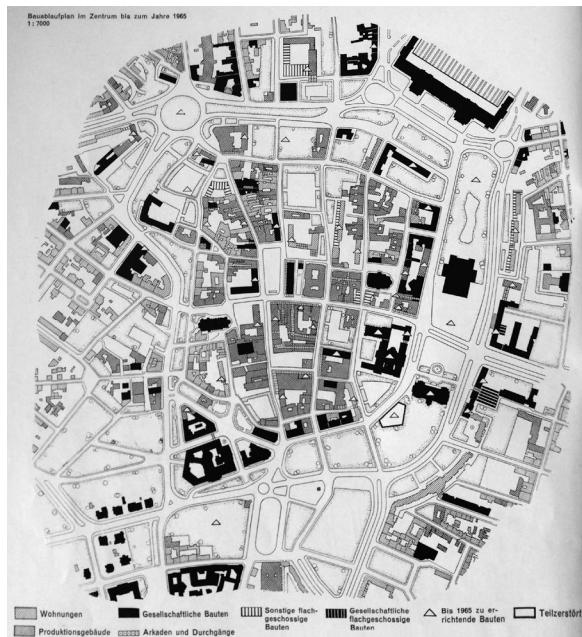


Abb. 7: Bauablaufplan im Zentrum bis zum Jahre 1965 (Birk Engmann: *Bauen für die Ewigkeit. Monumentalarchitektur des zwanzigsten Jahrhunderts und Städtebau in Leipzig in den fünfziger Jahren*, Beucha 2006, S. 151)

Bebauung des Promenadenrings in einer zeitgemäßer Bauweise fortsetzen sollten.⁴² Des Weiteren wurden »Dominanten mit besonderer architektonischer Gestaltung« auf der Außenseite des Rings erwähnt.⁴³

Die Bebauung des Karl-Marx-Platzes nach dem Perspektivplan begann mit zwei technisch und gestalterisch hoch ambitionierten Gebäuden. Die 1960/61 errichteten Wohnbauten am Georgiring waren »die ersten in industrieller Bauweise errichteten vielgeschossigen Wohnbauten in Leipzig«⁴⁴ und die ersten Gebäude mit vorgefertigten Außenwandelementen in Leipzig. Der 1961 nach einem Entwurf von Kurt Nowotny begonnene und 1964 beendete Neubau des Hauptpostamtes, ein siebengeschossiger Stahlbetonskelettbau, war mit der ersten Aluminium-Vorhangsfassade der DDR verkleidet.⁴⁵ Mit dem Bau des Studentenwohnheims »Jenny Marx« 1963 und dem Bau eines Bürogebäudes der VVB Chemieanlagen 1964/65 war der Freiraum zwischen Georgiring, Opernhaus und Goethestraße wieder städtebaulich gefasst und der Aufbau des östlichen Promenadenrings vollendet. Von jetzt an wurde die Ehrentribüne der Mai-Demonstrationen nicht mehr vor dem Bildermuseum, sondern auf dem Georgiring vor

42 Lucas: Aufbau (Anm. 15), S. 477.

43 Ebd.

44 Topfstadt: Vom Bauen (Anm. 1), S. 30.

45 Vgl. Thomas Topfstadt: Städtebau in der DDR. 1955–1971, Leipzig 1988, S. 85.

den Wohnbauten oder dem Bürogebäude des VEB Chemieanlagenbaus und Montagekombinats errichtet. Damit konnten größere Massen schneller an der Tribüne vorbeiziehen.⁴⁶ Der Fertigstellung der Hauptpost folgte eine Verbreiterung des Grimmaischen Steinwegs und jenseits von ihm 1963 bis 1965 die Errichtung des Plattenbau-Hotels »Deutschland«, womit die Gestaltung der Ostseite des Platzes abgeschlossen war.⁴⁷ Zu einer Rekonstruktion des Bildermuseums oder einem Neubau kam es nicht. Es wurde zusammen mit den Ruinen des Universitätshauptgebäudes und der Universitätskirche im Verlauf der 1960er-Jahre gesprengt. Von 1968 bis 1975 entstand der Universitätsneubau mit Sektions-Hochhaus nach einem Entwurf von Hermann Henselmann, und der letzte große Neubau vor der Wende war das von 1977 bis 1981 erbaute Neue Gewandhaus.⁴⁸

Der V. Parteitag der SED und die Wende im Bauwesen

Zum Ende der 1950er-Jahre vollzog sich in der DDR ein Wandel in den architektonisch-gestalterischen und städtebaulichen Auffassungen: von der Architektur der Nationalen Bautradition hin zur Industrialisierung, Typisierung und den Formen der Internationalen Moderne – »vomkulissenhaft monumentalen Straßen- und Platzensemble zum funktionell und gestalterisch differenzierten Kommunikationsbereich mit vielfältigen gesellschaftlichen Einrichtungen«.⁴⁹

Entscheidend für diese Entwicklung waren dabei der V. Parteitag der SED im Juli 1958 und der dort beschlossene Siebenjahrplan. Um die »Überlegenheit der sozialistischen Gesellschaftsordnung gegenüber der Herrschaft der imperialistischen Kräfte im Bonner Staat« zu beweisen, sollte der Pro-Kopf-Verbrauch der Gesamtbevölkerung an Lebensmitteln und Konsumgütern das Niveau der BRD innerhalb weniger Jahre überholen.⁵⁰ Als Hauptaufgabe im Bauwesen wurde – neben dem Ausbau der volkseigenen Produktion, die zuletzt aufgrund des »Fehlen[s] einer klaren sozialistischen Perspektive« stagniert hatte – die Wiederherstellung der Stadtzentren bis 1965 bestimmt, wobei offensichtliche Kriegsspuren bis 1962 zu beseitigen waren.⁵¹ Für die einzelnen Aufbaustädte wurden Prioritäten festgelegt: für Berlin die Stalinallee und der Marx-Engels-Platz, für Leipzig der Karl-Marx-Platz.⁵² Bezuglich einer »sozialistische[n] Umgestaltung der Städte« wurde neben verstärktem Wohnungsbau die Umwandlung von

46 Vgl. Lehmann: Augustusplatz (Anm. 33), S. 118.

47 Vgl. Topfstedt: Augustusplatz (Anm. 14), S. 72.

48 Vgl. ebd., S. 74.

49 Topfstedt: Städtebau (Anm. 45), S. 49.

50 Redaktion: Sozialismus (Anm. 32), S. 465.

51 Ebd., S. 465 f.

52 Vgl. ebd., S. 467.

alten Wohngebieten zu Wohnkomplexen gefordert.⁵³ Des Weiteren forderte Ulbricht von der »sozialistische[n] Umgestaltung der Städte«, dass sie »die veränderten Lebensbedingungen, die neuen räumlichen Beziehungen der Menschen im Sozialismus« spiegeln solle.⁵⁴ Wie diese Aufgabe zu lösen sei, erklärte Lothar Kühne im November 1958 in der Zeitschrift *Deutsche Architektur*: durch »weiträumige Übersichtlichkeit und eindeutige Bestimmtheit«.⁵⁵

Die Beschlüsse zum beschleunigten Aufbau der Stadtzentren führten zu einem Paradigmenwechsel im Städtebau, nicht nur in Bezug auf den Abriss von historischer Bausubstanz. Sie legitimierten den zeitsparenden Einsatz von Taktstraßen beim Wohnungsbau in Stadtzentren, wobei eine möglichst geringe Zahl von Kranspielen am besten durch eine Anordnung der Bauten in Zeilenform zu erreichen war. Hinter der nicht näher bestimmten »sozialistischen Umgestaltung der Städte« verbarg sich das nun rehabilitierte städtebauliche Leitbild der funktionell gegliederten und aufgelockerten Stadt. Verbunden mit Vorstellungen von »Großzügigkeit« und »Weiträumigkeit« ergab sich daraus eine offene, weiträumige Bebauung mit großen, zusammenhängenden Grünflächen.⁵⁶ Den Unterschied zum kapitalistischen, »kleinbürgerlichen« Städtebau »mit seinem Spiel von willkürlich angeordneten oder schematisch aufgereihten Häusern, Punkthäusern oder Zeilenbauten«⁵⁷ sah man in der klaren, oftmals symmetrischen »Einheit der räumlichen Komposition«.⁵⁸

Dem V. Parteitag der SED vorangegangen waren bereits einige Experimente mit neuen Bebauungsstrukturen in Stadtzentren. Im Herbst 1955 hatte man begonnen, den Aufbau der »Zweiten Sozialistischen Stadt« Hoyerswerda auf der Grundlage des industriellen Wohnungsbaus zu planen. Hier entstanden ab 1957 entlang einer Magistrale und um ein »flächiges Zentrum« herum unterschiedlich angeordnete Gruppen von freistehenden Wohnblöcken mit breiten Fußwegen und vielen Grünflächen. In weiteren Städten wie Frankfurt/Oder und Halberstadt wurden zentrale Aufbaubereiche als »sozialistische Wohnkomplexe« gestaltet – mit wenig befriedigenden Ergebnissen.⁵⁹

Nach diesen Versuchen und dem V. Parteitag suchte man nun auf dem zweiten Abschnitt der Stalinallee eine vorbildhafte Lösung für die Gestaltung von großstädtischen Magistralen. Man fand sie in Form von längs gereihten Wohnbauten entlang eines breiten, »flächigen« Straßenraums, davon abgetrennten Pavillons für Läden und Gastro-

53 Ebd.

54 Ebd.

55 Lothar Kühne: Zu Fragen der sozialistischen Baukunst, in: *Deutsche Architektur* 11 (1958), S. 575–580, hier S. 576.

56 DBA, Grundsätze der Planung und Gestaltung sozialistischer Stadtzentren, in: *Deutsche Architektur* 8 (1960), Sonderbeilage, S. 5.

57 Ebd.

58 Hans Schmidt: Industrialisierung und Städtebau, in: *Deutsche Architektur* 4 (1960), S. 226–227, hier S. 226.

59 Vgl. Topfstedt: Städtebau (Anm. 45), S. 51.

nomie und einer gemischten Bebauung im dahinterliegenden Wohngebiet. Ähnliche Ensembles, teils auch mit in Kammstellung gereihten Wohnbauten, entstanden in den Folgejahren u. a. in Leipzig auf dem Georgiring, der Windmühlenstraße und am Brühl, in Chemnitz auf der Straße der Nationen, in Magdeburg auf dem Breiten Weg (ehemals Karl-Marx-Straße) und in Dresden auf der Prager Straße.

Zeitgleich vollzog sich ein Generationenwechsel unter den Architekten und Stadtplanern. Die Architekten der 1950er-Jahre hatten in den 1920er-Jahren studiert, im Dritten Reich gearbeitet und konnten nach dem Krieg ohne große Mühe in den Formen der Nationalen Bautradition weiterarbeiten. Die Architekten der 1960er-Jahre, darunter Horst Krantz, waren in den 1920er- und 1930er-Jahren geboren und hatten in den 1950er-Jahren in der DDR Architektur studiert.⁶⁰ Während ihrer Ausbildung war es ihnen möglich gewesen, die Entwicklung der Architektur in den nichtsozialistischen Ländern mitzuverfolgen und – durch Exkursionen, den Besuch von ausländischen Architekten, den Fennpfuhl-Wettbewerb, den Besuch von Vorlesungen in Westberlin, die Besichtigung der Internationalen Bauausstellung 1957 im Hansaviertel und durch die Vermittlung von Hans Schmidt, dem neuen Hauptarchitekten des Instituts für Typung – in fachlichen Austausch mit Architekten, Bauingenieuren und Stadtplanern aus dem kapitalistischen Ausland zu treten.⁶¹ Dank dieser Kontakte knüpfte die DDR an das internationale Architekturgeschehen an und schaffte erst dadurch den Innovationsschub der 1950er-Jahre.⁶²

In den Projektierungsbüros fanden sich nun jedoch im Vergleich zu den 1950er-Jahren immer mehr Ingenieure als Architekten. Die Industrialisierung hatte die Architekten überrollt und Techniker und Pragmatiker zu Aufsteigern gemacht, die »in der Aufgabe der Industrialisierung nicht allein Selbstbestätigung und berufliches Profil, sondern auch eine berauschende Generationserfahrung« fanden.⁶³ Das Vorhaben, eine genuin sozialistische Architektur zu entwickeln, war abgelöst worden von dem Anspruch, führend in der Technologie und Wissenschaft des Bauens zu werden.⁶⁴ Unter den Architekten wählten viele die Auswanderung in den Westen, die 1956 einen Höhepunkt erreichte, als von 36 Absolventen der Weimarer Hochschule für Architektur und Bauwesen nur

60 Vgl. Thomas Topfstadt: Der Wiederaufbau des Dresdner Stadtzentrums während der 1950er und 1960er-Jahre. Urbane Muster der Nachkriegsmoderne in der DDR, in: Adrian von Buttlar, Christoph Heuter (Hg.): *denkmal!moderne. Architektur der 60er-Jahre. Wiederentdeckung einer Epoche*, Berlin 2007, S. 64–79, hier S. 71.

61 Vgl. Simone Hain: Industrialisierung in der DDR, in: Wilfried Dechau (Hg.): *Kühne Solitäre*. Ulrich Müther – Schalenbaumeister der DDR, München 2000, S. 17–27, hier S. 18.

62 Vgl. Thomas Topfstadt: Wohnen und Städtebau in der DDR, in: Ingeborg Flagge (Hrg.): *Geschichte des Wohnens. Bd. 5. 1945 bis heute: Aufbau, Neubau, Umbau*, Stuttgart 1999, S. 419–562, hier S. 489.

63 Hain: Industrialisierung (Anm. 61), S. 21.

64 Topfstadt: Wohnen (Anm. 62), S. 489 f.

vier in der DDR blieben.⁶⁵ Unter der redaktionellen Leitung von Bruno Flierl meldeten sich in der Zeitschrift *Deutsche Architektur* junge Architekten, für die sich der Name die »Zornigen« entwickelte, die nicht mehr nur »Erfüllungsgehilfen gemäß den Vorstellungen des ›gesellschaftlichen Auftragsgebers‹ sein wollten.⁶⁶ Ihre Forderungen nach unbehormundeter, mitverantwortlicher Arbeit führten einerseits zu Disziplinierungen und dazu, dass Bruno Flierl seinen Posten als Chefredakteur niederlegen musste, andererseits jedoch auch zu einer Lockerung der Anfang der 1960er-Jahre von Gerhard Kosel verordneten »radikalen Standardisierung« und zu mehr Möglichkeiten kreativer Beteiligung.⁶⁷

Die Planungen für den Georgiring

Obwohl dem Georgiring eine hohe städtebauliche Bedeutung als »Sozialistischer Magistrale« und Teil der Hauptverkehrslinie zur Messe zukam, begann man mit konkreten Planungen erst 1956 und mit dem Bau erst 1960. Zusätzliches Gewicht bekam das Projekt 1959 durch den Siebenjahrplan und das Vorhaben, den Aufbau des Zentrums bis 1965 abzuschließen. So kam es, dass hohe Funktionäre wie Walter Ulbricht, Kurt Liebknecht, der Präsident der Deutschen Bauakademie, sowie Edmund Collein, zu dem Zeitpunkt am zweiten Abschnitt der Stalinallee mitarbeitend, und Gerhard Kosel, der eine wichtige Rolle bei der Industrialisierung des Bauwesens in der DDR einnahm, das Projekt begleiteten und Vorgaben nach Leipzig schickten.

Entsprechend hoch waren die Ansprüche, die an die zu errichtenden Gebäude gestellt wurden. Sie sollten repräsentativ und modern gestaltet werden, doch was das genau bedeutete, das war selbst den Funktionären in Berlin nicht klar. Aufgrund unklarer und wechselhafter Vorstellungen der Auftraggeber musste häufig umdisponiert und Arbeit von Monaten verworfen werden. Und am Ende der Projektierungsarbeiten wurde das Projekt für weniger gelungen erklärt, woran nach Darstellung von Ulbricht, Liebknecht, Collein und Kosel die Kollegen in Leipzig die Schuld trugen.

Das Projekt erhielt den Namen WV 2000, der für »Wiederverwendungsprojekt mit Elementen bis zu 2000 kg« steht. Wann, lässt sich nicht mehr feststellen, vermutlich eher spät, zunächst wurde vom »Typ Windmühlenstraße« und ab April 1959 vom »Typ Georgiring« gesprochen.⁶⁸

Auf einem Planungsentwurf in Form einer Karte zur Gestaltung des Karl-Marx-Platzes und seiner Umgebung vom Februar 1950 ist (ohne weitere Erläuterung) eine

65 Hain: Industrialisierung (Anm. 61), S. 21.

66 Joachim Palutzki: Architektur in der DDR, Berlin 2000, S. 185.

67 Ebd., S. 185 f.

68 Gespräch mit Horst Krantz am 20. Juli 2016.

wahrscheinlich zu der Zeit im Raum stehende Idee einer Neubebauung für die stadt- auswärtige Seite des Georgirings eingezeichnet: drei in Kammstellung angeordnete und zur Straßenseite mit einem niedrigeren Riegel verbundene Hochhausscheiben. Zu dieser Idee fanden sich keine weiteren Informationen. Es zeigt jedoch, dass Anfang der 1950er- Jahre bereits die Idee von drei vielgeschossigen, miteinander verbundenen Wohnschei- ben im Umlauf war.

Im Flächennutzungsplan von 1952 wurde festgelegt, dass auf der Ringmagistrale »vorbildliche Wohngebäude mit Ladeneinbauten« zu errichten wären.⁶⁹ Dabei sah der Plan für den nordöstlichen Abschnitt des Rings eine leicht geschwungene Bebauung auf dem historischen Grundriss in Blockrandbebauung vor.⁷⁰ Im 1952 ausgeschriebenen Wettbewerb für die städtebauliche Gestaltung des Promenadenrings wurde eine Bebauung mit repräsentativen Gesellschafts-, Geschäfts- und Wohnbauten vorgegeben, im Gegensatz zum Hauptbahnhofsvorplatz oder dem Bereich um das Neue Rathaus jedoch nichts Konkretes für den Georgiring.⁷¹ Auf einem Modell, das wahrscheinlich im Zuge des Wettbewerbs entstand, findet sich der Entwurf einer von der Wintergartenstraße bis zum Grimmaischen Steinweg reichenden, einheitlichen, relativ hohen Bebauung mit Satteldach auf dem Grundriss des Flächennutzungsplans (Abb. 8).⁷²

Auch in einem zweiten Wettbewerb Ende 1952 war der Georgiring vorerst aus- genommen.⁷³ Erst nachdem 1953 mit den Bauarbeiten am Roßplatz begonnen worden war, geriet der Georgiring wieder in den Fokus der Planer. Eine Planungsskizze aus diesem Jahr zeigt einen monumentalen Entwurf mit einer tempelartigen Überbauung der Schützenstraße. Man erachtete eine Begradigung des Georgirings für die Zukunft als notwendig, hatte jedoch keinen Zugang zu den dazu erforderlichen Baumaterialien, weshalb man das Projekt aufschob und mit der Planung anderer Bereiche des Promena- denrings fortfuhr.⁷⁴

Auf einer Lageplan-Skizze vom August 1958 findet sich ein weiterer Vorschlag der Bebauung, der mit der Entscheidung, den WV 2000 am Georgiring zu bauen, verwor- fen wurde.⁷⁵ Bei diesem Vorschlag sollte anscheinend – unter Bewahrung der alten Stra- ßenstruktur und mit Anbindung an die Vorkriegsbebauung (Möbelhaus Michaud) –

69 Siegel, Generalbebauungsplan (Anm. 7), S. 122.

70 Vgl. mit Abbildung: Unbekannt, Aufbauplan des Zentrums und des Zentralen Bezirks, 1952, in: Gross: Gestaltung (Anm. 6), S. 190.

71 Vgl. Nierade: Wettbewerb (Anm. 20), S. 278–284.

72 Foto vom Modell aus dem Stadtarchiv Leipzig, Ausstellung »Plan! Leipzig, Architektur und Städtebau 1945–1976« (17. Mai – 15. Oktober 2017 im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig).

73 Vgl. Birk Engmann: Bauen für die Ewigkeit. Monumentalarchitektur des zwanzigsten Jahrhunderts und Städtebau in Leipzig in den fünfziger Jahren, Beucha 2006, S. 110.

74 Vgl. ebd., S. 131.

75 Johannes Jähne: Der Karl-Marx-Platz und seine sozialistische Perspektive, in: LVZ, 7. August 1958, S. 8. Die Skizze wurde in einem Artikel der Leipziger Volkszeitung (LVZ) anlässlich der ersten Planun- gen zur Gestaltung des Karl-Marx-Platzes nach den Entschlüssen des V. Parteitags der SED veröf- fentlicht.

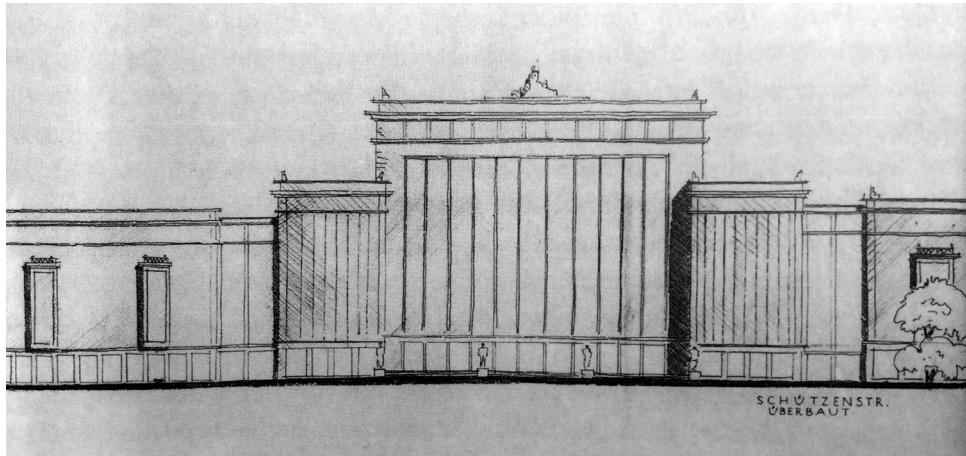


Abb. 8: Georgiring, Abschnitt Schützenstraße–Wintergartenstraße, Planung 1953 (Adalbert Behr: Architektur in der DDR, Berlin 1980, S. 99)

ein längliches, repräsentatives Wohnhaus entstehen, das die gleiche Gebäudehöhe wie die Bauten am Rosßplatz aufgewiesen hätte.

In nie fortgeführten Planungen zur Bebauung des Martin-Luther-Rings tauchte 1956 erstmals die Idee des Einsatzes industrieller Baumethoden am Promenadenring auf, mit dem Vorsatz, dass Leipzig an repräsentativer Stelle »Pionierarbeit« leiste.⁷⁶ Im Oktober des Jahres erhielt das Entwurfsbüro I des VEB Hochbauprojektierung I Leipzig den Auftrag, einen Wohnblock mit sieben Geschossen in Streifenbauweise für die Südseite der Windmühlenstraße zu entwickeln.⁷⁷ Da die Entwicklung eines Typs für nur einen Standort als unökonomisch betrachtet wurde, erweiterte man den Einsatzbereich des Typs um das »übrige Zentrum« und die »Zentren der neuen Wohnkomplexe«.⁷⁸ Aufgrund von Unklarheiten über den Ausbau des Verkehrsnetzes verschoben sich die Abgabetermine bis Januar 1958.⁷⁹ Am 3. April 1959 entschied man, den Georgiring vor der Windmühlenstraße zu projektieren, da der Aufbau des Stadtzentrums als oberstes städtebauliches Ziel festgeschrieben war.⁸⁰

76 Nicht genauer bezeichnete Aktennotiz von Walter Lucas, 1956, in: Engmann: Bauen (Anm. 73), S. 138.

77 Vgl. Archiv Krantz: Materialsammlung (Anm. 2), Bl. 13, 23.

78 Vgl. StadtAL, StVuR, Nr. 19270, Bl. 149.

79 Vgl. Archiv Krantz: Materialsammlung (Anm. 2), Bl. 18.

80 Vgl. ebd.; Günter Gerhardt: Projektierung »Wohnungsbau Georgiring«. Daten, Bemerkungen u. Be trachtungen, in: Georg Wolf: Tagebuch der Brigade I. Teil II, Leipzig, ohne Jahr, Bl. 1.

Leiter der Projektierung war der 1927 in Görlitz geborene Architekt Horst Krantz.⁸¹ Nach dem Besuch der Ingenieurschule für Hochbau in Zittau hatte er zunächst in Bautzen gearbeitet und war 1951 nach Leipzig gewechselt. Hier entstand in den 1950er- und 1960er-Jahren der Großteil der von ihm projektierten Gebäude, hauptsächlich Wohnhäuser. Unter seiner Leitung wurde Mitte der 1950er-Jahre der Wohnhaustyp »Krantz« der 0,8-Mp-Großblockbauweise entwickelt, bei dem mit relativ wenigen Grundelementen Zwei-, Drei- und Vierraumwohnungen gebaut werden konnten und der bei der Bevölkerung – anders als der ihn später ablösende Typ L 4 IW/58 – auf positive Resonanz stieß.⁸² In Leipzig folgten nach dem WV 2000 und dem Studentenwohnheim »Jenny Marx« noch die Kollektivarbeiten der Wohnblöcke am Brühl und das Informationszentrum.

Von Horst Krantz und Kollegen wurde der lange Planungsprozess als kraftaufwendig und enttäuschend beschrieben. Der Deutschen Bauakademie fielen in einem ständigen Hin und Her immer wieder neue Vorgaben ein, die monatelange Arbeit obsolet machten. Dabei wurde jedoch an den einmal gesetzten Terminen festgehalten: Am 1. August 1960 sollte Montagebeginn sein – das heißt im Frühjahr 1960 musste die Elementeliste im Plattenwerk eintreffen, aber noch im Dezember 1959 wurden spontan umfassende Änderungen vorgegeben. Die Umstände der Projektierung hatten zur Folge, dass Mitarbeiter erschöpft waren und krank wurden, sich Spannungen im Betrieb aufbauten, die dazu führten, dass mehrere Mitarbeiter den Betrieb wechseln mussten.⁸³ Günter Gerhardt bezeichnete im Brigadetagebuch das Management des Projekts als eine »völlig unwirtschaftliche Bearbeitung des Gesamtprojektes«.⁸⁴

Zu Beginn seiner Arbeiten hatte das Institut für Typung noch keine Richtlinien herausgegeben, auf deren Grundlage die Projektanten arbeiten konnten. Noch bevor die Arbeiten an der Stalinallee begannen, wurden der Brigade Krantz die von Josef Kaiser und dem Kollektiv vom VEB Hochbauprojektierung I Berlin entwickelten Typenpläne geliefert, die nun die Arbeitsgrundlage stellen sollten (womit die Arbeit der vorangegangenen zwei Jahre abgebrochen wurde).⁸⁵ In Berlin wurden acht- und zehngeschosige Wohnblöcke der 5-Mp-Laststufe montiert. In Leipzig war das für das Jahr 1960 noch nicht möglich: Die 5-Mp-Platten waren erst Ende August 1960 mit der Eröffnung des Plattenwerks in Sellerhausen lieferbar, der verfügbare Kran konnte jedoch fünf Tonnen schwere Elemente nur bis zu vier Geschosse hoch heben, und ein besserer Kran hätte

81 Biografische Daten entnommen aus: Christoph Glorius, Holger Barth: Horst Krantz, in: Holger Barth, Thomas Topfstedt: Vom Baukünstler zum Komplexprojektanten. Architekten in der DDR. Dokumentation eines IRS-Sammlungsbestandes biografischer Daten, Berlin 2000, S. 131.

82 Vgl. Nabert: Besser (Anm. 36), S. 97f.

83 Vgl. Gerhardt: Projektierung (Anm. 91), Bl. 4f.

84 Ebd.

85 Vgl. StadtAL, StVuR, Nr. 19270, Bl. 187.

erst 1963 zur Verfügung gestanden.⁸⁶ Mit Elementen der 750-kp-Stufe wäre keine putzfertige Herstellung möglich gewesen.⁸⁷ Der stärkste verfügbare Kran, der »Rapid III«, konnte bis zu zwei Tonnen schwere Platten 24 Meter bzw. sieben Geschosse hoch heben, weshalb man sich im April 1958 für die 2-Mp-Laststufe entschied.⁸⁸ Damit wurde das Projekt zum ersten vielgeschossigen Wohnungsbau in der 2-Mp-Laststufe.

Jedoch herrschte lange Zeit noch Unklarheit bei den Projektanten, in welcher Laststufe sie letztendlich projektieren sollten. So wurden die bisherigen Planungen im September 1958 abgebrochen, da man den Einsatz mit 750-kg-Ziegelgroßblöcken untersuchen sollte. Man wechselte wieder zur Planung mit 2-t-Großblöcken, erhielt aber im April 1959 den Auftrag, zusätzlich den Einsatz der 5-Mp-Laststufe zu untersuchen.⁸⁹

Große Probleme bereiteten die hohen statischen, technologischen und wärmetechnischen Anforderungen bei der Entwicklung der Außenwandplatte. Einschichtige Platten aus porösem Baustoff hätten nicht die benötigte Druckfestigkeit aufgewiesen, zweischichtige Platten aus Schwer- und Leichtbeton hätten die Tragkraft des »Rapid III« überfordert, und die Aufteilung der Platten in mehrere Elemente hätte zu mehr Kran spielen geführt. Ein Lösung fand man in einer Verbindung aus Schwerbeton und Holzwolle-Leichtbauplatten.⁹⁰ Zur Verringerung des Gewichts der Platte wurde unterhalb der Fenster eine Aussparung vorgenommen, die zunächst an der Außenseite zur weiteren Gliederung der Fassade vorgesehen war, dann jedoch wegen »zeitbedingten architektonischen Auffassungen« nach innen verlegt wurde.⁹¹ Zur Auflockerung der Fassade entschied man sich, die zur Straßenseite liegenden Wohnzimmerfenster als sogenannte Blumenfenster auszubilden.⁹²

Die unklaren Vorgaben betrafen neben der Laststufe u. a. auch die Gestaltung der Fassade und die Position des Bads in der Wohnung. Im Mai 1959 wurden Stadtbaudirektor Walter Lucas erste Entwürfe der Fassadengestaltung vorgelegt, die seine Zustimmung erhielten. Im gleichen Monat wurden diese Entwürfe und bis dahin erfolgte Arbeiten auch von »Vertretern des Staatsapparates« ohne Beanstandungen abgesegnet.⁹³ Nachdem Lucas Anfang Juli noch einige Änderungen in der Fassadengestaltung und im Grundriss gefordert hatte, wurden am 9. Juli 1959 die Projekte WV 2001 und WV 2002 dem Technisch-Ökonomischen Rat vorgelegt, der keine Einwände erhob.⁹⁴

86 Vgl. StadtAL, StVuR, Nr. 19270, Bl. 148.

87 Vgl. Montageanweisung, 24. Mai 1960, in: Archiv des Amtes für Bauordnung und Denkmalpflege, Bauakte Georgiring 4/5. Bd. XV, unpag.

88 Vgl. Archiv Krantz, Materialsammlung (Anm. 2), Bl. 18.

89 Vgl. ebd.

90 Vgl. ebd., Bl. 14.

91 Ebd., Bl. 15.

92 Befensterte, »auskragende, erkerartige Vorbauten« als Raum für Pflanzen, vor allem im Einfamilienhausbau anzutreffen. Vgl. Paulhans Peters, Blumenfenster, München 1961, S. 9.

93 Archiv Krantz, Materialsammlung (Anm. 2), Bl. 19.

94 Vgl. ebd.

Unklarheiten herrschten zu dem Zeitpunkt noch beim Raumprogramm der Ladenzone. Um die anstehenden Probleme besser bewältigen zu können und den entstandenen Verzögerungen entgegenzuwirken, wurde im August 1959 die sozialistische Arbeitsgemeinschaft »2-t-Laststufe« gebildet.⁹⁵

Nachdem das Projekt WV 2003 im Oktober 1959 auf einer Ratssitzung noch bestätigt worden war, schaltete sich Walter Ulbricht ein, der die Pläne in einer Besprechung am 26. November 1959 scharf kritisierte. Er hielt den Leipzigern eine grobe Standpauke darüber, wie man in der »Weltstadt« Leipzig zu bauen habe und was man alles versäumt habe: »Wir bauen ja schließlich eine Messestadt und keine Kleinstadt.«⁹⁶ Er forderte, die Architekten sollten an die städtebaulichen Fragen »kühn herangehen« und weniger »rummurksen«; insgesamt müsse mal »bei Euch Ordnung geschaffen werden«.⁹⁷ Einwände, dass man sich an Vorgaben und Bestimmungen der Deutschen Bauordnung habe halten müssen, ließ er nicht gelten.⁹⁸ Auch dass in Leipzig ein Kran der 5-Mp-Laststufe noch nicht vorhanden war, wurde zum Versäumnis der Leipziger erklärt.⁹⁹

Mehrfach betonte Ulbricht, dass bei der künftigen Ringbebauung weit leuchtende, strahlende Materialien bei der Oberflächengestaltung (Aluminium, farbige Silikatsteine, Keramik, Stahl und Glas) eingesetzt werden sollten, »so daß diese Gebäude dann wirklich so aussehen, wie in keiner anderen europäischen Stadt«.¹⁰⁰ Des Weiteren verwies Ulbricht auf die Bebauung des zweiten Abschnitts der Stalinallee, von der er meinte, dass sie zwar dem technischen Stand entspräche, aber auch »nicht das Ideale« sei.¹⁰¹ Eigentlich hätten die Bauten am Georgiring noch weiter gehen sollen, würden aber bezüglich der Großzügigkeit, Geschoss Höhe und Fassadengestaltung weit hinter die Stalinallee zurückfallen.¹⁰²

Vor allem aber störten Ulbricht die zu niedrigen Fenster. Er fragte, warum man in Leipzig nicht wie an der Stalinallee sogenannte französische Fenster¹⁰³ bauen wolle.¹⁰⁴ Erklärungen von Krantz zur technischen Bedingtheit der Höhe und Breite der Fenster bezeichnete Ulbricht als »formalistische Theorie« und forderte, dass Krantz bei der Fassade gerade wegen des Gefälles der Straße »nicht alles in die Horizontale nehmen«

95 Ebd.

96 StadtAL, StVuR, Nr. 3580, Bl. 8.

97 Ebd., Bl. 5f.

98 Vgl. ebd., Bl. 8.

99 Vgl. ebd., Bl. 10.

100 Ebd., Bl. 5/7.

101 Ebd., Bl. 7.

102 Vgl. ebd., Bl. 8.

103 Französische Fenster sind bodentiefe Fenster mit Geländer.

104 Vgl. ebd.

solle.¹⁰⁵ Abschließend empfahl Ulbricht eine Überarbeitung der Fassade, wobei Staatssekretär Kosel, der am 2. Dezember erwartet wurde, helfen sollte.¹⁰⁶

Auf der Besprechung am 2. Dezember wurde das Projekt von Kosel, Liebknecht und Collein wieder umfassend kritisiert.¹⁰⁷ Sie missbilligten neben der mangelnden Großzügigkeit, den zu kleinen Fenstern und dem Hinterherhinken bei der Entwicklung bzw. Anschaffung neuer Kräne auch die zu kleinen Bäder und deren zu kleine Fenster.¹⁰⁸ Es wurde erklärt, dass die Bebauung an zentralen Magistralen Großzügigkeit fordere und »nicht durch funktionale Bedingungen (Bad mit kleinen Außenfenstern, Waschküche im Dach) beeinträchtigt werden« dürfe.¹⁰⁹ Man sollte sich dieses so unbefriedigende Ergebnis eine Lehre sein lassen, dass Bauten in Zentren immer erst von der DBA bestätigt werden sollten (wobei jedoch die Pläne für den Georgiring im ständigen Austausch mit der DBA entstanden waren).¹¹⁰ An den Versäumnissen der technologischen Entwicklung könne man nun nichts mehr ändern, lediglich die Fassade könnte man noch verbessern, wobei man sich an der Stalinallee orientieren solle.¹¹¹ Falls das zu einer brauchbaren Lösung führen würde, könnte man den Typ auch in Magdeburg bauen.¹¹² Des Weiteren wurde beschlossen, die Bäder nach innen zu verlegen und das oberste Geschoss als Dachgeschoss auszuführen.¹¹³

Neben dem Entwurf der Ladenzone war es auch die Aufgabe der Brigade gewesen, das Ladenprogramm zu bestimmen und selbstständig Mieter anzuwerben. Wer die zukünftigen Mieter sein sollten, blieb lange unklar und wurde noch während der Montage mehrfach geändert. Aber auch Konstruktion und Gestaltung der Ladenzone waren noch bis zu der Besprechung im Dezember unklar. Auf ihr sprach sich Liebknecht gegen an den Gebäudekern angeschobene Läden aus, erklärte aber weiter, dass aufgrund des fehlenden Platzes nichts anderes möglich sei.¹¹⁴ Collein forderte, dass Läden und Wohnblöcke eine Einheit bilden sollten, auch in der Fassade, und man für die Läden einen Typ entwickeln sollte.¹¹⁵

Es kam zu weiteren Besprechungen. Nun wurde festgelegt, das Dachgeschoss nicht auszuführen und die Fassade nicht zu verändern. Kurz darauf schwenkte man wieder um und entschied, die Fassade doch wie bei den Bauten auf der Stalinallee auszuführen.¹¹⁶

105 Ebd., Bl. 9.

106 Vgl. ebd., Bl. 11.

107 Vgl. Archiv Krantz, Materialsammlung (Anm. 2), Bl. 20.

108 Vgl. StadtAL, StVuR, Nr. 19270, Bl. 148f.

109 Ebd.

110 Vgl. ebd., Bl. 148f.

111 Vgl. ebd., Bl. 150.

112 Vgl. ebd.

113 Vgl. Archiv Krantz, Materialsammlung (Anm. 2), Bl. 20; StadtAL, StVuR, Nr. 19270, Bl. 150.

114 Vgl. StadtAL, StVuR, Nr. 19270, Bl. 150.

115 Vgl. ebd.

116 Vgl. Archiv Krantz, Materialsammlung (Anm. 2), Bl. 20.

Am 19. Januar 1960 fand die Fassadendiskussion ein Ende, man entschloss sich zur Verkleidung mit einem kleinteiligen Fliesenmosaik.¹¹⁷ Damit war das Projekt WV 2000 fertiggestellt, und am 11. Februar 1960 konnte mit der Grobausschachtung begonnen werden.

Der WV 2000 wurde letztendlich in Leipzig am Georgiring, an der Windmühlenstraße und an der Karl-Liebknecht-Straße errichtet. Mit Änderungen an der Fassade wurde der Typ zusätzlich in Lößnig drei Mal und in Gohlis und Möckern je ein Mal unter dem Projektnamen WV 2005 erbaut. Weitere Standorte waren geplant, u. a. in der Nähe des Zoos, wurden jedoch nicht ausgeführt.¹¹⁸

Fassadengestaltung

Die Fassaden von 1960 sind heute leider so nicht mehr zu sehen, da im Zuge der Sanierungen in den 1990er-Jahren bei sämtlichen Ausführungen des Typs Georgiring durch eine Überklebung mit Wärmedämmung ihr Charakter entscheidend verändert wurde. Bei allen Bauten waren die Fugen zwischen den Außenwandelementen unverputzt geblieben. Damit wurde das Konstruktionsprinzip nicht kaschiert, sondern zum dominierenden Gestaltungsprinzip erhoben. Bei den Ausführungen am Georgiring, an der Karl-Liebknecht-Straße und an der Windmühlenstraße waren die Außenwandelemente zudem mit einem kleinteiligen, mehrfarbigen Mosaik beklebt, während die Bauten in Lößnig und Möckern lediglich einen Farbanstrich aufwiesen.¹¹⁹ Durch die Überklebung der Fassade sind die Mosaiken, die Fugen und ein Fries unter dem Dach verdeckt worden, sodass die Fassade heute nur noch aus einer einzigen, glatten, lediglich durch die erhabenen Blumenfenster und das risalitartige Treppenhaus unterbrochenen Fläche besteht.

Jeder Wohnblock setzt sich aus zwei gleichen Sektionshäusern mit je einem Treppenhaus zusammen, wodurch die Fassade ebenfalls aus zwei kongruenten Hälften besteht. Die sechs Obergeschosse waren exakt gleich gestaltet. Die Fugen zwischen den einzelnen Außenwandelementen bildeten ein geschossiges Raster, das nach Westen durch vier Achsen mit Blumenfenstern und nach Osten durch zwei risalitartige Treppenhäuser aufgelockert wurde. Unter dem Dachabschluss befand sich (auch bei den Bauten in Lößnig und Möckern) ein etwas breiterer Fries aus vertieften senkrechten Stäben aus Sichtbeton mit hellem Latexanstrich und darin Kaltraum-Lüftungsöffnungen. Bei dem Gebäude an der Windmühlenstraße und der Karl-Liebknecht-Straße ist der Fries noch, wenn auch

¹¹⁷ Vgl. ebd.

¹¹⁸ Vgl. anonym, Diese Neubauten am Georgiring, in: LVZ, 24. August 1963, S. 3.

¹¹⁹ Vgl. Archiv Krantz, Materialsammlung (Anm. 2), Bl. 24.



Abb. 9: Baustelle Georgiring, 1961 (Hans-Joachim Kern: »Wohnbauten am Georgiring«, 1961, Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Fotothek)

übermalt, erhalten. Auf dem Dach der Blöcke waren mit der Zeit wechselnde Neonreklamen angebracht.¹²⁰

Über die Außenwandelemente der Wohnbauten am Georgiring schrieb Horst Krantz, dass die »Größenordnung dieser Bauwerke aus städtebaulichen Motiven« eine aufwendige Verkleidung notwendig mache.¹²¹ Die Art der Verkleidung sei gewählt worden, damit sie mit der hellen Sandsteinverkleidung des Theaterbaus korrespondiere.¹²²

120 Unter anderem: ab 1964 vom VVB Regelungstechnik und Optik die Spruchbänder »messen · steuern · regeln = Sicherheit · Kontrolle · Wirtschaftlichkeit«, »Measuring · controlling · regulating = safety · control · economy« und einer Variante auf russisch; ab 1972 der Schriftzug »balkancar BULGARIEN« mit einem runden Symbol mit Schwalbe auf allen Blöcken. Vgl. Unterkonstruktion Neon-Reklame auf den 2000 kp-Blocks Georgiring Leipzig, 17. Oktober 1964, in: Archiv des Amtes für Bauordnung und Denkmalpflege, Bauakte Georgiring 4/5. Bd. XV, unpag; Neuanbringung von Leuchtwerbeanlagen auf den Gebäuden Georgiring 4/5, 6/7, 8/9, 20. März 1972, in: Archiv des Amtes für Bauordnung und Denkmalpflege, Bauakte Georgiring 4/5. Bd. XVI, unpag.

121 Horst Krantz, Wolfgang Schreiner, Keramische Oberflächen Gestaltung bei der 2000-kp-Großblockbauweise, in: Deutsche Architektur 6/7 (1961), S. 346–349, hier S. 346.

122 Vgl. ebd.

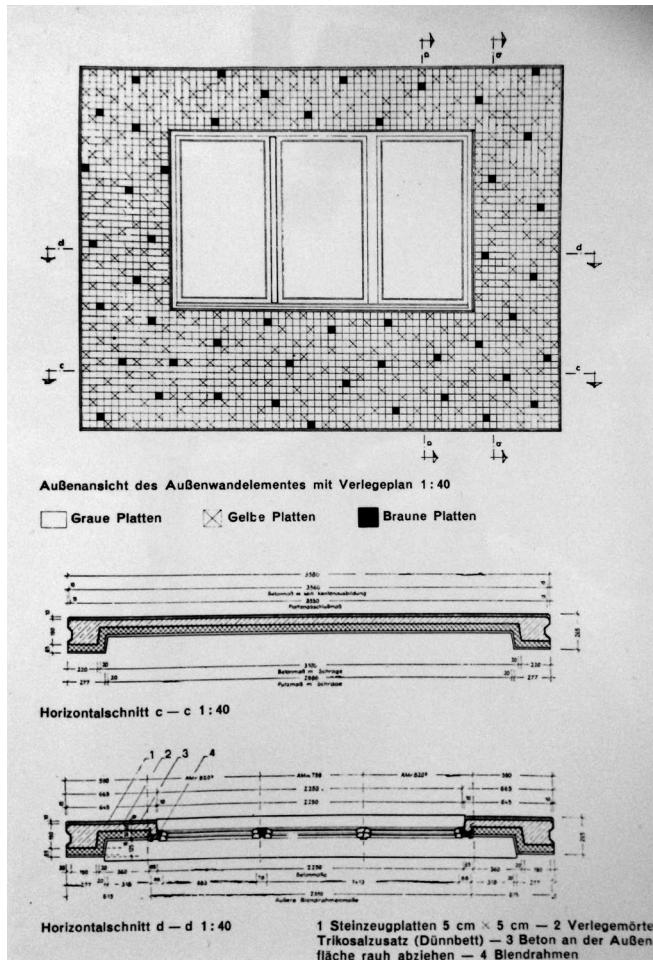


Abb. 10: Brigade Krantz, WV 2000, Detail Außenwandelement mit Mosaikplattenverlegeplan (Archiv Krantz: Materialsammlung. Ohne Titel, über die Plattenbauten am Georgiring. Leipzig o.J., S. 17)

Das Mosaik eines normalen Außenwandelements mit Fenster bestand aus insgesamt 2366 verschiedenfarbigen, 5 x 5 cm großen Steinzeugplatten. Es wurden Platten in drei verschiedenen Farben benutzt: ca. 90 Prozent waren grau, die überwiegende Mehrheit des Rests hellgelb und ein paar dunkelbraun, die im starken Kontrast zu den übrigen standen, aber auch nur als Tüpfel. Die braunen und gelben Platten sollten den grauen Grundton des Mosaiks auflockern.¹²³ Die Anordnung der Platten erfolgte nach keinem Muster und erweckt den Eindruck von Zufälligkeit (Abb. 9/10).

Mit einem ähnlichen Mosaik waren auch die Giebelwandelemente, die Blumenfenster-Elemente und die Streifen über dem obersten und unter dem ersten Wohnge-

123 Vgl. ebd.

schoss versehen. Das Muster war hier ein anderes als an den Außenwandelementen mit den einfachen Fenstern; es erscheint aber ähnlich »zufällig«. Erstaunlich ist, dass man für die Anordnung der über 2000 Mosaiksteinchen auf den Elementen eine freie und unregelmäßige Anordnung wählte, die dann jedoch stur auf allen gleichen Elementen (auch bei der Karl-Liebknecht-Straße und der Windmühlenstraße) wiederholt wurde; bei ähnlichen Keramik-Mosaiken mit zufälligen Mustern, wie sie in der Bundesrepublik Deutschland in den 1950er-Jahren häufiger anzutreffen waren, kam es nicht zu solchen Wiederholungen, wie z. B. bei den 1957 in Westberlin eröffneten Hotels Franke und Lichtburg. Es scheint, als habe man einerseits eine Mode bedienen wollen, aber gleichzeitig auch beweisen wollen, dass man die Industrialisierung in allen Bereichen durchsetzen könne. Eine komplette sichtflächenfertige Produktion im Plattenwerk wie bei den Bauten der Stalinallee wurde nicht erreicht, geschweige denn eine maschinelle Verklebung. Stattdessen wurden die sonst auch als Fußbodenbelag benutzten Platten nach Vorzeichnungen von Hausfrauenbrigaden per Hand auf Schablonen ausgelegt und so auf Papiere geklebt, die dann wiederum zum Plattenwerk transportiert und dort auf die Elemente aufgebracht wurden.¹²⁴

Das direkte Vorbild des Georgirings war die Bebauung des zweiten Teils der Stalinallee, nicht nur als Ideengeber, sondern auch ganz konkret bei der Planung. Die Berliner Bauten weisen ebenfalls eine klare Quaderform, eine geschoss hohe Rasterung durch unverputzte Fugen, eine Verkleidung mit Keramikfliesen, einen breiten Fries unter dem Dachabschluss und eine Durchmischung mit unterschiedlich großen Fenstern auf. Die Form der Rasterung bei Plattenbauten durch unverputzte Fugen kam in der DDR bereits 1957 in Hoyerswerda zum Einsatz. Für die Rasterung auf der Stalinallee waren wahrscheinlich sowjetische Bauten Vorbilder, wie zum Beispiel die Plattenbauten am Oktoberfeld in Moskau.¹²⁵

Bei einigen (wahrscheinlich in den letzten Jahren abgerissenen) Gebäuden in dem Experimental-Wohnkomplex Nowye Tscherjomuschki im Südwesten von Moskau, der noch vor dem V. Parteitag der SED und somit vor den Siegerentwürfen für die Stalinallee fertiggestellt wurde, fanden sich Parallelen zur Stalinallee und zum Georgiring (Abb. 11). An einem Punkthochhaus befand sich neben der Rasterung ein sehr ähnlicher Fries wie am Georgiring, an anderen Blocks neben der Rasterung auch die Durchmischung der Fensterachsen mit Blumenfenstern und eine Verkleidung mit Mosaiken.¹²⁶ Eine Begehung des Wohnkomplexes fand im Rahmen des V. Kongresses der UIA (Union Internationale des Architectes) im Juli 1958 statt, bei dem u. a. der neueste Stand bei der Plattentechnologie vorgestellt wurde. Dabei waren auch sichtflächenfertig

124 Vgl. ebd., S. 347 f.

125 Vgl. Hans Schmidt, Architektonische Probleme der Struktur und der Ausbildung der Oberflächen im industriellen Bauen, in: Deutsche Architektur 6/7 (1961), S. 319–326, hier S. 321.

126 Vgl. Franz Reuter, Der neunte Wohnkomplex von Neu-Tscherjomuschki im Südwestwohngebiet von Moskau, in: Deutsche Architektur 11 (1958), S. 599 f.



Abb. 11: Viergeschossiges Wohnhaus mit tragenden Stahlbeton-Zwischenwänden, Moskau, Nowye Tscherjomuschki (Franz Reuter: *Der neunte Wohnkomplex von Neu-Tscheremuschki im Südwestwohngebiet von Moskau*, in: *Deutsche Architektur* 11 [1958], S. 600)

produzierte Platten ausgestellt, die ähnliche Mosaiken wie die Bauten am Georgiring aufwiesen.¹²⁷

Weitere Inspiration für die Mosaiken könnten die Leipziger Planer auch bei Exkursionen ins westliche Ausland bekommen haben. So besuchte im Mai 1957 eine Delegation ostdeutscher Architekten Plattenfabriken des Camus-Systems in Frankreich, in denen Platten mit ähnlichen, jedoch monochrom weißen Mosaiken sichtflächenfertig hergestellt wurden.¹²⁸

Die »Funktionsunterlagerungen« stehen seit den 1990er-Jahren unter Denkmalschutz und sind komplett mit einem Steinzeugplattenmuster ummantelt, bestehend aus sich abwechselnden Bändern aus Travertin und dunklem Marmor. Bei jeder »Funktionsunterlagerung« ist in das Muster ein figürlicher Diabas-Steinschnitt von Max Gerhard Uhlig eingefügt: bei der nördlichen ein trinkender Falstaff, bei der mittleren ein »Alter Messehändler« mit einem Tablett mit zwei Frauenfiguren, einer Büste und einer

127 Vgl. Karl Sommerer, Bauausstellung in Moskau, in: *Deutsche Architektur* 12 (1958), S. 668–669, hier S. 669.

128 Vgl. Werner Durth, Jörn Düwel, Niels Gutschow, Architektur und Städtebau in der DDR. Die frühen Jahre, Berlin 2007, S. 482.

Eule auf dem Kopf und bei der südlichen eine Sonne mit breiten abstrahierten Strahlen und einem Gesicht mit bäuerlichem Blumenkranz. In diesen Intarsien finden sich zwei Tendenzen der architekturbezogenen Kunst der frühen 1960er-Jahre der DDR vertreten: eine Hinwendung zu flächigen Raumauflassungen mit einer »trotzig-verspäteten Reflexion des hart befehdeten Kubismus« und eine Ablösung genrehafter Darstellungen des Lebens und der Arbeit im Sozialismus von abstrakteren, unpolitischen und mehr dekorativen Darstellungen der Lebensumwelt im weitesten Sinne, von Folkloristischem und auf die Lokalgeschichte Bezugnehmendem bis hin zu Flora und Fauna.¹²⁹

Rezeption

Der hohen gesellschaftlichen und städtebaulichen Bedeutung entsprechend, wurde lange und unter der Mitarbeit hoher Funktionäre am Georgiring geplant. Das Ergebnis war die Entwicklung einer neuen Serie auf dem für Leipzig höchstmöglichen technologischen Niveau mit einer aufwendigen und teuren Gestaltung. Städtebaulich und architektonisch orientierten sich die Planer dabei an dem Neuesten aus Berlin und der Sowjetunion. Dementsprechend hätte man eine zumindest DDR-weite hohe Resonanz erwarten können. Außerhalb von Leipzig waren die Reaktionen jedoch eher verhalten, was wahrscheinlich hauptsächlich auf die Differenzen zwischen Walter Ulbricht und anderen Berliner Funktionären und den Leipziger Planern im Verlauf der Projektierung zurückzuführen ist.

Einen deutlichen Einfluss hatten die Bauten auf die Bebauung der Karl-Marx-Straße in Magdeburg.¹³⁰ Noch während der Projektierung am Georgiring gab es die Überlegung, den fertigen Typ auch in Magdeburg zu bauen, was jedoch verworfen wurde.¹³¹ In ihrer städtebaulichen Figur entsprechen die dort entwickelten Bauten eher dem Georgiring, während sich bei der mittlerweile mit Balkonen versehenen Fassade auch Anleihen bei der Stalinallee erkennen ließen. So wählte man in Magdeburg ähnlich große, monochrom weiße Fliesen und verzichtete auf die erhabenen Blumenfensterachsen. Stattdessen wurde die Frontseite mit drei Achsen französischen Fenstern versehen, die mit den übrigen 13 Fensterachsen eine unsymmetrische Gliederung ergaben. Zudem sind die Giebelwände mit einer weiteren Fensterachse versehen, wie sie in frühen Entwürfen des Georgirings ebenfalls geplant war.¹³²

129 Peter Guth: Wände der Verheißung. Zur Geschichte der architekturbezogenen Kunst in der DDR, Leipzig 1995, S. 203.

130 Ähnlichkeiten finden sich auch bei dem 1962 bis 1964 errichteten Wohnblock am Leipziger Markt. Unter den einzelnen Fenstern finden sich Bereiche mit einem ähnlichen Mosaik, es gibt Fensterachsen mit Blumenfenstern, und das Erdgeschoss ist ebenfalls als Ladenzone mit Schaufenstern gestaltet.

131 Vgl. StadtAL, StVuR, Nr. 19270, Bl. 150.

132 Für diese Entwürfe gibt es leider keine klaren Belege, nur eine lose, unbeschriftete Skizze, die sich jetzt nicht mehr zuordnen lässt. Sie findet sich in einer Zusammenstellung von Zeitungsartikeln zum

In der *Deutschen Architektur* erschienen bis 1965 vier Artikel, in denen die Bauten am Georgiring, teils peripher, erwähnt wurden. Als erstes schrieb Horst Krantz in einem Artikel vom Juni 1961 über die Außenwandelemente der Bauten und dabei hauptsächlich über deren technische Seite.¹³³ In einem weiteren Artikel derselben Ausgabe und einem Artikel vom Februar 1962 finden sich kritische Erwähnungen in Nebensätzen. Im ersten Text zeigte sich Hans Schmidt sowohl von der Fassadenlösung der Stalinallee als auch von der des Georgirings wenig begeistert.¹³⁴ Bei der Stalinallee brachten seiner Ansicht nach die bündige Anbringung der Fenster und die wenig plastisch ausgebildeten Fugen einen flächigen, unklaren Charakter hervor, der wenig überzeuge.¹³⁵ Er schlussfolgerte, dass die Öffnungen einer Fassade bei deren Gestaltung die Führung übernehmen sollten.¹³⁶ Diesen Forderungen entspreche der Georgiring, doch auch diese Fassade überzeugte Schmidt nicht. Hier kritisierte er neben der dominierenden »stumpf-gelben« Farbe, dass die vereinzelt gestreuten dunklen Mosaikplättchen »die Wirkung von zufälligen Flecken oder Pickeln [haben], die der Sauberkeit und Präzision einer industriell gefertigten Fläche widersprechen«.¹³⁷

Im zweiten Artikel – über den Fortschritt des Aufbaus des Stadtzentrums – setzte Ambros G. Gross das zu den Wohnbauten gesetzte Prädikat »repräsentativ« etwas sarkastisch in Anführungszeichen, so wie er das Hauptpostgebäude als »etwas modernistisch« und die Oper als »im historisierenden Stil« erbaut bezeichnete.¹³⁸ Ihn störte, dass der Karl-Marx-Platz – und das übrige Zentrum – nicht einheitlich geplant wurden, dass »Individualismus und Ressortgeist« walteten und dadurch nun ein »Durcheinander architektonischer Formen« existiere.¹³⁹

Positiv dagegen bewertete der Leipziger Stadtbaudirektor Walter Lucas die Gebäude 1965 in der *Deutschen Architektur*. In einem Artikel über den Wiederaufbau des Leipziger Stadtzentrums anlässlich der 800-Jahr-Feier verglich er die Bauten am Georgiring mit denen am Roßplatz und meinte, dort eine »schnelle und bedeutende Entwicklung« ablesen zu können.¹⁴⁰ Neben dem technologischen Fortschritt lobte er vor allem die Fassadenlösung: die Rasterung, das Mosaik und die Blumenfenster. Für ihn stellten die Gebäude einen »Durchbruch zu neuer technisch gebundener Gestaltung« dar und

Georgiring im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig. Georgiring, in: Sammlung Wolrath. Zeitungsausschnitte Straßen. Bd. 12, unpag.

133 Vgl. Krantz, Keramische Oberflächen Gestaltung (Anm. 121), S. 346–349.

134 Vgl. Schmidt, Architektonische Probleme (Anm. 125), S. 321–324.

135 Vgl. ebd., S. 322.

136 Vgl. ebd.

137 Ebd., S. 324.

138 Ambros G. Gross, Bemerkungen eines Architekten zur Stadtplanung in Leipzig, in: Deutsche Architektur 2 (1962), S. 84.

139 Ebd.

140 Lucas, Ullmann, Wiederaufbau (Anm. 5), S. 500.

machten den »Weg frei für die konstruktive und gestalterische Konzeption weiterer Gesellschafts- und Wohnungsgebäuden an der Ringmagistrale und im Zentrum«.¹⁴¹

Eine weitere überregionale Rezeption erfolgte in der Sonderausstellung »Architektur und Städtebau« der V. Deutschen Kunstaustellung 1962, auf der ein Modell des Georgirings ausgestellt wurde.¹⁴² Leider gibt es dazu keine weiteren Quellen.

In Leipzig wurden die Gebäude wesentlich positiver aufgenommen und bildeten den Hintergrund für die Tribünen der 800-Jahr-Feier und ab 1964 für die Maidemonstrationen. 1963 erhielt die Brigade Krantz (Krantz als Leiter der Projektierung, Wolfgang Schreiner für die Wohnblöcke und Günter Gerhardt für die Ladenbauten) für die Gebäude am Georgiring den Kunsthilfspreis der Stadt Leipzig. Die Nominierung begründete Carl Udo Quandt in einem Artikel im Treppunkt Leipzig: »Die von dem Architektenkollektiv durchgeführten Neubauten stellen das Ergebnis eines kulturvollen fachlichen Bemühens dar, in dem die neuesten bautechnischen Gesichtspunkte berücksichtigt und mit den gestalterischen Intentionen vorbildlich in Einklang gebracht wurden. Sie tragen dazu bei, Leipzig zu einer modernen, sozialistischen Großstadt zu machen.«¹⁴³

Die *LVZ* berichtete seit der Grobausschachtung regelmäßig über den Georgiring. Es waren meistens Berichte aus dem Arbeitsalltag der Bauarbeiter oder von Besuchen Walter Ulbrichts und anderer Funktionäre auf der Baustelle.¹⁴⁴ Über das Gebäude und die Leistungen der Projektanten und Arbeiter findet sich fast nur überschwängliches Lob. An manchen Stellen wurde lediglich auf »manche Schwierigkeiten« und »Auseinandersetzungen [...] über die Gestaltung der Wohnblocks« hingewiesen.¹⁴⁵ In einem Artikel vom 5. März 1961 ging der Autor auch auf die Fassadengestaltung ein: Mit der glatten Oberfläche in Verbindung mit Rasterung und Fensterrhythmus sah er »die Formensprache der industriellen Bauweise« als eine neue Art der architektonischen Gestaltung in Leipzig angekommen.¹⁴⁶ In einem *LVZ*-Artikel Ende der 1970er-Jahre aus einer Reihe von Artikeln über DDR-Bauten in Leipzig wurden die Gebäude, vor allem die Gestaltung der Erdgeschosszone, von Wolfgang Hocquél ebenfalls hoch gelobt.¹⁴⁷

141 Ebd.

142 Vgl. Jury der V. Deutschen Kunstaustellung an Horst Krantz, Leipzig 1963, in: Georg Wolf, Tagebuch der Brigade I. Teil III, Leipzig 1963, unpag.

143 Vgl. Carl Udo Quandt, Wir stellen vor: Kunstrichter 1963 der Stadt Leipzig, in: Treppunkt Leipzig. Kulturspiegel der Messestadt 11 (1963), Beilage, S. 6.

144 Vgl. Walter Lucas, Leipzig: Größer – heller – sauberer, in *LVZ*, 5. März 1961, S. 8; Anonym, Richtkronen am Georgiring, in: *LVZ*, 8. Juli 1961, S. 16; Jochen Müller, In unserem Bautagebuch geblättert, in: *LVZ*, 10. August 1961, S 10; Werner Starke, Der neue Georgiring, in: *LVZ*, 8. September 1961, S. 16; Hans-Joachim Müller, In unserem Bautagebuch geblättert, in: *LVZ*, 4. Januar 1962, S. 10; Walter Lucas, Leipzigs Stadtbaudirektor führt Sie über den Bauplatz Messestadt, in: *LVZ*, 11. März 1962, S. 16; Anonym, Neubauten (Anm. 118), S. 3.

145 Anonym, Montage des ersten vollendet, in: *LVZ*, 26. Januar 1961, S. 10.

146 Vgl. Lucas, Leipzig: Größer – heller – sauberer (Anm. 144), S. 8.

147 Vgl. Wolfgang Hocquél, Wohnbauten Georgiring, in *LVZ*, 15. Juni 1979, S. 12.

Im *Neuen Deutschland* hingegen berichtete man am 12. April 1961, dass am Georgiring zwar »mit Erfolg eine neue Bauart mit Großplatten der 2000-kg-Laststufe erprobt«, der Bauplan jedoch nicht erfüllt und aufgrund ungenauer Planungen viel Material verschwendet werde (und das ist auch die einzige Erwähnung der Bauten im *Neuen Deutschland*).¹⁴⁸

In einer 1965 vom Rat der Stadt Leipzig herausgegebenen Festschrift zum 800-jährigen Jubiläum der Stadtgründung und der Messe nehmen die Gebäude am Georgiring und andere Ausführungen des WV 2000 einen prominenten Platz ein. Obwohl sie nur zum Schluss des Buches kurz erwähnt werden – dort wird erklärt, dass sie »Zeugnis ablegen von der Überlegenheit der sozialistischen Stadtplanung und Architektur«¹⁴⁹ –, sind sie am häufigsten in der Festschrift abgebildet. Ihre Beiodnung soll anscheinend Aussagen der Texte verdeutlichen und beweisen. Im Kapitel »Vom Angehörigen des Mittelstandes zum sozialistischen Werktätigen« scheint die fortschreitende Aufhebung von Klassenunterschieden im industriellen Bauen und in einer Ästhetik, die industrielle Fertigung zum bestimmenden Gestaltungsprinzip erhebt, ihren Ausdruck zu finden.¹⁵⁰ Das Kapitel »Der Weg zur gebildeten Nation« handelt von Entwicklungen des Bildungssektors: der »Polytechnisierung« des Unterrichts und der Ausrichtung der Wissenschaft auf die »sozialistische Praxis«. Die Produkte dieser Praxis – also der sozialistischen Produktion – könnten am Standort Windmühlenstraße in den Schaufenstern eines den Wohnscheiben angegliederten Ladenbaus bestaunt werden, wie auf einem dem Kapitel beigeigfugten Foto dargestellt.¹⁵¹ Die häufige Abbildung des Georgirings und deren Kontext zeigen, welcher Rang den Gebäuden in Leipzig trotz der verhaltenen republikweiten Reaktionen zugewiesen wurde.

Wahrscheinlich blieben die Gebäude auch im sozialistischen Ausland nicht unbemerkt, die konkrete Rezeption lässt sich jedoch nur schwer nachvollziehen. Lediglich in einer polnischen Bauzeitschrift hat sich bisher eine Erwähnung gefunden. Anlässlich der Frühjahrsmesse 1963 hielt sich eine Gruppe von polnischen Architekten und Ingenieuren in Leipzig auf. Sie berichteten im Juni 1963 in der *Przegląd Budowlany* hauptsächlich über die bautechnischen Neuheiten der Messe.¹⁵² Das Cover der Ausgabe zeigt eine östliche Ansicht der Bauten am Georgiring, über die es in einer kleinen Spalte heißt, sie seien als ein Bausystem für Magistralen entwickelt worden, und ihr Mosaik habe einen »sehr guten gestalterischen Effekt« (Abb. 12).¹⁵³

148 Lieselotte Thoms, So wächst unsere sozialistische Ordnung. Walter Ulbricht beriet in Leipzig über neue Probleme der staatlichen Leitung in Bezirken und Großstädten, in: LVZ, 12. April 1961, S. 3.

149 Helmut Arndt, Leipzig in acht Jahrhunderten (Leipziger Stadtgeschichtliche Forschungen 7), Leipzig 1965, S. 538.

150 Vgl. ebd., S. 481, 483, 486, 488.

151 Vgl. ebd., S. 502 f.

152 Vgl. Wojsław Bielicki, Budownictwo na Międzynarodowych Wiosennych Targach Lipskich w roku 1963, in: *Przegląd Budowlany* 6 (1963), S. 244.

153 »Efekt astyczny bardzo dobry.« Redaktion, Na okładce, in: *Przegląd Budowlany* 6 (1963), S. 241.

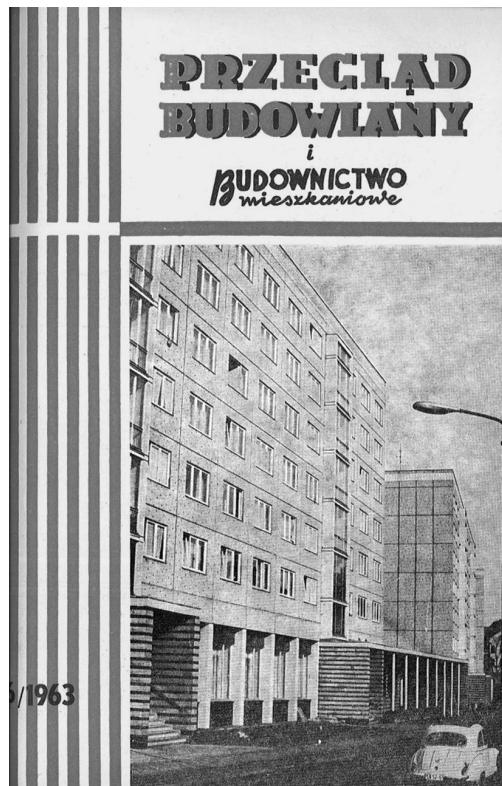


Abb. 12: Cover der *Przegląd Budowlany* 6 (1963) (*Przegląd Budowlany* 6 [1963], S. 244)

Fazit

In der Geschichte der Architektur in Leipzig stehen die Gebäude am Georgiring am Beginn des großen innerstädtischen Bauprogramms des Siebenjahrplans, dessen Ziele erstens die Beseitigung der letzten Kriegsspuren im Zentrum und zweitens der Anschluss an die internationale Architekturentwicklung waren. Man wollte damit vor den internationalen Besuchern der Leipziger Messe die eigene technologische und kulturelle Fortschrittlichkeit präsentieren. Von den Wohnhäusern am Georgiring war gefordert, »die am Roßplatz begonnene Bebauung der Magistrale – allerdings mit anderen architektonischen Mitteln – fortzusetzen«.¹⁵⁴ Die geforderten »anderen architektonischen Mittel« stellten in der architektonischen und städtebaulichen Entwicklung der 1950er- und 1960er-Jahre in Leipzig einen großen Sprung dar.¹⁵⁵

154 Lucas, Aufbau (Anm. 15), S. 478.

155 Ebd.

Architektonisch-gestalterisch orientierten sich die Leipziger Planer am zweiten Bauabschnitt der Stalinallee und an der architektonischen Entwicklung in der Sowjetunion. Am Georgiring und an der Stalinallee wurde nun in einer Art und Weise gebaut, wie sie wenige Jahre zuvor noch als Formalismus verurteilt und nicht realisierbar gewesen wäre. Im Verlauf der zweiten Hälfte der 1950er-Jahre waren die dogmatischen architektonischen Auffassungen der Nationalen Bautraditionen zusammen mit der Zielsetzung, eine genuin sozialistische Architektur zu entwickeln, abgelöst worden von dem Anspruch, führend in der Technik und Wissenschaft des Bauens zu werden und an die internationale Architekturentwicklung anzuschließen. Gleichzeitig musste sich jedoch die Architektur im Sozialismus, die in ihrem Inhalt sozialistisch sein sollte, von der Architektur im Kapitalismus unterscheiden. Wodurch sie sich unterscheiden sollte, ist Thema einiger architekturtheoretischer Texte der Zeitschrift *Deutsche Architektur* in der zweiten Hälfte der 1950er-Jahre.¹⁵⁶ Man begegnet in diesen Texten einer großen Unsicherheit; ein Konsens besteht u. a. darin, dass Einfachheit und Klarheit wichtig für sozialistische Architektur seien.

Einfachheit und Klarheit finden sich am Georgiring in einer geschoss hohen Rasterung der Fassade durch unverputzte Fugen und in der weiteren Gliederung durch Achsen mit erhabenen Blumenfenstern und risalitartigen Treppenhäusern. Gleichzeitig war die Fassade durch ein dreifarbiges, kleinteiliges Mosaik aufwendig und mit einer hohen Qualität im Detail gestaltet. Die Ausformung mit verschieden farbigen, kleinteiligen und profilierten Elementen – Fugen, Mosaik, Fries unter dem Dach und eloxiertem Aluminium an den Blumenfenstern – brachte dennoch keine Unruhe in die Fassade.

Im Vergleich mit den Bauten an der Stalinallee sind die Blöcke am Georgiring um einiges lebendiger und ordnen sich besser in ihre Umgebung ein. Bei den wesentlich größeren Bauten an der Stalinallee bildet die Fassade eine ebene Fläche, bei der die Fenster nicht hervorstehen und das Fries, das die Fassade abschließt, kein Profil besitzt. Zusammen mit den hell-weißen Fliesen haben die Gebäude einen etwas sterilen Charakter und wirken fremd in ihrer Umgebung.

Städtebaulich entsprechen die Gebäude am Georgiring einer im westlichen Europa seit den frühen 1950er-Jahren häufig gebauten Einkaufsstraßenstruktur, die in der DDR ab den späten 1950er-Jahren auf »Sozialistischen Magistralen« Anwendung fand und eine Alternative zu öden, aufgelockert neugebauten Stadtzentren wie in Frankfurt/Oder darstellte. Anders als bei der wesentlich weiträumigeren Stalinallee stehen die Wohnblöcke in Leipzig enger beieinander, sind durch Ladenbauten miteinander verbunden und formen einen den Straßenraum begleitenden Riegel, der die Biegung und

¹⁵⁶ Zum Beispiel Kühne, Fragen (Anm. 55), S. 575–580; Kurt Magritz, Geometrische und künstlerische Regelmäßigkeit, in: Deutsche Architektur 7 (1959), S. 400 f.; Lothar Kühne, Der Revisionismus in der Architekturtheorie, in: Deutsche Architektur 10 (1959), S. 575 f.; Hans Schmidt, Das industrielle Bauern und die neuen Mittel der künstlerischen Gestaltung, in: Deutsche Architektur 12 (1959), S. 684 f.



Abb. 13: Besuch Walter Ulrichts in Leipzig, 1964 (Peter Heinz Junge, »Leipzig, Besuch Walter Ulbricht«, 1964; Bundesarchiv, Bild 183-C0906-0010-021/CC-BY-SA 3.0)

Steigung des Georgirings nachvollzieht. Sie bilden ein stimmiges Ensemble und schaffen es, den Straßenraum wie ein Band zu fassen. Unterstützt wird diese Wirkung, indem die Giebelseiten fensterlos gelassen wurden, wodurch die Front- und Rückseiten klar als zusammenhängende Schauseiten wahrgenommen werden. Die Bauten an der Stalinallee hingegen erheben sich als brutale, voneinander isolierte Solitäre an einer wenig wohnlichen Prachtstraße.

Der WV 2000 wurde in Leipzig noch an fünf weiteren Stellen errichtet. Weitere Standorte – am Zoo und in Magdeburg – waren anscheinend geplant, wurden jedoch nicht ausgeführt.¹⁵⁷ Die Gründe hierfür lagen vermutlich bei den hohen Kosten des Typs und der vielversprechenderen weiteren Entwicklung der Plattenbauweise der 5-Mp-Laststufe in Leipzig.

Nach der Wiedervereinigung wurden die Ladenbauten von Unternehmen aus dem Westen übernommen und neu eingerichtet. Improvisierte, hässliche Werbung von Supermärkten und Discountern führte mehrfach zu Beschwerden aus der Bevölkerung.¹⁵⁸ Die Fassade der Ladenbauten wurde bald unter Denkmalschutz gestellt, die Innenein-

157 Vgl. anonym, Neubauten (Anm. 118), S. 3.

158 Vgl. Charlotte Duryn an Rat der Stadt der Leipzig, 3. Dezember 1991, in: Archiv des Amtes für Bauordnung und Denkmalpflege, Bauakte Georgiring 4/5. Bd. XVI, unpag.

richtung jedoch nicht, sodass leider nichts mehr von der ehemaligen Ausstattung des Restaurants Falstaff erhalten ist. Teilweise musste den neuen Mietern auch ungenehmigt angebrachte Außenwerbung untersagt werden, so etwa, als die neue *Falstaff Sportbar* einen Schriftzug über dem Falstaff-Steinschnitt anbrachte.¹⁵⁹

Die Wohnblöcke stehen immer noch nicht unter Denkmalschutz. So war es möglich, dass alle Ausführungen des WV 2000 Ende der 1990er-Jahre Wärmedämmungen erhielten. Dabei entfernte man die Mosaik-Verkleidungen, was einen bedauernswerten Verlust für das architektonische Erbe der DDR darstellt. Das Sanierungsprogramm wurde zwar zusammen mit dem Denkmalschutz erarbeitet, der sich auch für einen zumindest teilweisen Erhalt des Mosaiks einsetzte, aber dies geschah eben in einer Zeit, in der die Gebäude weithin als wenig qualitativ und schützenswert betrachtet wurden.¹⁶⁰ Stünde das Sanierungsvorhaben heute wieder zur Debatte, würde man vielleicht eine glücklichere Lösung finden.

Anmerkung der Redaktion: Der Architekt und Bauingenieur Horst Krantz ist Anfang März 2020 im Alter von 92 Jahren in Leipzig gestorben.

159 Vgl. Notizen, ohne Datum, in: Archiv des Amtes für Bauordnung und Denkmalpflege, Bauakte Georgiring 6/7/8/9. Bd. XXI, unpag.

160 Vgl. Abnahmeprotokoll Georgiring 4–5, 9. Juli 1999, in: Archiv des Amtes für Bauordnung und Denkmalpflege, Bauakte Georgiring 4/5. Bd. XVII, unpag.

Stadtgeschichte mit Zukunft

Resümierende Betrachtungen und Anmerkungen zum Tag der Stadtgeschichte 2019

Uwe John

Der am 21. November am neuen Standort des Stadtarchivs veranstaltete 11. Tag der Stadtgeschichte war die erste öffentliche Veranstaltung in dem drei Wochen zuvor feierlich eingeweihten ehemaligen Sowjetischen Pavillon auf der Alten Messe. Ein vollbesetzter Gustav-Wustmann-Saal zeigte das Interesse an einer Veranstaltung, die keinem speziellen Fachthema gewidmet war, sondern Aufgaben stadtgeschichtlicher Forschung in der Zukunft in den Blick nahm. Der unmittelbare Anlass der Tagung war das Erscheinen der vierbändigen wissenschaftlichen Stadtgeschichte Leipzigs, die seit 2019 geschlossen vorliegt.¹

Der städtische Projektbeauftragte Dr. Christian Aegerter, Leiter des Hauptamtes der Stadt Leipzig, erläuterte zunächst die Entstehungszusammenhänge und Rahmenbedingungen des Großprojekts. In diesem Zusammenhang ging er auf die jahrelange Zusammenarbeit der beteiligten Institutionen und Mitwirkenden ein und führte die Vielzahl der als wissenschaftliches Begleitprogramm veranstalteten Vorträge und Publikationen vor Augen. Zwei der Herausgeber von der Universität Leipzig, die Professoren Enno Bünz und Ulrich von Hehl, gaben im Anschluss Einblicke in den inhaltlichen Aufbau der Bände, stellten bilanzierend deren wichtigsten Ergebnisse und Erkenntnisse vor und formulierten offene Fragen, benannten lohnenswerte weiterzuführende Forschungsthemen und weiße Flecken der Stadtgeschichte, die noch der tiefergehenden Bearbeitung harren. Zwei Anregungen für die Leipziger stadtgeschichtliche Forschung wurden am Nachmittag präsentiert. Dr. Christian Speer vom Institut für Geschichte der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg stellte als Langfristvorhaben der Deutschen Forschungsgemeinschaft den *Index Librorum Civitatum* (ILC) vor, ein für ganz Deutschland in Entstehung begriffenes, städteübergreifendes Stadtbuchprojekt, das als Instrument der Grundlagenforschung für die Geschichte der mittelalterlich-frühneuzeitlichen Stadt ein exzellentes Hilfsmittel der Recherche darstellt.² Frau Dr. Angelika Lampen vom Institut für vergleichende Städtegeschichte in Münster referierte über den dort erscheinenden Deutschen Städteatlas und seine bestechenden Möglichkeiten der

1 Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Reformation (2015); Bd. 2: Von der Reformation bis zum Wiener Kongress (2016); Bd. 3: Vom Wiener Kongress bis zum Ersten Weltkrieg (2018); Band 4: Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart (2019).

2 Nähere Informationen unter www.stadtbuecher.de.



Abb. 1: Tag der Stadtgeschichte 2019, Einladung mit Veranstaltungsprogramm (Stadtarchiv Leipzig)

analogen und digitalen Nutzung für die Stadtgeschichtsforschung.³ Schließlich kamen die Leiter dreier Einrichtungen aus der Stadtgesellschaft zu Wort, die ihr Amt erst vor kurzer Zeit angetreten haben: PD Dr. Mark Lehmstedt für den Leipziger Geschichtsverein, Dr. Anselm Hartinger für das Stadtgeschichtliche Museum und Dr. Michael Ruprecht für das Stadtarchiv Leipzig. Alle drei formulierten ihre Fragen, Antworten und Visionen zu einer »Stadtgeschichte mit Zukunft« und sprachen sich nachdrücklich für eine Intensivierung der gemeinsamen Anstrengungen aus.

Die auf der Tagung mit Überzeugungskraft vorgestellten programmatischen Ideen, Projekte, Arbeitsaufgaben und Desiderata der Forschung lassen keinen Zweifel daran aufkommen, dass die stadtgeschichtliche Forschung in Leipzig eine Zukunft hat. Und dabei haben diese Vorträge nur einen kleinen Einblick in das stadtgeschichtliche Forschungsfeld gegeben, der leicht noch erweitert werden könnte. Denn es gibt in Leipzig eine ganze Reihe von Institutionen, in denen stadtgeschichtliche Quellen verwahrt und zum Sprechen gebracht werden. Zu nennen wären die Stadtbibliothek, die Universitätsbibliothek, das Wirtschaftsarchiv, das Staatsarchiv, das Mesearchiv, Kirchenarchive oder Sammlungen des Instituts für Länderkunde, des Zoos, des Sportmuseums, Denkmalstätten und viele andere Einrichtungen bis hin zu Privatarchiven. Fachvertreter der Archäologie, Denkmalpflege, Kirchengeschichte, Universitätsgeschichte, Rechts-, Bil-

3 Nähtere Informationen unter www.staedtegeschichte.de.

dungs-, Musik-, Kunst-, Alltags- und Ortsteilgeschichte, der Sprachwissenschaft und Volkskunde können mit ihrem spezifischen Blick auf die Stadtgeschichte ebenfalls wichtige Impulse geben.

Aus dieser Aufzählung wird deutlich, dass die Erforschung der Leipziger Stadtgeschichte eine besondere und wichtige Schnittstelle ist, an der eine Vielzahl von Institutionen und Personen beteiligt ist. Die Entstehung der vierbändigen Stadtgeschichte stellt ein gelungenes Beispiel für die konstruktive Zusammenarbeit verschiedener Institutionen und Fachvertreter dar. Vor allem die guten Beziehungen zwischen der Universität Leipzig und städtischen Institutionen sind bei diesem Großprojekt zum Tragen gekommen und müssen nun für das weitere Gedeihen stadtgeschichtlicher Projekte verstetigt werden. Bis zu dem Buchprojekt lag die stadtgeschichtliche Forschung nicht unbedingt im Fokus universitärer Forschungen, und es bedarf angesichts der bestehenden forschungspolitischen Ausrichtung der Lehrstühle und Professuren auch in Zukunft einer Sensibilisierung für stadtgeschichtliche Themen, um diese mit Überzeugungskraft für Forschung und Lehre fruchtbar zu machen. Die mehrjährige Form der Zusammenarbeit hat aber ein Fundament geschaffen, auf dem aufgebaut werden kann. Hier kann vor allem das Stadtarchiv, das die Mehrzahl der forschungsrelevanten zentralen Quellenbestände hütet, mit deren Erschließung und Aufbereitung fachliche Unterstützung bei Quellenrecherchen leisten und zudem hilfswissenschaftliche Lehrangebote für Studenten anbieten und die Forschung professionell begleiten.

Eine 2009, sechs Jahre vor dem Stadtjubiläum, erschienene Bilanz des damaligen Forschungsstandes⁴ hat zahlreiche stadtgeschichtliche Forschungslücken benannt. Seitdem wurden Spezialstudien erarbeitet, die zur Präzisierung vieler Aspekte der Stadtgeschichte beigetragen haben und in die Synthese der vierbändigen Gesamtdarstellung eingeflossen sind. Die vierbändige Stadtgeschichte bietet eine Vielzahl weiterer Anknüpfungspunkte und benennt Desiderata der Forschung. Enno Bünz hat als Konsequenz daraus in seinem Vortrag ein komplexes Arbeitsprogramm für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit entworfen, dessen Umsetzung Jahrzehnte in Anspruch nehmen würde, das aber auch zeigt, welch großes Forschungspotenzial zur Geschichte Leipzigs und im Rahmen der vergleichenden Stadt- und Landesgeschichte weit darüber hinaus besteht. Die Edition serieller städtischer Quellen seit dem Mittelalter nimmt hierbei einen vordringlichen Platz ein, da die Stadtbücher, Steuerbücher und Jahreshauptrechnungen von hoher Aussagekraft für das städtische Leben im ausgehenden Mittelalter und in der Frühen Neuzeit sind. Um diese Quellenmassen zum Sprechen zu bringen und effektiv auswerten zu können, bedarf es einerseits moderner Digitalisierungsmethoden und einer speziell für

⁴ Markus Cottin, Detlef Döring, Michael Schäfer (Hg.): 1000 Jahre Leipzig. Forschungsstand zur Stadtgeschichte im Vorfeld des Jubiläums der Ersterwähnung von 1015 (Leipziger Hefte 17), Beucha 2009.



Geschichte der Stadt
LEIPZIG

Von den Anfängen bis
zur Reformation

LEIPZIGER UNIVERSITÄTSVERLAG



Geschichte der Stadt
LEIPZIG

Von der Reformation bis
zum Wiener Kongress

LEIPZIGER UNIVERSITÄTSVERLAG



Geschichte der Stadt
LEIPZIG

Vom Wiener Kongress bis zum
Ersten Weltkrieg

LEIPZIGER UNIVERSITÄTSVERLAG



Geschichte der Stadt
LEIPZIG

Vom Ersten Weltkrieg
bis zur Gegenwart

LEIPZIGER UNIVERSITÄTSVERLAG

Abb. 2: *Geschichte der Stadt Leipzig, Band 1–4, Leipzig 2015–2019* (Leipziger Universitätsverlag)

diese Belange entwickelten Software, andererseits aber auch der analytisch-technischen Kompetenz der Forschenden im Umgang mit Datenbanken.

Überhaupt besteht für die Geschichte Leipzigs in der Frühen Neuzeit großer Forschungsbedarf. Bereits der viel zu früh verstorbene Herausgeber des 3. Bandes, Detlef Döring, hatte diesbezüglich 2009 konstatiert, dass angesichts der großen Zahl weißer Flecken kein Gefühl auch der nur annähernden Befriedigung aufkommen könne: »Das grundlegende Problem in so ziemlich allen Bereichen bildet die ungenügende Erfassung, Erschließung und (soweit notwendig) Edition der relevanten Quellen, was die unverzichtbare Voraussetzung aller weiteren denkbaren Studien bildet. Hier ist über Jahrzehnte wenig geschehen, und das Versäumte lässt sich nur mühselig aufholen.«⁵ Döring selbst hat sich dieser Situation gestellt und zusammen mit den Autoren des 2. Bandes der Stadtgeschichte gezeigt, wie man eine solch herausfordernde Aufgabe anpacken und zur Aufarbeitung weißer Flecken beitragen kann. Allerdings gibt es in diesem Bereich weiterhin genügend zu tun, denn die städtische Überlieferung Leipzigs in der Frühen Neuzeit ist eine der besten in Deutschland, und die von Bünz geforderte digitale Bereitstellung serieller Quellen würde die Forschungsbasis enorm erweitern. Für den direkten Vergleich Leipzigs mit anderen Städten wie Dresden oder Chemnitz in der Frühen Neuzeit oder für seine Stellung in der sächsischen und deutschen Städtelandschaft insgesamt, beides Desiderate der Forschung, böte der schon genannte *Index Librorum Civitatum* mit seinen dort erfassten Urkundenbüchern, Ratsbüchern, Schöffenbüchern und anderen Zeugnissen städtischer Selbstverwaltung einen guten Zugang – eine faszinierende Möglichkeit, ergiebige Einblicke in das Leben anderer mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Städte zu erhalten und deren Verwaltungshandeln zu vergleichen.

Da Quellen die Grundlagen jeder Geschichtsforschung sind, verwies Bünz auf die dringend notwendige Erschließung, Digitalisierung und Edition stadtgeschichtlicher Quellen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Dringend erforderlich wären aus seiner Perspektive beispielsweise:

- ein Nachtragsband zu dem bereits im 19. Jahrhundert erschienenen Leipziger Urkundenbuch,⁶
- die Volledition von Stadtbüchern vermischten Inhalts, die generell von großer Aussagekraft sind (Verträge, Testamente, städtische Ordnungen) und in Leipzig in ununterbrochener Serie 1466 einsetzen,⁷

5 1000 Jahre Leipzig (wie Anm. 4), S. 36.

6 Urkundenbuch der Stadt Leipzig, Bd. 1 (1868); Bd. 2 (1870); Bd. 3 (1883).

7 Das Original des ältesten Leipziger Stadtbuches aus dem 14. Jahrhundert ist heute zwar verloren, es gibt allerdings eine Edition: Stadtbuch von Leipzig vom Jahre 1359, aus der Originalhandschrift hg. von Ernst Gotthelf Gersdorf, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft 1 (1856) 1, S. 107–124. Edition der ersten beiden erhaltenen Stadtbücher durch Henning Steinführer: Die Leipziger Ratsbücher 1466–1500, 2 Halbbände, Leipzig 2003; jüngst erschienen ist die Edition des dritten Ratsbuches (1501–1512), bearb. von Jens Kunze, Leipzig 2020.

- die Edition der Ratsprotokolle, die im 17. Jahrhundert einsetzen,
- eine Neuausgabe der bereits von Gustav Wustmann – allerdings in unzulänglicher Qualität und unvollständig – edierten diversen Steuerregister der Stadt Leipzig,
- die vollständige Digitalisierung von Amtsbuchserien wie den Jahreshauptrechnungen, die in Leipzig ab 1471 lückenlos erhalten sind und zur wichtigsten und aussagekräftigsten Überlieferung der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt gehören,
- eine mehrbändige Auswahledition städtischer Quellen nach dem Vorbild der bis heute sehr nützlichen Quellensammlung von Beier/Dobritzsch (1911).⁸

Mit der Bereitstellung stadtgeschichtlicher Quellen, so Bünz, seien dann die Voraussetzungen gegeben für weiterführende Forschungsvorhaben, Grundlagenwerke, Handbücher und Untersuchungen von Einzelthemen. So könnte die von Henning Steinführer begonnene und bis 1539 reichende Zusammenstellung der Ratsherren, Bürgermeister und Stadtrichter fortgeführt werden.⁹ Lohnenswerte und publikumswirksame Forschungsvorhaben wären ein Leipziger Bürgerbuch mit biografischen Zugängen zu den Ratsherren, Bürgermeistern und Stadtrichtern in der Frühen Neuzeit, des Weiteren ein auf dem neuesten Forschungsstand erarbeitetes Leipziger Häuserbuch, das räumlich, zeitlich und inhaltlich über das von Ernst Müller auf der Basis des Nienborgschen Atlases aufbereitete Material hinausgeht.¹⁰ Als Beispiele für dringend zu erforschende Einzelthemen benannte Bünz Stiftungen und Mäzenatentum, Hausbau und Wohnkultur, Armut und Randgruppen, Kriminalität und Gewalt, Kommunikation, Presse und andere Medien, Wahrnehmung Leipzigs (Bild der Stadt), Infrastruktur und Verkehr, Handwerk und Gewerbe, Markt und Konsum.

Forschungsbedarf besteht – wie Ulrich von Hehl ausgeführt hat – selbstredend auch für das 19. Jahrhundert und besonders gravierend für das 20. Jahrhundert. Die mit dem immer differenzierteren Ausbau der Stadtverwaltung in dieser Zeit verbundene Quellenfülle schließe Leiteditionen, wie sie von Bünz für die Frühe Neuzeit angeregt wurden, allerdings weitgehend aus. Um so größeres Gewicht müsse daher die monografische Behandlung von Sachthemen erhalten, die unter vergleichender Perspektive das Großstadt-typische ebenso hervortreten lässt wie Leipziger Besonderheiten. Lohnenswert wären zum Beispiel die Aufarbeitung der kommunalen Selbstverwaltung vor ihrer Modernisierung ab den 1870er-Jahren oder die weitere Erforschung der Lebenswelt der Menschen,

8 Karl Beier, Alfred Dobritzsch (Hg.): *Tausend Jahre deutscher Vergangenheit in Quellen heimatlicher Geschichte insbesondere Leipzigs und des Leipziger Kreises*. Mit einer Einführung von Karl Lamprecht, 2 Bände, Leipzig 1911.

9 Henning Steinführer: *Der Leipziger Rat im Mittelalter. Die Ratsherren, Bürgermeister und Stadtrichter 1270–1539* (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 3), Dresden 2005.

10 Ernst Müller: *Häuserbuch zum Nienborgschen Atlas* (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 11), Berlin 1997; vgl. die kritische Rezension von Karlheinz Blaschke, in: *Neues Archiv für sächsische Geschichte* 69 (1998), S. 368–370.

bei der die soziale Frage von elementarer Bedeutung ist. Zahlreiche Forschungslücken beständen weiterhin für das 20. Jahrhundert, insbesondere für die Jahre des Nationalsozialismus und der SED-Herrschaft. Eine wissenschaftlich fundierte Gesamtdarstellung der Leipziger Messegeschichte sei ebenso ein großes Desiderat. Und auch die Geschichte der Arbeiterbewegung sei trotz der hervorragenden Vorarbeiten durch Hartmut Zwahr noch eine wichtige Aufgabe, ebenso die weiten Felder der Bürgertumsforschung oder Bevölkerungsentwicklung. Vergleichende Untersuchungen böten sich an zum milieugeprägten Wahlverhalten in der Weimarer Republik. Ebenso seien Studien zur Industrialisierungsgeschichte und der damit verbundenen Umweltproblematik, zur städtischen Kunst- und Kulturpolitik, zur Stadtverwaltung unter dem nationalsozialistischen Oberbürgermeister Freyberg, zu den Auswirkungen der Umstellung auf Kriegsproduktion in Betrieben ab 1939, zur Zeit nach 1990 mit der Deindustrialisierung und zur Treuhand dringend erforderlich. Der Forschungsstand sei in vielen Bereichen nicht zuletzt deshalb unbefriedigend, weil Kriegsjahre, ideologischer Fanatismus des Nationalsozialismus und geschichtstheoretische Vorgaben des historischen Materialismus unter der SED-Herrschaft eine freie, unvoreingenommene stadтgeschichtliche Forschung behindert hätten.

Für eine Stadt wie Leipzig wäre ein Kooperationsprojekt innerhalb des Deutschen Städteatlas, den Angelika Lampen vorgestellt hat, durchaus lohnenswert.¹¹ Eine Sammlung von Kartenquellen und Bilddokumenten, die die Stadtentwicklung Leipzigs von der hochmittelalterlichen Gründungsstadt bis in die Gegenwart in mehreren Zeitschritten kartographisch darstellt, wäre sehr willkommen.¹² Die Einsatzmöglichkeiten eines solchen Kartenwerkes würden von Forschung und Lehre an Universitäten hin zum fächerübergreifenden Unterricht in Schulen und Einrichtungen der Erwachsenenbildung reichen. Zudem würde der Atlas Bürgern, Heimatfreunden und historisch Interessierten durch die übersichtliche Darstellung wichtiger Fakten der Stadtgeschichte (Brüche in der Stadtentwicklung, Messegeschehen, Währermilieus, Bevölkerungsentwicklung usw.) eine Auseinandersetzung mit ihrer Herkunft ermöglichen, hätte also Potenzial zur Stärkung der Bindungen an die Stadt und Identitätsbildung der Leipziger. Allerdings würden die Zuarbeit der Daten und Fakten für ein solches Atlaswerk und dessen stufenweise Umsetzung eine interdisziplinär angelegte wissenschaftliche Großaufgabe bedeuten.

Der Nachmittag des Tages der Stadtgeschichte galt drei wichtigen Trägern und Multiplikatoren Leipziger Stadtgeschichte: dem Geschichtsverein, dem Stadtgeschichtlichen Museum und dem Stadtarchiv. In Leipzig verbindet diese drei Einrichtungen seit dem

11 Vgl. Anm. 3.

12 Der 2005 erschienene, reichhaltig ausgestattete Leipzig-Atlas setzt andere Schwerpunkte, wobei der Zeit nach 1989 das Hauptaugenmerk gilt; vgl. Der Leipzig Atlas. Unterwegs in einer weltoffenen Stadt am Knotenpunkt zwischen West- und Osteuropa, hg. von Helga Schmidt, Gudrun Mayer und Dorothea Wiktorin (Federführung) sowie Sabine Tzschaschel und Jürgen Blenck, Köln 2005, und dazu die kritische Rezension von Enno Bünz in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 79 (2008), S. 395f.



Abb. 3: Tag der Stadtgeschichte 2019, Blick in den vollbesetzten Gustav-Wustmann-Saal (Stadtarchiv Leipzig)

Ende des 19. Jahrhunderts eine gemeinsame Geschichte, die mit dem Wirken des damaligen Stadtarchivars und Vorsitzenden des Leipziger Geschichtsvereins Gustav Wustmann verbunden ist, nach dem der Vortragssaal im Stadtarchiv bezeichnenderweise benannt ist. Das Miteinander dieser Einrichtungen in Vergangenheit und Zukunft ist deshalb ein wichtiger Gradmesser für den Stand stadtgeschichtlicher Forschungen.

Der Leipziger Geschichtsverein, der 1867 gegründet wurde, versteht sich als Sachwalter der Geschichte vor Ort, hat erheblich zur Pflege städtischer Geschichte beigetragen und bildet mit den Erfahrungen, Kontakten und dem Kenntnisreichtum seiner Mitglieder sozusagen einen öffentlichen Resonanzraum für Stadtgeschichte. Doch steht er im 21. Jahrhundert wie andere deutsche Geschichtsvereine auch vor großen Herausforderungen. Was kann ein historischer Verein heute im digitalen Zeitalter, so der Titel des Vortrages von Mark Lehmstedt, bewegen, was nicht auch andere können. Wo werden Vereine noch gebraucht? Was wollen Mitglieder, was möchte der Vorstand?

Neue Konzepte werden gesucht, ein neues Maß an Kreativität und Offenheit für neue Entwicklungen ist notwendig.

Und Lehmstedt hat ohne zu lamentieren einen konkreten Vorschlag unterbreitet: die Schaffung eines digitalen Leipziger Personenarchivs der frühen Neuzeit (1500–1850). Dahinter verbirgt sich eine mit modernen Methoden entstehende Datenbank, in der über zwei Millionen »Datensätze« aus Leipziger Bürger-, Trau-, Tauf- und Leichenbüchern zusammengeführt werden und die einen höchst innovativen Zugang zur Entwicklung der Stadtgesellschaft in der vorindustriellen Zeit bieten würde.¹³ Ein zukunftsweisendes Kooperationsprojekt, das im Sinne des eben zitierten Detlef Döring ein wichtiger Schritt wäre, um die von ihm beklagte, noch unerforschte reichhaltige Überlieferung der Frühen Neuzeit aufzuarbeiten und für alle Bereiche stadtgeschichtlicher Forschung fruchtbar zu machen. Das Projekt hätte das Potenzial, viele Menschen einzubinden und zu bewegen. Der Nutzen liegt auf der Hand. Doch müssen angesichts des Gesamtumfangs der Überlieferung auch die begrenzten Finanzierungsmöglichkeiten und die geringe Zahl möglicher kundiger Bearbeiter bedacht werden. Sicher kann dieses Projekt nur in Zusammenarbeit und Koordination mit weiteren Institutionen entfaltet werden. Zu wünschen wäre allerdings, dass auch viele langjährige und neue Mitglieder des Geschichtsvereins dazu bewogen werden können, an einem solchen Projekt mitzuarbeiten. Denn hinsichtlich der Geschichtsforschung ist zu beobachten, dass im Vergleich zum 19. und frühen 20. Jahrhundert, als sich die Geschichts- und Altertumsvereine durch ihre forschende Tätigkeit große Verdienste als Bahnbrecher des historischen Sinns erwarben,¹⁴ die Zahl der Vereinsmitglieder, die selbst historisch forschend tätig sind, stark zurückgeht. Meist sind es nur noch die Mitglieder, die im Hauptberuf Archivare, Geschichtslehrer oder Professoren sind. Die weitaus überwiegende Zahl der Mitglieder historischer Vereine besteht aus stadtgeschichtlich interessierten Beitragszahlern, denen der jährliche Zeitschriftenband, attraktive Vortragsabende und anregende Exkursionen geboten werden.

Das Stadtgeschichtliche Museum ist in Leipzig seit seiner Gründung 1909 ein wichtiger Ort der Reflexion von Geschichte und gehört heute zu den großen modernen kulturhistorischen Museen Deutschlands. Seit mehr als einhundert Jahren arbeitet es für die vier klassischen Aufgabenfelder: Sammeln, Bewahren, Ausstellen, Forschen. Die Organisationsstruktur des Museums kommt prinzipiell der wissenschaftlichen Forschung zugute, denn es gibt wissenschaftliche Fachreferenten, und auch bei der nutzerfreundlichen Digitalisierung ist das Museum vielen anderen Einrichtungen vorangegangen. Für Nutzer der Bestände ist das Fotografieren von Quellen möglich und die gesamte Datenbank ist online recherchierbar – ein weiterer an den Bedürfnissen der Nutzer orientierter

13 Vgl. die ausführliche Projektskizze von Mark Lehmstedt im vorliegenden Jahrbuch.

14 Hermann Heimpel: Über Organisationsformen historischer Forschung in Deutschland, in: Historische Zeitschrift 189 (1959), S. 139–222, hier besonders S. 191–217.

Schritt in Richtung Stadtgeschichte mit Zukunft! Doch sind zu den eben genannten Aufgabenfeldern, wie Anselm Hartinger ausführte, in der heutigen Zeit viele weitere Tätigkeitsbereiche hinzugekommen, außerdem müssen vom internationalen Museumsrat ICOM vorgegebene Standards berücksichtigt werden, die sich vor allem auf die Bewahrung und Vermittlung der Sammlungen konzentrieren, dabei neue Wahrnehmungsgewohnheiten, Fragestellungen und modernes technisches Knowhow einbeziehend. Unter diesen Prämissen gerate die hauseigene Forschung rasch ins Hintertreffen, da es kaum Ressourcen dafür gebe. Doch fühle sich das Stadtgeschichtliche Museum trotz der Vielzahl anderer Aufgaben und Schwerpunktsetzungen zur wissenschaftlichen Welt in Leipzig zugehörig. Es verstehe sich insofern als Partner der stadtgeschichtlichen Forschung, fühle sich mit dieser durch eine gemeinsame Vergangenheit eng verbunden, lasse sich gern in den Dienst nehmen und habe an Fachkompetenz viel zu bieten. Zudem gehe das Museum als Vermittlungsinstanz zwischen Bürgern und Fachleuten auch neue Wege, zum Beispiel im Rahmen von Bürgerforschungsinitiativen (Citizen Science).

Zusammen mit dem Stadtgeschichtlichen Museum ist das Stadtarchiv der Hüter des kulturellen Gedächtnisses der Stadt. Daran hat Michael Ruprecht keinen Zweifel gelassen. Zum Grundauftrag eines Archivs, Überlieferung zu übernehmen, zu erschließen, zu erhalten und nutzbar zu machen, gehören unbedingt auch die Aufgaben des Forschens, sich an Forschungsdebatten zu beteiligen und Handlungsträger in Politik, Wirtschaft und Verwaltung auf die historische Dimension gesellschaftlicher Fragen und Entscheidungen aufmerksam zu machen. Zum öffentlichen Bildungsauftrag eines modernen Stadtarchivs, das sich als Teil der Stadtgesellschaft versteht, zählen Publikationen, Vorträge, Ausstellungen und Führungen. Die Erwartungshaltung an einen solchen öffentlichen Lern- und Forschungsort bzw. an das Stadtarchiv als Service-Einrichtung für die Wissenschaft ist hoch. Dazu gehören:

- die Online-Nutzung von Findmitteln und Quellenbeständen,
- die kostenlose Archivbenutzung,
- die Erlaubnis, Quellen privat zu fotografieren oder auf dem Auflichtscanner zu scannen,
- die Unterstützung der Arbeit von Heimatmuseen und lokalen Geschichtsinitiativen,
- die Heranführung von Studenten und anderen Geschichtsinteressierten an die Arbeit mit historischen Quellen,
- die Publikation stadtgeschichtlicher Schrift- und Bild-Quellensammlungen (möglichst als Edition) in Buch- oder elektronischer Form,
- knappe Inhalts- und Umfangsbeschreibung möglichst aller Bestände, Verslagwortung von digitalisierten Beständen,
- zeitnahe Digitalisierung von Quellen (on demand),
- Nachnutzung durch Speicherung bereits fotografiert und /oder transkribierter Bestände zur Weitergabe an andere.

Immer stärker stellt sich die Aufgabe und Herausforderung der massenhaften Digitalisierung von Archivgut. Sie entspricht dem Selbstverständnis von Archiven als zeitgemäße Dienstleister für Forschung und Öffentlichkeit und dient sowohl der Bestandserhaltung als auch der vereinfachten Nutzung durch die Möglichkeit der online-Bereitstellung. Denn Archivnutzung findet mittlerweile zunehmend im Internet statt. Die Erwartungshaltung der Nutzer ist groß; sie erwarten nicht nur die digitale Bereitstellung von Findmitteln, sondern zunehmend digitalisiertes Archivgut, das möglichst kostenfrei nutzbar und von jedem Ort der Welt rund um die Uhr zugänglich ist. Die Nutzer möchten, dass Quellenwerke, Handschriften, Urkunden, Karten und Bildmaterial per Mausklick einsehbar sind. Doch sind auch gescannte Archivalien nur Rohdaten. Die Archivbenutzer müssen trotzdem hunderte Aktenseiten oder lange Trefferlisten einer Datenbank durchlesen. Archivbenutzung heißt daher auch im Digitalen Zeitalter vor allem Beratung der Benutzer bei der Recherche und Auswertung des Archivgutes. Und mit der Menge der online verfügbaren Findhilfsmittel und Digitalisate wird dieser Bedarf an Nutzerberatung im virtuellen Lesesaal Internet eher noch wachsen. Der digitale Wandel bedeutet somit eine große Chance, durch neue Methoden der Erfassung von Daten und der Recherche zu ganz neuen Forschungsansätzen und Darbietungsformen zu kommen.

Aus dem bisher Gesagten lässt sich ein durchaus positives Resümee ziehen: Die Universitätsstadt verfügt über eine vierbändige wissenschaftliche Stadtgeschichte, die den aktuellen Wissensstand mit Hinweisen auf offene Fragen verbindet; sie beherbergt eine große Anzahl stadtgeschichtlich relevanter Einrichtungen und hat die Zeichen der Zeit – Digitalisierung, Kommunikation, Erfassung von Massenquellen, Service-Denken, Citizen Science usw. – erkannt. Die Fülle der allein auf dem Tag der Stadtgeschichte benannten Desiderata, Anregungen, Anknüpfungspunkte und Hinweise auf notwendige Wege der Forschung sowie die skizzierten Projektideen offenbaren einen immensen Forschungsbedarf für Jahrzehnte.

Doch gibt es auch Kriterien, die schwer einschätzbar sind und vor denen wir den Blick nicht verschließen dürfen: Trotz aller Beschreitung neuer Wege und Bemühungen um die Bedürfnisse der Besucher, Nutzer, Vereinsmitglieder in einer modernen digitalisierten Welt lässt sich nicht voraussagen, ob und in welcher Weise das zweckfreie wissenschaftliche Interesse an Geschichte jenseits von historisierenden Eventveranstaltungen und Mittelaltermärkten andauern wird. Noch leben wir in einer Zeit, in der Geschichte einen hohen Stellenwert hat und als Orientierungshilfe das gesamte gesellschaftliche Leben durchdringt. Die Gegenwart wird als Erbe der Vergangenheit verstanden. Geschichte als geistige Macht bildet seit dem 19. Jahrhundert ein festes Fundament, das uns lehrt, dass alles und jedes geschichtlich geworden und geschichtlich vermittelt ist. Für die Teilnehmer eines Tages der Stadtgeschichte besteht ohnehin die Gewissheit, dass

Geschichtspflege Identität schafft und Halt gibt in den kurzfristigeren Trends der Gegenwart. Nicht zufällig sind die Wände des Gustav-Wustmann-Saals und des Blauen Kabinetts im Stadtarchiv selbstvergissernd mit Zitaten und Namen aus der Leipziger Stadtgeschichte gestaltet. Die Aufrufung solcher Bezüge kann Selbstvertrauen geben und Ansporn sein für die Beschäftigung mit der Stadtgeschichte.

Die Umsetzung konkreter Projektideen benötigt wiederum eine Vielzahl gut ausgebildeter, technisch und fachlich versierter Mitarbeiter, die die Werkzeuge des historischen Forschens beherrschen, keine Scheu vor Archivbenutzung haben, geschult sind, die Quellen – seien es analoge, digitale oder digitalisierte – zu befragen, zu analysieren, zu verwerten, sodann die Ergebnisse in den Forschungszusammenhang zu stellen und zu veröffentlichen und das alles möglichst gegen eine angemessene Bezahlung. Es ist zu hoffen, dass es für viele Menschen weiterhin selbstverständlich sein wird, Erkenntnisquellen aufzuspüren, diese methodisch fehlerfrei auszuwerten und aktiv forschend an der Entstehung und Vervollkommnung von wissenschaftlich fundierten Geschichtsbildern mitzuwirken. Dazu bedarf es einer wissenschaftlichen Allgemeinschulung und der Beherrschung handwerklich-methodischer Fähigkeiten und thematisch spezifischer Sachkenntnisse. Trotz der rasant wachsenden technischen Möglichkeiten der digitalen Nutzung und trotz erweiterten Kommunikationsmöglichkeiten in Form von Internetforen, Chats, WhatsApp, Twitter und sozialen Netzwerken haben sich die Methoden der Quellenerfassung und -analyse ja nicht grundsätzlich geändert. Auch im Informationszeitalter wird die langwierige Sichtung der handschriftlichen Überlieferung in Archiven und Bibliotheken oder am Bildschirm, ihre quellenkritische Untersuchung und Bewertung notwendig sein. Und es ist auch weiterhin eine große Herausforderung und Forcherleistung, das gesammelte und ausgewertete Material zu einer thematisch aufbereiteten, den aktuellen Forschungsstand berücksichtigenden und einordnenden Synthese in Form der Darstellung zu bringen. Bei der Arbeit an der vierbändigen Stadtgeschichte war zu beobachten, dass sich für einige Themen die Suche nach fachlich versierten Bearbeitern schwierig gestaltete, die eingehenden Rohfassungen der Manuskripte mitunter nicht das angestrebte wissenschaftliche Niveau und die gewünschte Lesbarkeit aufwiesen und die Form der Darstellung oftmals empirisch kleinteilig war, ohne übergreifende und vergleichende Leitlinien im Blick zu haben.

Die Digitalisierung aller Bereiche unserer Lebens- und Arbeitswelt, der Gesellschaft und der Verwaltungen wird Lesesäle und Archivmagazine in den nächsten Jahren keineswegs überflüssig machen. Archivbestände werden trotz aller Digitalisierungsmöglichkeiten noch lange analog bleiben. Auch die Zurverfügungstellung von Digitalisaten wird daran nichts ändern. Gedruckte oder digital zugängliche Quellenausgaben sind weiterhin notwendig und kein Selbstzweck, sie stellen die sichere unverzichtbare Faktengrundlage für die Stadtgeschichtsschreibung dar, die der Suche nach der »historischen Wahrheit« verpflichtet ist.

Letztlich ist die Forderung nach mehr digitalisierten Quellenbeständen auch nichts anderes als die Forderung nach Urkundenbüchern, Regestbänden, Verfilmungen früherer Jahre. Selbst wenn nun noch Unmengen von digital aufbereiteten Quellen hinzukommen, bedeutet das ja nicht, dass diese gelesen und eingeordnet werden können. Und selbst wenn es in naher Zukunft vielleicht eine Software geben sollte, die diese Lesefähigkeiten übernimmt und die Inhalte der Texte in eine einfache, heute verständliche Sprache zu übertragen imstande ist, ist das so entstandene Material noch weit von einer wissenschaftlich-kritisch belastbaren Synthese, Darstellung und Veröffentlichung entfernt. Noch bleibt die quellennahe Arbeit in Archiven eine arbeitsintensive Herausforderung. Die Bewahrung, Pflege und wissenschaftliche Nutzung der Quellen ist und bleibt Programm.

Auch wenn alle technischen und finanziellen Voraussetzungen für die stadtgeschichtliche Forschung der Zukunft gegeben wären, bliebe immer noch der Bedarf an gut ausgebildeten Absolventen des Historischen Seminars der Universität, die das zur Verfügung gestellte Forschungsmaterial professionell zu nutzen imstande sind. Doch ist dies keine Selbstverständlichkeit. Mitunter finden auch Professoren und Geschichtsstudierenden nicht die Zeit für den Weg ins Archiv. Arbeiten gründen sich viel zu selten auf Archivarbeit. An Universitäten hängt dies wiederum mit der im Zuge der Bologna-Reform entstandenen Situation der Historischen Hilfs- und Grundwissenschaften zusammen, die einen schweren Stand haben und Sparmaßnahmen zum Opfer fallen. Insgesamt bieten die stadtgeschichtlichen Quellen viel Potenzial für die universitäre Forschung und darüber hinaus. Voraussetzung ist, dass Geschichtsstudierenden auch in Zukunft umfassend in Hilfs- und Grundwissenschaften – Diplomatik, Paläographie, Genealogie usw. – ausgebildet werden und die Universitätsdozenten auf die herausragenden Möglichkeiten und Chancen archivalischer Arbeit eben auch für die Erforschung allgemeinhistorischer Themen am stadtgeschichtlichen Beispiel hinweisen.¹⁵

Gern wüsste man, wie es im Digitalen Zeitalter weitergeht:

- Wird angesichts der neuen technischen Möglichkeiten der Forscherdrang zunehmen? Wissenschaft lebt ja zuallererst von der Passion des einzelnen Forschers. Wie sehr wird die Freude am Entdecken, am Sehen, Staunen, Fragen, sich Hineinfühlen, Verstehen und Erkennen stadtgeschichtlicher Entwicklungen die Menschen auch in Zukunft erfassen und bewegen? Stadtgeschichte ist auch eine Herzensangelegenheit.
- Wie viele Nutzer wird es in den Lesesaal des Stadtarchivs ziehen?

¹⁵ In seinem engagierten Statement »Archive in Thüringen. Anmerkungen eines Benutzers« (in: Archivar 72 [2019] 3, S. 186 f.) formuliert Uwe Schirmer im Zusammenhang mit finanzpolitischen Zwängen, Öffnungszeiten und fortschreitender Digitalisierung die »Gretchenfrage: In welchem Maße werden die Archive frequentiert?« Er appelliert angesichts sinkender Nutzerzahlen an die historische Zunft, die Arbeit mit den Originalquellen nicht zu vernachlässigen und Studenten entsprechend zu befähigen und zu ermuntern, in Graduierungsarbeiten auf die archivalische Überlieferung zurückzugreifen.

- Wie viele Studenten werden sich für Stadtgeschichte interessieren und ihre Abschlussarbeiten zu einem stadtgeschichtlichen Thema verfassen?
- Wie viele Besucher werden in Zukunft in das Stadtgeschichtliche Museum gehen?
- Wie viele Mitglieder wird der Geschichtsverein in zehn Jahren haben? Wird es auch andere Organisationsformen mit stadtgeschichtlicher Kompetenz geben?
- Wie groß wird das Interesse an Vortragsveranstaltungen mit der altbewährten inhaltlichen Struktur und Diskussionskultur sein, die neue und jüngere Interessentenkreise häufig von der Teilhabe abschreckt und nicht nur Geschichtsvereine vor erhebliche Nachwuchsprobleme stellt. Junge Menschen sind erfahrungsgemäß kaum bereit, sich der Stadtgeschichte zuzuwenden. Eigene Prämissen der Existenzsicherung sind angesichts der geringen Aussicht auf dem umkämpften Stellenmarkt objektiv wichtiger. Akademisches Prekarat kann den Forschungsbedarf nicht abdecken.
- Wie viele Menschen werden das Jahrbuch »Leipziger Stadtgeschichte« und andere stadtgeschichtliche Publikationen noch abonnieren, kaufen oder lesen?
- Werden sich die wissenschaftlichen Periodika zur Leipziger Stadtgeschichte angesichts der die Forschung unterstützenden neuen technischen Möglichkeiten vor Manuskriptangeboten mit Forschungsergebnissen noch retten können? Leipzig ist ja gut aufgestellt hinsichtlich der Publikationsmöglichkeiten. »Leipziger Almanach«, das Jahrbuch des Leipziger Geschichtsvereins, die »Leipziger Hefte« und die »Schriften des Leipziger Geschichtsvereins«, sodann noch die schon genannte Reihe »Quellen und Forschungen zur Leipziger Geschichte«.¹⁶

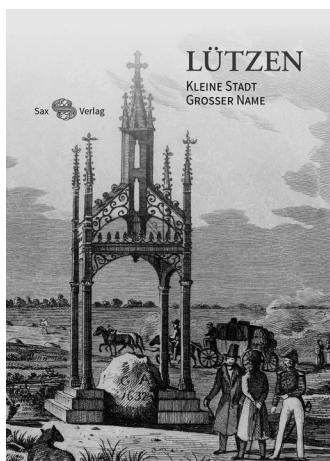
Die Digitalisierung ist eine große Chance, durch neue Methoden der Erfassung von Daten und der Recherche zu ganz neuen Forschungsansätzen und Darbietungsformen zu kommen. Doch gibt es auch hier Erfahrungen, die lehren, die neuen Möglichkeiten mit Augenmaß zu nutzen. So mussten beispielsweise im Kölner Stadtarchiv die bereits digitalisierten und ins Netz gestellten Fotobestände auf Grund der unklaren Urheberrechtslage wieder aus dem Online-Angebot herausgenommen werden. An der Universitätsbibliothek Leipzig wurde im Vorfeld der aktuellen Ausstellung zur Magica-Sammlung der 2011 bereits komplett digitalisierte Bestand nochmals mit modernster Technik digitalisiert, weil die Qualität von damals, also gerade einmal acht Jahre alt, heutigen Ansprüchen nicht mehr genügte.

16 Am 10. Dezember 2019 wurden im Stadtarchiv Leipzig gleich fünf Neuerscheinungen aus diesem Publikationsspektrum vorgestellt: Angie-Sophia Richter: Das Testament der Apollonia von Wiedebach. Stiftungswesen und Armenfürsorge in Leipzig am Vorabend der Reformation (1526–1539); Helmut Loos (Hg.): Musikstadt Leipzig. Beiträge zu ihrer Geschichte; Doreen Franz: Die Städtische Speiseanstalt zu Leipzig 1849–1914. Akteur zwischen privater Wohltätigkeit, städtischer Fürsorge und rationeller Arbeiterernährung; Susanne Schötz, Beate Berger (Hg.): Frauen in der Geschichte Leipzigs. 150 Jahre Allgemeiner Deutscher Frauenverein; Thomas Krzenck, Katharina Junghans: Die landwirtschaftlichen Güter der Stadt Leipzig von ihren mittelalterlichen Anfängen bis an die Schwelle des 21. Jahrhunderts.

Nicht befriedigend geklärt ist die zukünftige nachhaltige Bereitstellung von Datenbanken, die im Rahmen von Projektförderungen aufwendig entstanden sind, deren Bearbeiter nach Ablauf der Förderung nicht mehr zur Verfügung stehen und die Gefahr besteht, dass die immensen Datenmengen für die Nutzung wieder verloren gehen.

Auch wenn die Stadtgeschichtsforschung lebt, ist doch offenbar, dass wir am Beginn neuer Herausforderungen und Entwicklungen stehen. Nicht zufällig themisierte deshalb dieser Tag der Stadtgeschichte Perspektiven der stadtgeschichtlichen Forschung. In spätestens zehn Jahren sollte wieder Bilanz gezogen, in den Rückspiegel und nach vorn geschaut werden. Gerade die Geschichte einer Stadt wie Leipzig bietet mannigfache Chancen, um in Grenzen unbegrenzt¹⁷ herauszufinden, wie alles so wurde, wie es heute ist!

17 So das bekannte landesgeschichtliche Diktum von Ludwig Petry: In Grenzen unbegrenzt. Möglichkeiten und Wege der geschichtlichen Landeskunde [Vortrag]. Jahresgabe des Instituts für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz, 1961.



Lützen

Kleine Stadt, großer Name

*Maik Reichel, Katja Rosenbaum,
Hans-Georg Walther (Hg.)*

ISBN 978-3-86729-238-2

1. Auflage 2019, 24 x 17 cm, gebunden

448 Seiten mit mehr als 300 überwiegend
farbigen Abbildungen

Preis 24,80 €

1269 wurde die Stadt Lützen erstmals namentlich in einer mittelalterlichen Urkunde genannt. Siebeneinhalb Jahrhunderte später liegt nun eine große Darstellung ihrer Geschichte vor, die zwar niemals umfassend sein kann, aber dennoch die Vielfalt und vielen Geschichten einer kleinen Stadt in Mitteleuropa aufzeigt. Der Bogen der zwei Dutzend Beiträge samt umfangreichem Bild- und Kartenteil ist dabei weit gespannt, von der Ur- und Frühgeschichte über die Reformations- und Kriegszeit des 17. Jahrhunderts bis in das 21. Jahrhundert hinein. Erstmals sind in diesem Buch bisher noch nicht publizierte Abbildungen und historische Karten sowie mittelalterliche Urkunden abgedruckt, die aus vielen Archiven zusammengetragen worden sind.

Die Stadtchronik zeigt, dass Lützen neben der berühmten gleichnamigen Schlacht von 1632, in der der schwedische König Gustav II. Adolf fiel, auf eine beeindruckende, mitunter wenig beachtete und dennoch spannende Geschichte zurückblicken kann.

Das Digitale Leipziger Personenarchiv der frühen Neuzeit (1500–1850)

Eine Projektidee¹

Mark Lehmstedt

Jeder, der jemals mit historischen Ereignissen zu tun gehabt hat, und zwar als Wissenschaftler ebenso wie als Laie, ist früher oder später auf das Problem gestoßen, eine bestimmte Person längst vergangener Zeiten identifizieren zu müssen. Historisches Arbeiten ist immer auch personengeschichtliches Arbeiten, denn es sind ja Menschen, die Geschichte machen. Folglich haben sich die historisch orientierten »sciences de l'homme« schon früh bemüht, personengeschichtliche Informationen zusammenzustellen und dauerhaft zugänglich zu machen. So groß die im Laufe der Jahrhunderte rekonstruierte Anzahl von personengeschichtlichen Informationen aber auch ist, die wir heute in gedruckten und online verfügbaren Quellen aller Art besitzen, so erfassen diese Millionen »Biografien« doch immer nur einen winzigen Bruchteil der Menschheit – Herrscher und Politiker, Künstler und Wissenschaftler, Erfinder und Entdecker, usw. Obwohl es technisch überhaupt kein Problem wäre, lässt die grandioseste Enzyklopädie, die die Menschheit je geschaffen hat, die Wikipedia, es bis heute ausdrücklich nicht zu, dass jeder, der es möchte, sich dort mit einem Personeneintrag verewigt oder verewigen lässt. Verlangt wird, dass eine in die Wikipedia aufzunehmende Person etwas geleistet hat, das mehr als bloß familiäres Interesse erweckt, und dass dies auch durch externe Quellen bestätigt wird.

Einer der berühmtesten deutschen Verleger des 18. Jahrhunderts, Philipp Erasmus Reich, der selbstverständlich über einen Wikipedia-Eintrag verfügt, beschäftigte ein Vierteljahrhundert lang einen Markthelfer namens Johann Samuel Nagel, den er so außerordentlich hoch schätzte, dass er ihn vom bedeutendsten deutschen Porträtmaler seiner Zeit, Anton Graff in Dresden, in Öl malen ließ und das Bild in seine Galerie aufnahm, die aus Zelebritäten der Aufklärung bestand. Einen Wikipedia-Eintrag hat Johann Samuel Nagel dennoch nicht, und falls ein Kunsthistoriker auf die schlichte Idee geraten sollte, wie üblich zum Namen auch die Lebensdaten des Porträtierten hinzuzufügen, hat er nur eine Möglichkeit: Er muss in die Tiefen der Archive hinabsteigen.

Er wird also ins Stadtarchiv Leipzig gehen, wo die Bürger- und die Ratsleichenbücher liegen, und er wird das Kirchliche Archiv Leipzig aufsuchen, erreichbar nur über fünf Etagen einer steilen und schmalen Treppe, wo er die Trau- und Taufbücher von St. Nikolai und St. Thomas findet. Sofern Johann Samuel Nagel sich in seinem Leben nichts hat zuschulden kommen lassen oder einen anderen verklagen musste, sofern er

¹ Für den Druck bearbeitete Fassung des Vortrags zum »Tag der Stadtgeschichte«, Leipzig, 21. November 2019.

nicht ein Haus gekauft oder eine Kampfschrift für die unterdrückten Rechte seines Berufsstandes publiziert hat und auch sonst nicht in Erscheinung getreten ist, sofern er also lediglich ein ganz »normales« friedliches Leben zwischen Taufbecken und Bahre geführt hat, dann hat er nur in jenen Büchern eine Spur hinterlassen, die seine Taufe und sein Begräbnis verzeichnen, dazwischen eventuell noch seine Trauung und, so die Ehe fruchtbar war, die Taufen und Begräbnisse seiner Kinder. Im Falle von Johann Samuel Nagel ist es exakt so, sieht man von der absoluten Anomalie ab, dass Philipp Erasmus Reich ihn hat malen lassen.

Die Tauf-, Trau-, Bürger- und Leichenbücher, die als einzige überlieferte Quellen Auskunft über Johann Samuel Nagel – und Hunderttausende andere Leipziger – geben, stellen die mit weitem Abstand bedeutendste serielle Quellengruppe zur Leipziger Stadtgeschichte dar, sie sind nichts weniger als ihr Rückgrat.

Die Aufzeichnungen über den Erwerb des Bürgerrechts setzen in Leipzig mit dem Beginn der Überlieferung der Stadtkassenrechnungen in den 1480er Jahren ein, ab 1501 wurden die entsprechenden Extrakte aus den Stadtkassenrechnungen in eigenen »Bürgerbüchern« erfasst. Es ist bislang nicht untersucht worden, was genau der Erwerb des Bürgerrechts in Leipzig bedeutete, unter welchen Voraussetzungen man Bürger werden musste oder auch nur werden konnte und welche Pflichten und Rechte damit verbunden waren. Im Kern war der Erwerb des Bürgerrechts offenbar mit dem Kauf eines Hauses verbunden. Andererseits standen Angehörige der Universität unter deren Jurisdiktion und waren daher wohl niemals Bürger der Stadt im juristischen Sinne. Die Bürgerbücher erfassen also nur einen kleinen Prozentsatz der Stadtbevölkerung.

Ganz anders bei den drei anderen Quellen. Zu den oft übersehenden Folgen der Einführung der Reformation in Leipzig (1539) gehört die Einführung von Aufzeichnungen über Trauungen und Taufen. Den Anfang machten die Traubücher in St. Nikolai (1541) und St. Thomas (1549), etwas später setzen auch die Aufzeichnungen der Taufen ein, nahezu zeitgleich in St. Thomas (1553) und St. Nikolai (1554). Deutlich später begann die Verzeichnung der Begräbnisse, vermutlich 1575, doch sind die Ratsleichenbücher erst ab 1595 überliefert. Warum man überhaupt derartige Aufzeichnungen angefertigt hat, nachdem man jahrhundertelang sehr gut ohne sie zurecht gekommen war, müsste einmal näher untersucht werden. Zweifellos gehörte die Anlage derartiger Protokollbücher in den Prozess der Herausbildung eines modernen Verwaltungswesens in Kursachsen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Nicht ganz abwegig erscheint aber auch der Gedanke, dass es sich um eine Art von »Arbeitsnachweisen« der Pfarrer bzw. der Totengräber gehandelt hat. Wie dem auch gewesen sein mag: Im Unterschied zu den Bürgerbüchern erfassen die Trau-, Tauf- und Leichenbücher jeden, der im Einzugsgebiet der Stadt Leipzig getraut, getauft oder begraben wurde, vom Tagelöhner bis zum Regierenden Bürgermeister, vom neugeborenen Findling, den eine verzweifelte Frau heimlich abgelegt hatte, bis zur pompösen Beerdigung eines im Amt verstorbenen Universitätsrektors, der mit einer »ganzen Schule«, d. h. dem kompletten Thomanerchor,

zur letzten Ruhe geleitet wurde. Hier – und nur hier – wird für uns Heutige die gesamte Stadtgesellschaft der frühen Neuzeit greifbar, jeder Mann, jede Frau und jedes Kind, wes Standes auch immer, und dies über einen Zeitraum von etwa drei Jahrhunderten, denn die Bürger-, Tauf-, Trau- und Leichenbücher laufen bis weit ins 19. Jahrhundert hinein durch, und sieht man von drei kleinen Lücken in der Frühzeit ab, so sind sie auch vollständig erhalten.

Um eine Vorstellung von den Dimensionen zu gewinnen, um die es hier geht, wage ich eine Schätzung: Für den gesamten Zeitraum vom Beginn der jeweiligen Überlieferung bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts dürfte es sich insgesamt um vielleicht eine Million Einzeleinträge handeln; im 19. Jahrhundert kommen bis zur Reichsgründung 1871 sicherlich noch einmal so viele Einträge hinzu. Summa summarum also vielleicht zwei Millionen »Datensätze«. Das ist viel, das ist sogar sehr viel. Wir kommen in den Bereich der »big data«, die mit traditionellen Mitteln weder erfasst noch verarbeitet werden können. Aber auch wenn es um sehr viel Material geht, handelt es sich doch um eine endliche, überschaubare und beherrschbare Menge. Es fragt sich nur: Lohnt es sich, darüber nachzudenken, ein Projekt auf die Beine zu stellen, dass diese Daten erfasst und erschließt? Ich meine, es lohnt sich! Denn was ließe sich nicht alles mit einem »Digitalen Leipziger Personenarchiv der frühen Neuzeit (1500–1850)« anfangen!?

Ein erstrangiger Vorzug eines derartigen Projektes bestünde zuvörderst darin, dass seine Resultate nicht nur für eine bestimmte Wissenschaftsdisziplin, auch nicht nur für die Wissenschaft als Ganzes von größtem Wert sein würden, sondern buchstäblich für jede und jeden, der und die sich mit Leipziger Personen der Vergangenheit beschäftigt, also auch für die vielen Menschen in Leipzig und in der ganzen Welt, die sich für die Geschichte ihrer Familie interessieren und daher genealogische Forschungen betreiben.

Profitieren würden darüber hinaus historische Forschungen jeglicher Fragestellung. Ich greife nur einige Aspekte mehr oder minder zufällig heraus:

1. Die Analyse eines derartigen Datenmaterials würde erstmals eine verlässliche Grundlage für eine Bevölkerungsgeschichte der Stadt Leipzig bilden. Wie hat sich die Bevölkerungszahl entwickelt, wie war das Verhältnis der Geschlechter zueinander und wie war die Altersstruktur zu einem bestimmten Zeitpunkt oder über eine längere Zeit hinweg?
2. Auf der Grundlage des Datenmaterials könnte man die Sozialstruktur der Stadt und ihre Entwicklung seit dem Ausgang des Mittelalters exakt beschreiben. An der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert wird es Standard, dass bei den Einträgen auch die jeweiligen Berufe der Ehemänner, der Väter bzw. der männlichen Paten genannt werden. Man kann also die Entwicklung einzelner Berufszweige genauestens verfolgen, und man kann sehr genaue soziale Gruppen bilden und quantitativ gewichten. Dies ist umso wertvoller, als die Leipziger Adressbücher erst nach 1830 zu brauchbaren Grundlagen derartiger Forschungen werden. Medizinhistoriker finden hier die Bader und Chirurgen, Apotheker und reisende Okulisten; Musikwissenschaftler

können sowohl die Musikerfamilien als auch die Entwicklung des musikalischen Instrumentenbaus in der Stadt rekonstruieren; Kunsthistoriker finden hier die bunte Vielfalt der Maler, Zeichner, Kupferstecher und Holzschnieder; und wer sich für die Geschichte der Haartracht interessiert, findet den Aufstieg und das Verschwinden der Perückenmacher.

3. Selbstverständlich spiegeln sich in diesen Quellen die großen Prozesse und Ereignisse der deutschen bzw. europäischen Geschichte in idealer Weise wider. Welche Auswirkungen etwa der 30-jährige Krieg, die regelmäßig wiederkehrenden Pestepidemien oder die Völkerschlacht gehabt haben, kann man nirgendwo eindrücklicher und erschütternder sehen als in den Ratsleichenbüchern. Aber man kann ebenso den Anbruch eines neuen Zeitalters erspüren, wenn man beobachtet, wie in den 1690er Jahren ganz neue Berufe in Leipzig auftauchen, etwa der Tee- und Kaffeeschenken, der Tanzmeister, der französische und englische Sprachmeister, der Komödiant, aber auch der Briefbesteller und der Bücherauktionator.
4. Sowohl in den Bürger- als auch in den Traubüchern ist in aller Regel der Geburtsort der Männer und der Ehefrauen angegeben. Eine systematische Auswertung dieser Ortsangaben würde präzise Aussagen ermöglichen über die geografische Dimension der Anziehungskraft der Messestadt, aber auch über deren Grenzen. Besonders ausschlussreich wären Untersuchungen zum Verhältnis von Eingeborenen und Zugewanderten, und zwar nicht nur auf den oberen Ebenen der Sozialstruktur, sondern ebenso bei den Handwerkern und den Unterschichten.
5. Eine derartige Datenbank wäre nichts weniger als ein Paradies für Sprachhistoriker. Sowohl bei der Entwicklung von Berufsbezeichnungen als auch bei der Entwicklung von Vor- und Nachnamen würde ein derartiges Quellenmaterial äußerst interessante Aufschlüsse erlauben, etwa zum Übergang vom einfachen zum zwei- oder sogar dreiteiligen Vornamen oder zum Einfluss bestimmter religiöser Strömungen wie des Pietismus auf die Neubildung von Namen à la Gottlieb, Ehrenfried usw. Und nicht zu vergessen: Die Schreiber der Bürger-, Trau-, Tauf- und Leichenbücher waren Sachsen, und noch tief im 18. Jahrhundert schrieben sie gern, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, besser gesagt: wie sie die Namen aussprachen. Mit Hilfe dieser Schreibungen lässt sich die sächsische Aussprache längst vergangener Zeiten rekonstruieren.
6. Von Anfang an sind bei den Taufen die Namen – und später auch die Berufe – der jeweils drei Taufpaten notiert. Möglich wäre eine Untersuchung der sozialen Netzwerke, wie sie Patenschaftsbeziehungen repräsentieren. Zugleich würde eine derartige Untersuchung es erlauben, die Sozialstruktur der Stadtgesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt noch genauer zu fassen, weil die Übernahmen von Patenschaften immer auch klar erkennbaren sozialen Hierarchien folgten – ein Kaufherr konnte sehr wohl Taufpate beim Kind eines Tagelöhners sein, aber niemals umgekehrt; und offenbar galt die Regel: Je höher der soziale Status, desto mehr Paten-

- schaften. Wer pro Jahr 20 und mehr Patenschaften übernahm, war nicht unbedingt besonders wohltätig, sondern stand in der sozialen Hierarchie ganz weit oben.
7. Ein Digitales Leipziger Personenarchiv macht viele Einzelgruppen und Spezialfälle sichtbar, die für die Stadtgeschichte besonders aussagekräftig sein können. Ich nenne hier nur die unehelichen Geburten – in der Ostvorstadt scheint es ein regelrechtes Gewerbe gegeben zu haben, schwangere Frauen aus der weiteren Umgebung bis zur Niederkunft zu beherbergen, gewiss gegen gutes Geld. Ebenso interessant sind die im 17. und 18. Jahrhundert mit größtem Aufwand betriebenen Taufen von Konvertiten, besonders von Türken und von Juden, ja man findet sogar die Trauung eines konvertierten Katholiken mit einer konvertierten Jüdin, und das in der orthodox-protestantischen Thomaskirche ... Besonders die Leichenbücher sind eine erstrangige Quelle für die Rekonstruktion der Spuren jüdischen Lebens in Leipzigs. So findet man bereits 1814 die Beerdigung eines jüdischen Kindes mit dem Zusatz: »Ist auf hiesigen Juden-Gottesacker beerdiget worden« – dies ist die erste Beerdigung eines Juden in Leipzig; es ist zugleich die erste Erwähnung eines eigenen jüdischen Friedhofes in Leipzig. Und 1826 wird Joseph Bamberger, dessen Tochter gestorben war, als »Schuldiener bey hiesiger Juden-Gemeinde« bezeichnet – das sind zwei Jahrzehnte, bevor eine jüdische Gemeinde in Leipzig gegründet wurde!
 8. In der Regel sind die Einträge in den Bürger-, Trau-, Tauf- und Leichenbüchern ausgesprochen nüchtern. Aber dazwischen finden sich immer kulturgeschichtliche Kostbarkeiten oder auch einfache Kuriositäten. Eine echte Sensation birgt ein ausführlicher Eintrag aus dem Jahr 1604: »Ist eine Nottauffe gehaltnen worden vnd damitt Mutter vnd Kindt haben mögen gerettet werden, So haben die Wehefrauen Docttoris Medicine, und Balbirer zu rate gezogen vnd ist alßo, mitt Vorleyhunge Göttlicher hülffe, durch schneidunge der Mutter gepurtt das Kindlein lebendig Auff die Welt gebracht worden Vnd die Heilige tauffe erlanget, derogleichen gepurtt ist alhj Jhn Leipzigk nitt erfarn worden, Gott behütte Alle fromme Mütter für derogleichen geburtt.« Dies ist nichts geringeres als der erste Lebend-Kaiserschnitt in Leipzig und Deutschland! Die Details möchten wir uns nicht ausmalen ...

Es dürfte wenigstens im Ansatz deutlich geworden sein, welche außerordentlichen Möglichkeiten die Erstellung eines Digitalen Leipziger Personenarchivs auf der Grundlage der Bürger-, Trau-, Tauf- und Leichenbücher der Forschung jeglicher Art eröffnen würde. Was wir vorschlagen – ich im Namen des Vorstands des Leipziger Geschichtsvereins –, ist ein Projekt, dass die gesamte Leipziger Stadtgesellschaft zwischen 1500 und 1850 in den Fokus nimmt, Arme und Reiche, Berühmte und Namenlose, Männer und Frauen (und Kinder), Christen und Türken und Juden, Schneider und Kaufleute, Universitätsprofessoren und Tagelöhner, Kindsmörderinnen und Selbstmörder.

Alle Personen und Institutionen, mit denen wir im Vorfeld der heutigen Tagung darüber gesprochen haben, waren sofort davon überzeugt und haben ihre Kooperation

zugesagt. Es wäre daher wünschenswert, wenn die beiden zunächst betroffenen Einrichtungen, das heißt das Stadtarchiv und das Kirchliche Archiv, gemeinsam mit dem Geschichtsverein und möglichst vielen weiteren Partnern in der Stadt, in der Universität, im Staatsarchiv (mit der dort angesiedelten Deutschen Zentralstelle für Genealogie) und an anderen Orten ein Arbeitsgespräch veranstalten würden, um Möglichkeiten und Grenzen eines derartigen Vorhabens im Detail auszuloten und dabei auch von den Erfahrungen zu profitieren, die anderswo bereits mit verwandten Projekten gemacht worden sind, so etwa bei der Erfassung der Matrikeln des 19. Jahrhunderts durch das Leipziger Universitätsarchiv.

Ohne Zweifel würde das Projekt eines Digitalen Leipziger Personenarchivs Leuchtturmcharakter haben und weit über die Stadt hinaus strahlen, denn etwas Gleichartiges ist wohl noch nirgendwo unternommen worden. Aber welche andere Stadt hat schon eine auf neuesten wissenschaftlichen Forschungen basierende, vierbändige Stadtgeschichte binnen zehn Jahren auf die Beine gestellt? Leipzig ist zu einem zentralen Ort der deutschen und europäischen Geschichte geworden, weil die Bürgerschaft sich an wahrhaft große Projekte herangewagt hat. Lassen Sie es uns anpacken!

REZENSIONEN

Markus Cottin, Lisa Merkel (Hg.): Thietmars Welt. Ein Merseburger Bischof schreibt Geschichte (Schriftenreihe der Vereinigten Domstifter zu Merseburg und Naumburg und des Kollegiatstifts Zeitz, Bd. 11), Petersberg: Michael Imhof Verlag 2018, 528 S., Abbildungen, Ladenpreis: 69 Euro, ISBN 978-3-7319-0745-9

Als die Stadt Leipzig im Jahr 2015 ihr großes Jubiläum, die 1000. Wiederkehr der Ersterwähnung ihres Namens feierte, war der Chronist Thietmar von Merseburg buchstäblich in aller Munde. Schließlich war Thietmar es gewesen, der in seinem berühmten, in den Jahren 1012/1018 verfassten Chronicon den Namen der späteren Stadt – im zweiten Dezennium des 11. Jahrhunderts lediglich eine Burganlage mit zugehöriger Siedlung – im Zusammenhang mit dem Tod des Bischofs Eid von Meißen, der auf dem Rückweg von Polen erkrankte und »in urbe Libzi vocata« am 20. Dezember 1015 verstarb, erstmals schriftlich verzeichnete. Eine vielbesuchte Ausstellung im Stadtgeschichtlichen Museum aus diesem Anlass und der erste Band der neuen wissenschaftlichen Stadtgeschichte haben die Anfänge Leipzigs in archäologischen und schriftlichen Quellen auf dem neuesten Stand festgehalten und kontextualisiert. Immer wieder wird, nicht allein aus Leipziger Perspektive, auf Thietmars Chronik verwiesen, die den Kirchenmann, gut informierten Zeitzeugen und Geschichtsschreiber nach dessen Ableben 1018 unsterblich machte.

Wiederholt ist Merseburg als Ort von Ausstellungen mit überregionaler Bedeutung und Anziehungskraft in den zurückliegenden Jahren hervorgetreten, in einer nach der Friedlichen Revolution von 1989 wirtschaftlich arg gebeutelten Stadt und Region ein gewisser Hoffnungsschimmer. Erinnert sei hier nur an *Zwischen Kathedrale und Welt. 1 000 Jahre Domkapitel Merseburg* (2004), *Thilo von Merseburg* (2014) oder *1 000 Jahre Kaiserdom Merseburg* (2015) und damit verbundene, sorgfältig vorbereitete Expositionen, die durch schwergewichtige Kataloge bleibenden Wert erlangt haben. Auch diesmal ist es den Kuratoren gelungen, nicht allein wertvolle Ausstellungsgegenstände de facto aus aller Welt zusammenzutragen, sondern thematisch eine Persönlichkeit und deren Werk in den Mittelpunkt zu rücken, die noch immer einer biografischen Würdigung harrt, wenngleich in den zurückliegenden Jahren mehrere – biografisch, thematisch wie methodologisch gleichermaßen wegweisende – Studien zu Leben und Werk Thietmars erschienen sind. Doch trotz der Einbindung des wichtigsten Chronisten und Geschichtsschreibers der späten Ottonenzeit und ungeachtet der stets gewürdigten Bedeutung seiner – mit Blick auf die Handschriften insgesamt spärlich überlieferten und mit der Dresdner Leithandschrift darüber hinaus kriegsgeschädigten – »historiographischen Spitzenleistung« sind die ungewöhnliche Laufbahn Thietmars jenseits der Prägung durch die königliche Hofkapelle, die Welt des Kirchenmannes aus dem Blick archäologischer Funde sowie Thietmars Bedeutung für die Siedlungs- und Ortsnamenforschung im mitteldeutschen Raum bislang so gründlich wie in der Ausstellung nicht in den Blickpunkt gerückt.

Im vorliegenden Band widmen sich 19 ausgewiesene Experten in 21 Essays sechs thematischen Schwerpunkten, die um Thietmars Vita, seine Chronik, seine unmittelbare Welt im Spiegel der Archäologie, siedlungsgeschichtliche Aspekte im mitteldeutschen Raum, Kirche und Glauben sowie Ortsnamen in der Chronik kreisen. Thietmar betrieb die Historie wie

niemand vor ihm im Mittelalter, zumal er sich selbst in sie hineingefallen sah, mit erheblichen Konsequenzen, gerade angesichts der unsicheren Lage seines 1004 restituierten Bistums, das sich – 968 von Otto I. gegründet, doch 13 Jahre später mit dem Wechsel des zweiten Bischofs Giselher auf den Stuhl des Magdeburger Erzbischofs wieder aufgehoben – durch den Verweis auf alte Privilegien und neue Vorrechte seinen Platz in der in nicht geringem Umfang noch zu christianisierenden mitteldeutschen Kirchenlandschaft suchen und sichern musste. Wie der Merseburger Chronist dabei Geschichte schrieb, zeichnet einleitend Rudolf Schieffer (1947–2018) in einem glänzenden Essay nach, wobei der Text gleichsam als Vermächtnis des Verfassers gesehen werden muss, ist doch der langjährige Mediävist, Universitätsprofessor und Präsident der *Monumenta Germaniae Historica*, der in seinen monografischen Abhandlungen wie kaum ein zweiter den reichs- und kirchengeschichtlichen Zeithorizont Thietmars quellenkritisch nachzuzeichnen vermochte, erst im Frühherbst 2018 verstorben. Thietmar erscheint als selbstbewusster sächsischer Adeliger, ottonischer Reichsbischof, ernsthafter Christ und als *der* Chronist des Jahrhunderts von Heinrich I. bis Heinrich II., der sich seiner eigenen moralischen Unzulänglichkeit und seiner körperlichen Schwächen mit ironischem Blick bewusst war. Die Stiftsgründung seiner Familie in Walbeck an der Aller – heute nur noch als Ruine erhalten – und Thietmars Bemühen, den Angehörigen seiner hochadeligen Familie ein ehrendes Andenken zu wahren, die Korrektur des Geburtsjahres auf 976, die die seit 140 Jahren geltende Datierung auf 975 ersetzt, sowie Überlegungen zu den verwandtschaftlichen Beziehungen der Grafen von Walbeck stehen im Zentrum der sich anschließenden Beiträge.

Thietmars Chronik bildet eine Art Leitfaden für die nachfolgenden sechs Studien, die die handschriftliche Überlieferung, Thietmars Autograph, die Rezeption antiker Autoren (am häufigsten werden Vergil und Horaz zitiert und similiert!), die Verzeichnung von Urkunden im Werk, das Schicksal der Chronik, paläografische Vergleiche sowie Editionen und Übersetzungen derselben in den Mittelpunkt rücken, womit zugleich ein zentrales Anliegen der Ausstellung deutlich gemacht wird: Entstehung, Inhalt, Überlieferung und Nachwirken dieses historiografischen Werkes aufzuzeigen. Martina Giese verweist in diesem Kontext auf die Vorlagen, aus denen Thietmar schöpfte, wobei ihm außer der Sachsgeschichte Widukinds von Corvey kein »Großwerk reichsgeschichtlichen Zuschnitts« (S. 74) zur Verfügung stand. Das in der Ausstellung gezeigte Brüssler Exemplar der Thietmar-Chronik aus dem zweiten Drittelpunkt des 15. Jahrhunderts, in der Forschung jetzt als Deszendent einer zweiten, noch von Thietmar herrührenden Textversion beurteilt, war im Übrigen schon 2015 in Leipzig anlässlich der 1000-Jahr-Ausstellung zu bewundern. Zusammen mit dem Fragment aus Gotha (aus dem letzten Drittelpunkt des 12. Jahrhunderts) und natürlich der zum Teil stark beschädigten bzw. verstümmelten Dresdner Originalhandschrift bildet(e) es einen Schwerpunkt der Merseburger Ausstellung, wobei im Katalog neben der Konkordanz der von Markus Cottin bearbeiteten Handschriften der Thietmar-Chronik anhand der beiden vollständigen Exemplare aus Dresden und Brüssel sowie der Fragmente aus Gotha und Charlottesville (S. 89–99) zugleich eine von Markus Cottin, Jana Kocourek und Thomas Haffner erstellte Konkordanz der Folierungen und Bogenzählung der Dresdner Originalhandschrift (S. 366–371) wertvolle Aufschlüsse bieten. Dies gilt zugleich für die Karte der Rezeption und Verbreitung der Chronik Thietmars von Merseburg im Mittelalter (S. 84), die – kaum verwunderlich – einen Schwerpunkt im hochmittelalterlichen Sachsen aufweist.

Geradezu spannend liest sich Wolfgang Huschners reich bebildeter Beitrag über die Verzeichnung von Urkunden in Thietmars Chronik – vielleicht auch, weil Thietmar ein raffinierter

Bischof war, der sich nicht scheute, Urkundenfälschungen vorzulegen, um für seine Diözese verloren gegangenen Besitz zurückzugewinnen. Nicht selten kam es nämlich vor, dass ottonische Herrscherurkunden, die die Übertragung von Besitzungen und Rechten an das 981 wieder aufgelöste Bistum Merseburg dokumentiert hatten (insgesamt sind noch sieben Originaldiamente für Merseburg überliefert), nicht mehr vorhanden waren. Rückgabeforderungen Thietmars von Merseburg gegenüber Heinrich II. bildeten u. a. einen Verhandlungsgegenstand auf dem Hoftag zu Magdeburg im Februar 1017, der freilich nur partiell zur Zufriedenheit Thietmars endete. Im Fokus des Beitrags steht u. a. die Fälschung einer Urkunde Ottos II. über die Schenkung des Forstes Zwenkau, den die erzbischöfliche Kirche von Magdeburg nach der Aufhebung des Merseburger Bistums 981 erhalten hatte. Zwar war der Besitz nach der Restituirung von 1004 wiederum an Merseburg gefallen, was bei eifersüchtigen Nachbarn, den Markgrafen von Meißen, auf Widerstand stieß. Thietmar schildert den »Urkundenstreit« in seiner Chronik und führt aus, er habe am Kaiserhof ein ottonisches Diplom vorgelegt, das die Schenkung an Merseburg bestätigte. Zusätzlich ließ er – auf der Grundlage einer echten, verloren gegangenen Urkunde (?) – ein von Huschner kritisch analysiertes Diplom anfertigen, dass nicht allein die Besitzansprüche Merseburgs wiederholte, sondern mit Blick auf den Umfang des Forstes Zwenkau im Falsifikat erheblich vergrößerte. Bei allen Streitfragen im Einzelnen (die noch heute in Merseburg aufbewahrte, gefälschte Urkunde wird im Katalogteil auf S. 354–355 noch einmal gesondert behandelt) – am Ende jedenfalls trug Thietmar den Sieg davon. Zugleich wird aber auch betont, dass Heinrich II. bei der Restitution des Bistums Merseburg insgesamt eine »konsensorientierte politische Konfliktlösung« (S. 138) betrieb.

Dass Thietmars Welt um das Jahr 1000 eine Welt im Wandel war, hat im mittel- und ostmitteleuropäischen Kontext bereits die Ausstellung »Europas Mitte um 1000« vor knapp zwei Jahrzehnten anhand der Zeugnisse aus Schrifttum und Archäologie sichtbar gemacht. Der »materiellen« Welt des Merseburger Chronisten sind gleich vier unterschiedlich akzentuierte Beiträge im Katalog gewidmet. Sie machen zunächst deutlich, dass angesichts des Mangels an Schriftquellen dem »Archiv des Bodens« umso größere Bedeutung zukommt, um die Situation an der durch Thietmars Welt verlaufenden Grenze zwischen sächsischen und slawischen Siedlungsgebieten zu beschreiben, die im Norden zugleich das christliche ostfränkisch-deutsche Reich von der »heidnisch-gentilreligiösen Stammeswelt« (S. 172) trennte, wie Felix Biermann treffend die Situation beschreibt. Es geht dabei häufig um Burgen, d. h. Wehranlagen, die allenfalls mit Steinfronten versehene Holz-Erde-Konstruktionen darstellten und als zentrales Instrument zur Durchsetzung und Verteidigung militärischer Gewalt und politischer Herrschaft dienten. In diesem Kontext zeigt sich, dass Thietmars Schilderungen gewaltsamer Ereignisse in den archäologischen Funden (u. a. ungarische Pfeilspitzen, Skelette etc.) ihre Bestätigung finden, während auf der anderen Seite deutlich wird, welches Potenzial die Thietmar-Chronik für die archäologische Forschung zu bieten vermag.

Um einen Überblick zu den Ergebnissen archäologischer Untersuchungen des Gebietes um Merseburg und Leipzig zur Zeit Thietmars geht es Armin Rudolph anhand ausgewählter Ortschaften, Burgen, Befunde und Funde, wobei besonders jene Lokalitäten Berücksichtigung finden, die in Thietmars Chronik genannt werden: Neben der Bischofsstadt selbst sind es vornehmlich vier Burgorte – Leipzig, Taucha, Groitzsch und Magdeborn –, die hier im Fokus stehen. Gerade die seit 1993 vom Landesamt für Archäologie Dresden in der Messestadt durchgeführten Grabungen haben dabei manch ältere Ergebnisse korrigiert oder präzisiert und sind zudem in Band 1 der Stadtgeschichte eingeflossen. Besonderen Wert besitzt die Karte auf

S. 214–215, die das Besiedlungsgebiet zeigt, wie es sich im 10./11. Jahrhundert zwischen Merseburg und Leipzig präsentierte, wobei jene bestehenden und erwähnten Orte hervortreten, die insgesamt eine Konzentration der Siedlungsgebiete entlang von Flüssen und größeren Bächen (Saale, Weiße Elster, Luppe, Parthe und Pleiße) deutlich vor Augen führen.

Die Spanne der verbleibenden sieben Beiträge reicht von Eigenkirchenwesen (Enno Bünz) und Glaubensvorstellungen im Kontext von Tod und Jenseits bei Thietmar (Klaus Krüger) über die zwischen Hoffnung und Angst sich bewegende Glaubenswelt des Chronisten Thietmar (Gerhard Graf) sowie Siedlung und ländliche Gesellschaft zu Thietmars Lebzeiten (Uwe Schirmer) bis hin zu Thietmar und den Slawen (Karlheinz Hengst), wobei sich Thietmar auch als Sprachkundiger und Interpret von Orts- und Personennamen erweist (ebenfalls K. Hengst). Den Abschluss bildet hier auf S. 330–331 eine beeindruckende Karte (Markus Cottin) – diesmal mit jenen Orten, die in Thietmars Chronik auftauchen und hier nicht selten eine Ersterwähnung finden, darunter eben auch Leipzig. Die Karte gestattet, so deren Bearbeiter, einen »Eindruck von Thietmars Welt, d. h. seinem persönlichen Aktionsradius sowie den Orten, über die er Nachrichten erhalten hatte«. Die Spanne reicht von London im Westen bis Kiew im Osten, von Lejre im Norden bis Rossano im Süden.

Im Katalogteil, eingeteilt in sieben Abschnitte, werden auf gut 160 Seiten Thietmars Leben und seine Chronik anhand der in der Ausstellung vereinigten Objekte eingehend dargestellt und beschrieben – stets eingerahmt von Passagen aus der Chronik selbst. Hier findet der Leser kostbare Evangelia, Handschriften und Urkunden, aber auch auf den ersten Blick unspektakuläre Zeugnisse wie einen ottonischen Dachziegel aus der Pfalz Derenburg aus dem späten 10. Jahrhundert, einen Reitersporn von der Kuckenburg bei Esperstedt im Saalkreis, einen Helm mit Nasenschutz aus dem polnischen Łubowo oder ein slawisches Stabidol aus Siegersleben bei Eisleben. Auch das Pariser Fragment der reich illustrierten Chronik des sog. Dalimil, ein nationales Kulturgut in der Tschechischen Republik, aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts konnte nach Merseburg gelotst werden. Immerhin handelt es sich bei dem 2006 auf einer Auktion von der tschechischen Regierung erstandenen Fragment um die einzige bekannte lateinische Übersetzung einer der wertvollsten Quellen zur mittelalterlichen böhmischen (tschechischen) Geschichte, wobei auf einer Buchseite die Anfänge des Christentums in leuchtenden Farben dargestellt sind.

Kulturgeschichtlich ausgerichtete Ausstellungen sind zeitlich begrenzte Möglichkeiten für ein breites Publikum, der Vergangenheit zu »begegnen«. Wissenschaftliche Kataloge verleihen dem Thema vielleicht nicht unbedingt »Ewigkeit«, in jedem Falle aber einen bleibenden Wert. Thietmar hätte sich gefreut. Seine einst in der Chronik geäußerte, fromme Hoffnung, er, der Chronist, möge der Nachwelt im Gedächtnis bleiben, hat sich erfüllt – durch die anhaltende wissenschaftliche Beschäftigung mit Autor und Werk, durch Übersetzungen seiner Chronik mittlerweile ins Englische, Französische, Polnische und Tschechische und eben durch die glanzvolle Ausstellung am einstigen Wirkungsort des wichtigsten Geschichtsschreibers seiner Zeit, einer Zeit im Wandel.

Thomas Krzenck (Leipzig)

Thomas Krzenck, Katharina Junghans: Die landwirtschaftlichen Güter der Stadt Leipzig von ihren mittelalterlichen Anfängen bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts (Leipziger Almanach, Sonderband), Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2019, 493 S., Ladenpreis: 49,00 Euro, 978-3-96023-285-3

Das tausendjährige Jubiläum der ersten schriftlichen Erwähnung Leipzigs und die aus diesem Anlass erarbeitete moderne vierbändige Stadtgeschichte haben der Leipziger Stadtgeschichtsforschung einen enormen Schub verliehen. Zahlreiche Publikationen haben in den letzten Jahren unser Wissen über Leipzig und seine Vergangenheit vertieft und bedeutend erweitert. Immer wieder spielen dabei auch das Umland und der Besitz der Stadt außerhalb der Mauern eine wichtige Rolle. Ähnlich wie vergleichbare andere Städte in Mitteleuropa hat auch Leipzig durch seinen Rat seit dem Mittelalter Grundbesitz im Umland erworben und ihn kontinuierlich vergrößert. Die Arbeit von Katharina Junghans und Thomas Krzenck über die Leipziger Stadtgüter besteht aus zwei Teilen: einem erläuternden Teil, in dem die Leipziger Stadtgüter, ihr Erwerb und ihre Nutzung unter verschiedenen Aspekten betrachtet werden, und einem Katalogteil, in dem die Ortschaften, die zu den Stadtgütern zu rechnen sind, einzeln vorgestellt werden. Diesen beiden Hauptteilen schließt sich ein umfangreicher Anhang an.

Der erläuternde Teil beginnt nach einer kurzen Einleitung mit sehr knappen Ausführungen zum Leipziger Landschaftsraum und den hier vorhandenen Flur- und Siedlungsstrukturen. Anschließend werden in mehreren Abschnitten der Erwerb des ländlichen Ratsbesitzes bis zur Reformation, im 17. und 18. Jahrhundert, im 19. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, seine Bedeutung und sein Einfluss auf die Reformprojekte im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts sowie die Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg bis 1990 und nach der Wiedervereinigung betrachtet. Während die Zeitschnitte bis etwa 1800 kurz und auf der Basis der vorhandenen Literatur besprochen werden, nutzen die Autoren für die Zeit danach zunehmend bisher ungedruckte Quellen. Die Arbeit geht nun über eine Zusammenfassung bekannten Wissens hinaus und bringt in wachsendem Maße Neues zutage. Dieses Kapitel endet mit verschiedenen meist tabellarischen Übersichten und Karten zum Güterbesitz zwischen 1900 und 2015. Wenig Nutzen bringt der sehr kleine Screenshot des Flächennutzungsplanes aus dem Internet (Abb. 7), bei dem zu allem Überfluss auch noch ein Teil der Navigationsleiste abgebildet wurde.

Der folgende Abschnitt gibt einen Überblick über die bauliche und gärtnerische Gestaltung einiger Gutsanlagen. Dabei wird besonders auf die architektonisch bedeutenden unter ihnen aufmerksam gemacht. Indem auf den Katalog verwiesen wird, der im Buch enthalten ist, kann dieser Teil sehr kurz gefasst werden.

Im ausführlichsten und interessantesten Kapitel des Buches werden die Nutzung bzw. Verwertung der Leipziger Stadtgüter beschrieben. Auch wenn die Zeit vor 1800 nicht völlig unberücksichtigt bleibt, liegt der Schwerpunkt der Ausführungen weiterhin im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Durch Auswertung zahlreicher Quellen aus dem Leipziger Stadtarchiv, dem Staatsarchiv Leipzig und zahlreichen anderen Archiven gelingt es, in wesentlichen Aspekten anschaulich darzustellen, wie die Stadt ihre Güter zur Verbesserung der Lebensbedingungen ihrer Einwohner einsetzt. Man verfolgt dabei unter anderem militärstrategische, fiskalische, wirtschaftliche, ernährungspolitische, aber auch soziale Ziele. Von Beginn an werden die Güter landwirtschaftlich genutzt, d.h. für die Feld- und Viehwirtschaft bzw. den Gartenbau, um die Ernährung der Stadtbevölkerung zu sichern und zu verbessern. Stein-

brüche sowie Ton- und Sandgruben helfen, Material für den Hausbau bereitzustellen. Unter der Überschrift »Stadtgüter als Wohlfahrtsunternehmen« wird die Entwicklung der Spitäler zu modernen Krankenhäusern beschrieben. Interessant sind besonders die Ausführungen zu verschiedenen Stiftungen, aus denen ebenfalls »Wohlfahrtsunternehmen« hervorgegangen, wie z. B. das des Unternehmers Adolph Bleichert in Klinga. Weitere Themenschwerpunkte sind die Nutzung der Güter für stadthygienische Zwecke, die Abwasserverwertungsgüter im Norden der Stadt oder der Döllitzer Kohlebergbau.

Die Stadtoberen standen immer wieder vor der Aufgabe, »privatwirtschaftlich zu handeln, gleichzeitig aber auch gemeinwirtschaftlich zu denken«, wie es Hans Böhm 1997 in seinem Aufsatz »Bodenpolitik deutscher Städte vor dem Ersten Weltkrieg« formulierte. Diese Problematik wird bei den verschiedenen Strategien zur Stadtentwicklung und Bodenbevorratung deutlich, die die Autoren wiederum für das 19. und 20. Jahrhundert herausarbeiten, in dem sie besonders die Verwaltungsberichte des Rates der Stadt heranziehen, aber auch weitere Quellen nutzen.

Viel Aufmerksamkeit wird den ökologischen Stadtgütern und der Pflege der Kulturlandschaft gewidmet. Deutlich wird – etwa am Beispiel des Lützschenauer Schlossparks – welche »Sünden« in der Vergangenheit begangen wurden und wie man sich heute dieser Themen annimmt.

Etwas enttäuschend sind die Ausführungen zur wirtschaftlichen Bedeutung, welche die Stadtgüter für Leipzig gehabt haben. Zwar enthalten die Tabellen Angaben über Erträge und Einnahmen der Güter in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, aber für eine Beurteilung der Güter fehlen wesentliche Informationen etwa zu folgenden Fragen: Welche Ausgaben mussten für die Bewirtschaftung der Güter geleistet werden? In welchem Verhältnis stehen sie zum Gesamthaushalt der Stadt? Der Hinweis auf die Chancen, der hohen Arbeitslosigkeit nach der Wiedervereinigung durch Beschäftigung auf den Gütern zu begegnen, lässt erahnen, dass der Nutzen der Stadtgüter heute eher im sozialen Bereich als im wirtschaftlichen liegt. Der Abschnitt, der sich dieser Frage explizit zuwendet, versucht einen Abriss vom 14. bis ins 21. Jahrhundert zu geben und kann auf knapp acht Seiten kaum in die Tiefe gehen.

Der Katalogteil beinhaltet eine nach verschiedenen Kategorien gegliederte Beschreibung von 38 einzelnen Stadtgütern von A wie Abtnaundorf bis Z wie Zweinaundorf und ihrer Geschichte. Die Kategorien sind: Lage, Ersterwähnung, Namensgebung, Siedlungsform, Landschaft, Eingemeindung, bedeutende Gutsherrschaften, (Ritter-)Gutsanlage, Schlossanlage (wenn vorhanden) und Gutsbewirtschaftung. Hier stellt sich die Frage, ob man nicht besser von Besitzern als von »bedeutenden Gutsherrschaften« sprechen sollte und wonach sich die Einordnung als »bedeutend« richtet. Insgesamt bietet der Katalogteil ein gutes Nachschlagewerk insbesondere für Fragen der baulichen Gestaltung und der verschiedenen Nutzungen der Güter. Hier findet nicht nur eine Zusammenfassung des Bekannten statt, sondern durch die Erschließung zahlreicher Quellen wird unser Wissen über die einzelnen Stadtgüter erheblich erweitert.

Der Katalog enthält viele zum Teil farbige Abbildungen – Bilder der Gebäude, Grundrisse, Landkarten und Bebauungspläne. Leider sind zahlreiche Abbildungen viel zu klein, um genutzt werden zu können. Es ist aber gut zu wissen, dass es sie gibt, um sie, wenn nötig, im Archiv als Originale betrachten zu können.

Den Abschluss der Arbeit bilden u. a. Quellen- und Literaturverzeichnisse sowie hilfreiche Orts- und Personenregister.

Ein Urteil zu formulieren fällt nicht leicht. Der Titel des Buches verspricht zu viel. Der Arbeit gelingt es nicht, die Entwicklung der Güter »von ihren mittelalterlichen Anfängen« an zu beschreiben. Diesbezüglich leisten andere Arbeiten mehr (z. B. Markus Cottin im ersten Band der Stadtgeschichte). Eine Bereicherung für die Leipziger Stadtgeschichtsforschung ist das Buch für die Zeit vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Das trifft insbesondere für den Katalogteil zu. Man sollte das Buch auch als Nachschlagewerk für verschiedene Aspekte der Leipziger Stadtgeschichte — fiskalische, wirtschaftliche, städtebauliche und ernährungspolitische usw. — heranziehen. Die Arbeit von Thomas Krzenck und Katharina Junghans kann deshalb für Historiker verschiedener Forschungsschwerpunkte, aber auch für interessierte Laien von vielfältigem Nutzen sein.

Jens Kunze (Wermsdorf)

Mark Lehmstedt: Buchstadt Leipzig. Biografisches Lexikon des Leipziger Buchgewerbes. Bd. 1: 1420–1539. Von den Anfängen bis zur Einführung der Reformation. Leipzig: Lehmstedt, Leipzig 2019, 288 S., ca. 80 Abbildungen, Ladenpreis 78,00 €, ISBN 978-3-95797-099-2

»Wenige Städte haben in der Geschichte des Buchwesens seit dem Ausgang des Mittelalters eine so bedeutende Rolle gespielt wie Leipzig.« Mit diesem programmatischen Satz beginnt das Vorwort des von Mark Lehmstedt in seinem eigenen Verlag publizierten biografischen Lexikons der »Buchstadt Leipzig«. In diesem ersten von sechs gedachten Bänden sind die Jahre 1420 bis 1539 abgedeckt. Als Anfangsjahr erscheint 1420, weil hier der erste sichere Beleg für ein Mitglied der Buchwirtschaft, den Buchbinder Andreas Zeitz, in den Ratsakten auftaucht. Die Jahre nach 1538, dem letzten Regierungsjahr des am 17. April 1539 verstorbenen Herzog Georgs, brachten tatsächlich einen tiefen Einschnitt in der Leipziger Buchgeschichte und darüber hinaus. Auf diesen ersten Band des Lexikons sollen fünf weitere folgen bis zum Jahr 1825, das als Endpunkt dient, denn 1826 wurde die erste Schnellpresse in Leipzig bei F. A. Brockhaus aufgestellt, sodass jenes Jahr den Beginn eines neuen, nun industrialisierten Zeitalters des Buches für Leipzig bedeutete.

Im Lexikon wurden alle nachweisbaren Personen erfasst, die in den verschiedenen Bereichen der Buchwirtschaft arbeiteten: Buchhändler, Drucker und ihre Gehilfen, die verschiedenen Berufsinhaber auf dem Gebiet der Buchillustration, Verleger, Buchbinder und viele weitere mehr. Insgesamt werden 22 Berufe genannt, die im Lexikon Berücksichtigung fanden. Schon hier zeigt sich der monumentale Anspruch des Lexikons. Der Eintritt in das Berufsleben entscheidet darüber, ob eine Person in den jeweiligen Band aufgenommen wird.

Jede im Lexikon verzeichnete Person wird mit Beruf, Lebensdaten, Daten der Wirksamkeit in Leipzig und Wohnadresse genannt. Weitere Informationen wie Druckersignets können folgen. Nach der tabellarischen Auflistung der Grunddaten folgt eine chronologische Zusammenstellung der Informationen zu der jeweiligen Person aus den verschiedensten Quellen. Da das Lexikon wesentlich ein Repertorium der Überlieferung zur Leipziger Buchgeschichte bildet, fallen die verschiedenen Einträge entsprechend unterschiedlich lang aus, von wenigen Zeilen Umfang bis zu einem 17 Seiten umfassenden Beitrag über Melchior Lotter. Gerade die umfangreichen Einträge zu Druckern wie Lotter oder Kachelofen sind eine Forschungsleistung

sui generis. Allein die Durchsicht der städtischen Bürger- und Leichenbücher, der kirchlichen Standesbücher sowie der relevanten Sekundärliteratur stellen eine Mammutaufgabe dar. Darüber hinaus trägt der Verfasser auch noch den Forschungsstand zu wichtigen Fragen der Leipziger Buchgeschichte zusammen, zum Beispiel die Diskussion um Heinrich Heilemann, der schon 1467 als Drucker in den Akten des Rates genannt wird.

Abgerundet wird der Band mit einem Abbildungsteil, der mit einigen abgedruckten Briefen aus dem in der Ratsschulbibliothek Zwickau lagernden Nachlass von Stephan Roth eindrücklich zeigt, welch ein Desiderat für die Geschichte der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die unvollständige Erschließung dieses Briefcorpus darstellt. Es folgen Literaturverzeichnis und Register.

Um es in aller Deutlichkeit zu sagen: Das Lexikon ist ein großer Wurf, der die zukünftigen Forschungen zur Geschichte der Buchstadt Leipzig im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit auf neue Beine stellen wird. Die Arbeitsleistung, die in diesem Projekt steckt, ist kaum hoch genug zu bewerten. Die große Herausforderung für das Projekt wird aber für die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg kommen, sind doch die späteren Jahrhunderte ungleich schlechter erforscht als die Frühgeschichte des Buchdrucks in Leipzig bei gleichzeitig gewaltig steigenden Überlieferungsmengen. Da aber der Verfasser gerade zum 18. Jahrhundert grundlegende Arbeiten vorgelegt hat, bleibt zu hoffen, dass das Gesamtwerk auf dem Niveau des ersten Bandes abgeschlossen werden kann. Zukünftig wird keine Untersuchung zur Buchgeschichte der Frühen Neuzeit an diesem Nachschlagewerk vorbeigehen können.

Thomas Fuchs (Leipzig)

Angie-Sophia Richter: Das Testament der Apollonia von Wiedebach. Stiftungswesen und Armenfürsorge in Leipzig am Vorabend der Reformation (1526–1539) (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig 18). Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2019, 313 Seiten, 13 Abbildungen, Ladenpreis 34 Euro, ISBN 978-3-96023-252-0

Apollonia von Wiedebach (1470–1526), Leipzigs bedeutendste Stifterin im 16. Jahrhundert und zugleich eine bemerkenswerte Frauenpersönlichkeit im Übergang von Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit, ist im Leipziger Stadtbild noch immer präsent. So gibt es seit 1895 im Stadtteil Connewitz eine Wiedebach-Straße und einen Wiedebach-Platz; seit 2007 trägt, ebenfalls in Connewitz, eine Oberschule ihren Namen. In der Thomaskirche befindet sich das Epitaph Apollonias von Wiedebach und ihres zweiten Gemahls Georg (beide Eheleute hatten hier eine Kapelle gestiftet), das Museum der bildenden Künste beherbergt die um 1524 von Lucas Cranach dem Älteren gemalten Porträts Apollonias und Georgs, die 1901 aus der Ratsstube des Leipziger (Alten) Rathauses an das Museum abgegeben worden waren. Im Rahmen eines internationalen Forschungsprojektes zur Erfassung und Digitalisierung der Gemälde Cranachs, seiner Söhne und der Werkstatt sind beide Gemälde erschlossen und beschrieben sowie im Detail im Internet studierbar (http://lucascranach.org/DE_MdBKL_762).

Als Tochter des Freiberger Bürgermeisters Stephan Alnpeck gehörte Apollonia einem vornehmen – im Bankwesen wie in einflussreichen lokalen und landesherrlichen Ämtern gleichermaßen aktiven und weithin vernetzten – Patriziergeschlecht in der Bergstadt an und wurde

1484 (?) standesgemäß mit dem Leipziger Ratsherrn und Kaufmann Jakob Blasbalg verheiratet, dem u. a. als höchstem Finanzverwalter im Herzogtum Sachsen die Aufsicht über die albertinische Zentralkasse oblag. 1490 starb dieser, was dazu führte, dass – in der damaligen Zeit eine absolute Ausnahmesituation – Apollonia als seine Witwe für fast ein halbes Jahr der zentralen Rechnungsführung im Herzogtum Sachsen vorstand. Noch im selben Jahr vermählte sich die 20-jährige Witwe mit dem sozial im amtsässigen Dienstadel verorteten Georg von Wiedebach, der Apollonias verstorbenem erstem Gemahl u. a. in der Funktion des Landrentmeisters nachfolgte. Für die Witwe des zweitreichsten Leipziger Bürgers seiner Zeit handelte es sich also wahrlich um keine schlechte Partie. Vier Jahre hielt diese zweite Ehe, dann starb auch Georg. Aus der ersten Verbindung mit Jakob Blasbalg waren beim Tode Apollonias drei zu diesem Zeitpunkt bereits verstorbene Söhne hervorgegangen, die zweite Ehe blieb kinderlos, was ohne Zweifel großen Einfluss auf Apollonias Testament und die darin enthaltenen Verfügungen besitzen sollte.

Die vorliegende Monografie ordnet die in Inhalt und Umfang außergewöhnliche, im Juni 1525 errichtete letztwillige Verfügung der reich begüterten Apollonia von Wiedebach in den Kontext von Stiftungswesen und Armenfürsorge in Leipzig am Vorabend der 1539 im Herzogtum Sachsen eingeführten lutherischen Reformation ein. Basierend auf ihrer – in Inhalt, Umfang und Quellenauswertung außergewöhnlichen – Bachelorarbeit widmet sich Richter erstmals ausführlich dem Testament der Apollonia von Wiedebach, auch wenn es in der Forschung keineswegs unbekannt ist, zumal im Stadtarchiv Leipzig neben der beglaubigten Abschrift des Notariatsinstruments gut ein halbes Dutzend weiterer, im Zusammenhang mit der Testamentserrichtung verfasster Schriftstücke lagern, darunter das Rechnungsbuch der Testamentsvollstrecker. Der Text des Testaments lag bislang lediglich auszugweise ediert im *Urkundenbuch der Stadt Leipzig* (Bd. 2, 1870) vor, basierend auf einer einfachen Abschrift. Auf die Bedeutung des Testaments für das Stiftungswesen in Leipzig wiesen dann Heinrich Geffcken und Chaim Tykoczinski im *Stiftungsbuch der Stadt Leipzig* (Leipzig 1905) hin.

Die analytische, immerhin gut 1400 Fußnoten aufweisende Untersuchung Richters gliedert sich – neben Einleitung und Schlussbetrachtung – in vier Hauptkapitel, die jeweils in mehrere Unterabschnitte unterteilt sind. Dabei geht es zunächst in einem kurzen, problemorientierten Aufriss um die beiden Eckpunkte des eigentlichen Themas – Testamente und Armenfürsorge. Zu spätmittelalterlichen Bürgertestamenten gibt es seit dem wegweisenden, von der französischen Annales-Schule inspirierten Aufsatz Ahavers von Brandts von 1973 und Paul Bauris immer wieder zitiert Untersuchung zu Konstanzer letztwilligen Verfügungen von 1989 mittlerweile eine Flut von komparativen Darstellungen und Editionen dieser unter vielfältigen Aspekten auswertbaren Quellengattung. Die in Testamenten enthaltenen – religiöse und soziale Aspekte gleichermaßen vereinigenden – Bestimmungen und Legate zugunsten sowohl namenloser Armer als auch der in Gestalt von Hospitälern und ähnlichen Einrichtungen institutionalisierten Armenfürsorge weisen im Falle Leipzigs auf zwei bekannte Institutionen: das 1212 gegründete Georgen- und das seit 1278 bestehende Johannishospital.

Auch wenn mit den drei letztwilligen Verfügungen des Leipziger Juristen und Naumburger Bischofs Dietrich von Bocksdorf (ca. 1410–1466) aus den Jahren 1459, 1463 und 1464 sowie dem 1548 von dem Leipziger Kaufmann und Baumeister Heinrich Scherl verfassten Testament zwei herausragende Beispiele dieser Quellengattung aus Spätmittelalter und Früher Neuzeit vorliegen, ist die Überlieferungssituation für Testamente in Leipzig quantitativ insgesamt noch immer unbefriedigend. Dessen ungeachtet lässt sich aus dem im Stadtarchiv Leipzig überlieferten Quellen-

korpus zum Testament der Apollonia von Wiedebach rekonstruieren, wer die Almosenempfänger im Einzelnen waren, so dass in nicht wenigen Fällen ein Sozialprofil dieser Personen erstellt oder zumindest angedeutet werden kann. Zu den Quellen gehören neben der Abschrift des Testaments in den Titelakten sechs Akten zur Realisierung der in der letztwilligen Verfügung enthaltenen Stiftungen mit der Korrespondenz der Testamentsvollstrecker, die noch nicht edierten Ratsbücher nach 1540 sowie weitere 24 Akten im Urkundenbestand (darunter das Nachlassinventar Apollonias, das Notariatsinstrument zur Testamentseröffnung, Eheverträge zwischen Apollonia und Georg von Wiedebach sowie das bereits erwähnte Rechnungsbuch der Testamentsvollstrecker mit den jährlichen Abrechnungen zu den Stiftungen im Zeitraum 1526–1556).

Die zentralen Fragen, die im Mittelpunkt der vorliegenden Untersuchung stehen, kreisen um den Stellenwert, den die Testatorin den frommen und karitativen Stiftungen und Schenkungen beimaß, die genaue Verortung der Armenfürsorge im Stadtbild Leipzigs sowie das Sozialprofil des Empfängerkreises der milden Gaben und die Vergabekriterien. Die Plastizität der Darstellung wird durch das Einfügen zahlreicher tabellarischer Übersichten für den Leser erhöht. Dies betrifft u. a. die Gesamtausgaben, -einnahmen und Überschüsse der Wiedebachschen Stiftung zwischen 1526 und 1539 oder die Verteilung der Empfänger auf die vier Innenstadtviertel und die fünf Vorstädte.

Den Ausgangspunkt der Analyse bilden der Armutsbegriff, die sozialen Gruppen in der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Stadtgesellschaft im Allgemeinen und in Leipzig im Besonderen sowie die biografisch-soziale Verortung der Testatorin Apollonia von Wiedebach. Unter Berücksichtigung der zur Verfügung stehenden Methoden zur Quantifizierung von Armut mit Hilfe von Steuerbüchern und Almosenlisten (für Leipzig selbst liefert das Türkeneuerbuch von 1529 wichtige Eckdaten) wird aufgezeigt, dass angesichts der unbefriedigenden Leipziger Quellenlage dem Testament der Apollonia von Wiedebach eine außerordentliche Bedeutung zukommt. So kann beispielsweise die sog. dritte Säule der Armenfürsorge, d. h. die offene, nicht institutionalisierte Hilfe durch wohltätiges Handeln (Willige Almosen) von Stiftern, näher verifiziert werden, zumal für das Jahrhundert zwischen 1450 und 1550 kaum andere umfängliche Stiftungen im Bereich der Armenpflege quellenmäßig fassbar sind.

In Kapitel 4 stehen folglich fromme Legate und karitative Stiftungen im Testament Apollonias von Wiedebach im Mittelpunkt, wobei Richter darauf verweisen kann, dass von den 13 zwischen 1500 und 1539 nachweisbaren Stiftungen auf Apollonias Vermächtnis mit einem Kapital von 1160 fl immerhin 40,6 Prozent des Gesamtvolumens in Höhe von 2855 fl entfielen, was auch zahlenmäßig die herausragende Bedeutung dieses Testaments unterstreicht (S. 81). Der Empfängerkreis der Legate darf, wie Richter konstatiert, dabei auch als innere Verbundenheit mit der Handels-, Messe- und Universitätsstadt gesehen werden. Im Detail lässt sich dies in der Tabelle zu Empfängerkategorien und Legaten im Wiedebachschen Testament auf S. 100f. sichtbar machen, zumal hier kirchliche Einrichtungen und fromme Zwecke, karitative Zwecke, Familienmitglieder und sonstige Personen konkret mit Institutionen und Personen genau aufgelistet werden. Die 25 Empfänger der ersten Kategorie, die u. a. Armenspeisung, Anniversar, Spenden für die beiden Leipziger Hauptkirchen umfasste, erhielten dabei zusammen etwas mehr als 6400 fl. An insgesamt acht Stiftungen (hierzu gehörte auch eine Stiftung zur Verbesserung der Wege in der Stadt als signifikanter Beitrag zum *bonum commune*) fielen immerhin mehr als 15 000 Gulden. Hinzu kamen noch einmal mehr als 3 600 Gulden für 13 Familienmitglieder und noch einmal mehr als 3 600 Gulden für sonstige Personen, darunter

allein 3 000 fl für Herzog Georg von Sachsen, der im Gegenzug eine ordnungsgemäße Durchführung des letzten Willens überwachen sollte.

Im mehr als 100 Seiten umfassenden Kapitel 5 steht hieran anschließend eine genaue Analyse der Wirksamkeit der karitativen Stiftungen anhand der individuellen Almosenausstattung im Fokus. Eine zentrale Rolle nimmt hierbei das erhaltene Rechnungsbuch der Testamentsvollstrecker ein, das den Zeitraum 1526–1556 umfasst, immerhin 560 Einträge verzeichnet und Auskunft über an Einzelpersonen getätigte Spendenbeiträge liefert. Die Verfasserin konzentriert sich bei der Auswertung des Rechnungsbuches besonders auf die Jahre 1526 bis 1539, also bis zur Einführung der Reformation. Insgesamt 409 Personen empfingen (bei einer Gesamtzahl von gut 7 800 Einwohnern im Jahre 1554!) als *milde gaben* verzeichnete Legate aus dem Wiedebachschen Vermögen – 328 namentlich genannte Personen sowie 81 anonym bleibende Bedürftige. Dabei lassen sich, wie exemplarisch verdeutlicht, der Name des Bedürftigen, Beruf, Familienstand, Hintergründe oder Umstände der Bedürftigkeit bzw. Zweck des Almosens sowie der Fürsprecher erkennen.

Bei einem Großteil der männlichen Almosenempfänger ist eine Zuordnung zu einer Vielzahl verschiedener Berufe bzw. Erwerbstätigkeiten möglich (Tabelle auf S. 151). Bei den Empfängerberufen dominieren hier – neben Bauern in den Ratsdörfern – Schuster, Kürschner, Tuchmacher und Tischler. Bei unterschiedlichen Sozialstrukturen zwischen Vorstädten und Innenstadtgebieten zeigt sich grundsätzlich eine insgesamt desolate Lage einkommensschwacher Handwerksbetriebe, was auch mit anderen Forschungsergebnissen zu den Vermögensverhältnissen des Handwerks in Leipzig korrespondiert. Immer wieder werden hierfür in der vorliegenden Darstellung Fallbeispiele eingebaut und zugleich verwandschaftliche sowie geschlechterspezifische Merkmale aufgezeigt bzw. die Höhe der Einzellegate beleuchtet, so dass sich insgesamt – auch in der Kombination der zur Verfügung stehenden Quellen – ein plastisches Bild von Legaten, Empfängern und Wirksamkeit der milden Gaben ergibt. Darüber hinaus rücken zugleich Verwalter und Fürsprecher, d. h. Testamentsvollstrecker, zu denen beispielsweise Ratsmitglieder, Nachbarn, Handwerker und städtische Bedienstete gehören, in den Blickpunkt.

Die Edition von sieben ausgewählten Quellen aus dem Gesamtkorpus der mit dem Testament von 1525 in Zusammenhang stehenden Archivalien (S. 241–287) sowie weitere Tabellen und Diagramme erhöhen den inhaltlichen Wert der vorliegenden Untersuchung. Insgesamt hat die Autorin eine vorbildliche Analyse des Testaments der Apollonia von Wiedebach vorgelegt, die angesichts der lokalen Überlieferungssituation die besondere Bedeutung für die Leipziger Stadtgeschichte vor Augen führt, der darüber hinaus aber auch, gerade durch den Vergleich, große Bedeutung innerhalb der Testamentsforschung als solcher zukommt.

Thomas Krzenck (Leipzig)

Nadja Horsch, Simone Tübbecke (Hg.): Bürger, Gärten, Promenaden. Leipziger Gartenkultur im 18. und 19. Jahrhundert. Leipzig: Passage Verlag 2018 (2. Auflage 2019), 338 Seiten, 386 Abbildungen, Ladenpreis 34,50 Euro, ISBN 978-3-95415-072-4 bzw. 978-3-95415-085-4

Bereits im Jahr nach der Erstauflage erschien im Passage-Verlag die zweite Auflage des vorliegenden Bandes, was für den Bedarf an einem solchen Buch und die Qualität seiner Ausführung spricht. Das beginnt bei der außerordentlich schönen Gestaltung des Bandes: der reichhaltigen Bebilderung der Texte, den zur Bequemlichkeit der Leser eingerichteten Innendeckeln, wo auf aktuelle Luftaufnahmen die Grundrisse der nicht mehr vorhandenen Gärten projiziert wurden, der Einarbeitung ausklappbarer Stadtpläne und schließlich den mit einem liebevollen Augenzwinkern ausgewählten Kolumnentiteln.

Der Band umfasst, wie der Titel sagt, die Zeitspanne des 18. und 19. Jahrhunderts, greift aber in der Einleitung und in den ersten Kapiteln zurück bis ins 17. Jahrhundert und wirft am Beispiel des Promenadenringes auch einen Blick auf den Umgang mit den Gartendenkmälern im 20. und 21. Jahrhundert. Die einzelnen Beiträge sind gleichartig aufgebaut: Auf eine Lagebeschreibung folgt eine Auflistung der Besitzer der Gärten, gestützt durch Angaben aus zeitgenössischen Adresskalendern und Stadtbeschreibungen. Den Namen der Besitzer werden zumeist einige biografische Umstände und fast immer die vollständigen Lebensdaten beigefügt, was eine aufwändige Quellenrecherche voraussetzt. Die historische Anlage der Gärten wird detailreich aus zeitgenössischen Abbildungen, Stadtplänen und anderen Quellen rekonstruiert, wobei der geschulte kunsthistorische Blick zu beeindruckenden Ergebnissen führt, die dem Laien wohl verschlossen geblieben wären. Soweit möglich, werden Entstehung und Entwicklungsgeschichte der Gartenanlagen nachvollzogen. Die beigegebenen Abbildungen reichen von den schon erwähnten Stadtplänen über Kupferstiche, Zeichnungen, kolorierte Radierungen und Federzeichnungen bis hin zu Fotografien von Überbleibseln der älteren sowie von den jüngeren Gartenanlagen. Dabei finden sich neben einigen bekannten Darstellungen auch solche von zahlreichen Artefakten aus dem Stadtgeschichtlichen Museum, dem Stadtarchiv Leipzig und dem Sächsischen Hauptstaatsarchiv Dresden sowie anderen Sammlungen (das eng gedruckte Quellenverzeichnis umfasst zwölf Seiten).

Wie die Herausgeberinnen erläutern, entstand das Buch aus Anlass einer Ausstellung der Kustodie/Kunstsammlung der Universität Leipzig 2016 zum Thema »Garten Kunst in Leipzig« und einem sich daran anschließenden zweisemestrigen Mastermodul. Daraus erklärt sich die Beschränkung auf die Kunstgeschichte als alleinigem Blickpunkt. Ein wenig vermisst man hier und da die Ergänzung durch die andersgearteten Ansätze anderer Forschungsrichtungen, auch wenn sofort zugestanden werden soll, dass die Autorinnen und Autoren sich sehr umfassend informiert haben und Facetten wie die Zusammenhänge zwischen der Gartengestaltung und der Beschaffenheit der jeweiligen Gesellschaft durchaus darstellen. Beispielsweise wird vom englischen Park gesagt, dass er, nämlich im Gegensatz zum Barockgarten, die Natur nachahmen wolle (S. 86). Das ist grundsätzlich richtig und konvergiert mit der Sicht der Zeitgenossen. Allerdings war der Barockgarten nicht einfach von womöglich falscher Künstlichkeit, sondern auch in ihm sollte Natur nachgeahmt werden, genauer: deren inneres »Wesen«, so wie man es nach dem mathematisch-geometrischen Naturbegriff verstand, den die Philosophie des 17. und frühen 18. Jahrhunderts herausgearbeitet hatte. Der Bogen zur Ideengeschichte wird geschlagen, wenn Jeannine Mauch festhält, dass das Manufakturgebäude in Apels Garten »in

der Gartenstruktur die Stelle« einnimmt, »an der in barocken Gartenanlagen üblicherweise ein Schloss gestanden hätte« (S. 55), oder wenn im Beitrag von Martin Moresco und Isabelle Schön die Anlage des Promenadenrings als Programm der Leipziger Bürger herausgearbeitet wird (S. 162 f.). Die Tiefe der Forschungen wird darin sichtbar, dass zum Beispiel Joana Brauhardt bislang nicht bekannte Situationspläne von Buen Retiro, der Insel im Schimmelschen Teich, auffinden konnte (S. 116 f.) oder Kathrin Franz verschiedene, teilweise recht entlegene historische Publikationen zum Englischen Garten für die Analyse des Blumenschmucks in Leipzig ausgewertet hat. Darüber hinaus wird es einem interessierten und vorinformierten Publikum besondere Freude bereiten, dass neben den obligatorischen großen und berühmten Anlagen auch die Vorläufer der Barockgärten (in Simone Tübbeckes Einleitung) und kleinere, vor allem unbekanntere Gärten (in den Beiträgen) Beachtung finden und damit alle Leser-Innen Neues erfahren können.

Somit genügt der Band wissenschaftlichen Standards bezüglich der Auswertung von Quellen und Forschungsliteratur sowie eigener Quellenforschung ebenso wie durch die reichhaltige Ausgestaltung und den lebendigen Stil der Ausführungen den breiteren Ansprüchen eines nicht fachwissenschaftlichen, aber oftmals kenntnisreichen Publikums in Leipzig und darüber hinaus.

Caroline Köhler (Leipzig)

Armin Scheibe: Der Sternwartenerbauer: Privat-Astronom Wilhelm Winkler (1842–1910). Eisenberg · Gera · Leipzig/Gohlis · Jena, Jena: DominoPlan 2019, 64 Seiten, Ladenpreis: 10,00 Euro, ISBN 978-3-9819754-4-4

Die Sternwarte der Universität Leipzig besaß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen guten Ruf und eine hohe Anziehungskraft für Astronomen, nicht zuletzt dank ihres Direktors Prof. Carl Christian Bruhns, der von 1860 bis 1881 amtierte. Gleich zu Beginn seiner Amtszeit erfolgte 1861 eine Standortverlegung der Universitätssternwarte vom Turm der Pleißenburg an den Westrand des Johannistals. Im neu errichteten, modernen Gebäude der Sternwarte wurden zahlreiche Bücher und astronomische Instrumente aufbewahrt, bald kam ein zweiter Kuppelbau hinzu. Von den Erkenntnissen der damaligen Himmelsbeobachtungen und beginnenden kontinuierlichen Wetteraufzeichnungen (wie Messungen der Lufttemperatur und Niederschlagsmengen) profitieren wir noch heute. Für den 1842 geborenen Carl Wilhelm Winkler, der 1874 mit seinem Leben als Kaufmann zugunsten der Astronomie brach, war die Leipziger Universitätssternwarte eine wichtige Institution, die für seinen weiteren Lebensweg und seine Tätigkeit eine weichenstellende Funktion besaß. Hier ließ er sich als Privatmann zum Astronomen ausbilden.

Mit Wilhelm Winkler, dessen Werdegang und Lebensleistung, beschäftigt sich die anzeigende Biografie. Verfasst hat sie Armin Scheibe, Diplomingenieur für Informationstechnik, der seit den 1980er Jahren eng mit der Volkssternwarte Urania Jena (auch Winklersche Kuppel genannt) verbunden ist, dort ehrenamtlich wirkt und sich deshalb für den Privatastronomen Winkler interessiert. Akribisch hat Scheibe Material aus Museums- und Archivbeständen zusammengetragen und die Fakten gewissenhaft belegt. Er bietet Informationen zur Geburt

Winklers in Eisenberg/Thüringen, zu Familie, Schulzeit, den Anfängen als Kaufmann bis zur Neuorientierung und zum Umzug nach Leipzig. 1875 erbaute Winkler eine Sternwarte an seiner Villa in Gohlis, welche die vierte privat betriebene Sternwarte in Leipzig war. Seine Sonnenbeobachtungsdaten, die er seither regelmäßig bis an sein Lebensende erhob, übersandte Winkler an andere Astronomen, wie Prof. Rudolf Wolf und Prof. Alfred Wolfer, die diese Zuarbeiten als Grundlagen für ihre Erkenntnisse und Berechnungen schätzten. Winklers Messdaten wurden publiziert, er stieg zu einem geachteten Mitglied der Astronomischen Gesellschaft auf und wurde 1902 von der Universität Jena mit dem Ehrendoktortitel geehrt. Im Jahr 1887 war Winkler aus verschiedenen Gründen von Leipzig nach Jena umgezogen, seinem letzten Wirkungsort, wo er ebenfalls eine Privat-Sternwarte erbaute. In Jena ist er im Jahr 1910 gestorben. Bereichert wird das Buch durch 49 Abbildungen; neben Fotos von Winkler und dessen Frau sind es auch textbezogene historische und aktuelle Bilder von Häusern und Sternwarten sowie kommentiertes Kartenmaterial.

Der Autor hat sich zum Ziel gesetzt, das Leben von Winkler und sein Nachwirken sowie das seiner Jenaer Privat-Sternwarte zu beschreiben (S. 4), was auch mit vielen Aspekten im vorliegenden schmalen Buch umgesetzt wurde. Der Band stellt einen Baustein für die Geschichte der Astronomie dar, interessant ist der Blick auf einen Privatgelehrten. Für die Kontextualisierung, vor allem hinsichtlich der Leipziger Zeit, sind die Bände der »Geschichte der Universität Leipzig« (2010) und Band 3 der »Geschichte der Stadt Leipzig« (2018) zum 19. Jahrhundert zu empfehlen.

Beate Kusche (Leipzig)

Susanne Schötz, Beate Berger (Hg.): Frauen in der Geschichte Leipzigs: 150 Jahre Allgemeiner Deutscher Frauenverein (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 15), Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2019, 286 Seiten, 43 Abbildungen, Ladenpreis 34 Euro, ISBN: 978-3-96023-281-0

Im Jahr 2015 stand für Leipzig ein Doppeljubiläum an: Neben dem 1000. Jahrestag der Ersterwähnung der Stadt jährte sich auch die Gründung des *Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADF)* zum 150. Mal. Mit einer Tagung im Oktober 2015 wurde dieses zweite Ereignis gewürdigt. Nach vier Jahren endlich ist Ende 2019 der dazu gehörende gewichtige Tagungsband herausgekommen – gewichtig auch im physischen Sinne mit 825 Gramm und gedruckt auf hochwertigem, bei heller Beleuchtung leider spiegelndem Papier. Dieses Buch ist vor allem für akademische Schreibtische konzipiert, obwohl seine Fragestellung offenbar auch Menschen außerhalb der Hochschulen interessiert: So ist der Band bereits in der Leipziger Tagespresse thematisiert worden. Das verwundert nicht, geht es doch um nichts weniger als die Frage, welchen Anteil Frauen an der 1000-jährigen Geschichte Leipzigs hatten, auch über den *ADF* hinaus.

Dem Anlass entsprechend liegt der Schwerpunkt des Bandes aber auf der Gründung des *ADF* und seinem prominentesten Gesicht Louise Otto-Peters. Die Liste der in diesem Band mit Aufsätzen vertretenen Autorinnen liest sich stellenweise wie ein Auszug aus dem »Who Is Who« der Louise-Otto-Peters-Forschung. So ist zunächst Irina Hundt zu nennen, die einen ausgesprochen streitlustigen Artikel über die Gründungsgeschichte des *ADF* vorlegt. Sie setzt sich mit dem »Gründungsmythos« auseinander, der »im öffentlichen Bewusstsein, aber auch in

manchen wissenschaftlichen Abhandlungen präsent« (S. 90) sei, dass nämlich Louise Otto-Peters den *ADF* gründete. Anhand eines akribischen Quellenstudiums zeigt Hundt die wichtige Rolle, die Männer, insbesondere der österreichische Demokrat Anton Korn als »Initiator« und »Triebkraft« bei der Gründung des *ADF* spielten, die »schwer als reines Frauenprojekt« (S. 121) bezeichnet werden könne.

Wenn nun aber der *Allgemeine Deutsche Frauenverein* auf einen Mann zurückgeht, warum an dieser Stelle überhaupt weiterreden über Frauengeschichte? Es ist ein großes Verdienst dieses Bandes, dafür die Gründe aufzuzeichnen. Zunächst einmal wird klar, dass es wieder an der Zeit ist, liebgewonnene Gewissheiten der Frauen(bewegungs)geschichte zu hinterfragen. Das macht nicht allein die kontroverse Auseinandersetzung Hundts mit der Vita der Übermutter der Frauenbewegung Louise Otto-Peters deutlich, eine neue Deutung der Geschichte des *ADF* bietet auch Kerstin Wolff an. Sie setzt sich mit dem Vorwurf auseinander, den die Forschungsliteratur der erfolgreichen Arbeit der Provinz-Ableger und der Frauenbildungsvereine macht: dass diese »das Emanzipationskonzept der 1848er Revolutionärin Louise Otto-Peters verwässert« und in ein konservatives »Fahrwasser« gebracht hätten (S. 144f.). In ihrer Studie zur Situation der Vereine in Leipzig, Kassel, Frankfurt am Main, Dresden, Gießen und Bremen kann sie die veränderte Politik der Frauenvereine in die Entwicklung der Stadtgesellschaft am Ende des 19. Jahrhunderts einordnen. Die Idee der Frauenbewegung habe sich nicht geändert, aber die Methode – Lobbyarbeit – wurde als Mittel politischer Beeinflussung auch von Frauen genutzt (S. 148f.).

Internationale Aspekte zur Ersten Frauenbewegung liefern Magdalena Gehring und Heiner Thurm mit ihren Beiträgen. Thurm untersucht den Einfluss des *International Council of Women* auf den *Bund Deutscher Frauenvereine* vom Ende des 19. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg. Die Wahrnehmung der US-amerikanischen Frauenbewegung in der von Louise Otto-Peters und Auguste Schmidt herausgegebenen *ADF*-Zeitschrift *Neue Bahnen* steht in Gehrings Arbeit im Mittelpunkt. Erstaunlich ist, dass hier kein Querverweis auf die andere bekannte Frauenrechtlerin neben Otto-Peters erfolgt, nämlich auf Mathilde Franziska Anneke, die als 1848erin in die USA emigriert musste und dort als wichtige Vertreterin der Frauenrechte in der *National Woman Suffrage Association* bis heute rezipiert wird. Selbst wenn die *Neuen Bahnen* Annekes Engagement ignoriert hätten, wäre dies wenigstens eine Erwähnung und kurze Einordnung wert gewesen.

Allerdings spricht Gehring einen wichtigen Themenkomplex an, der die Frauen- und Geschlechterforschung beschäftigt. Dieser sei hier umrissen mit der Frage, wie die Akteurinnen der Frauenbewegung ihre Geschichte sichtbar machten, wie sie sich im öffentlichen Bewusstsein verankerten. Angelika Schaser untersucht dieses Thema ausgehend vom Bildprogramm der Frauenbewegung und zeigt, wie sich die institutionalisierte Erinnerung an Louise Otto-Peters seit dem Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Zeit des Nationalsozialismus veränderte. Den angestoßenen Ball nimmt nun Susanne Schötz auf und bringt ihn in die Gegenwart. Sie beschäftigt sich mit dem Emanzipationskonzept von Louise Otto-Peters und stellt in ihrem Text die rhetorische Frage, ob dies überhaupt noch lohnenswert sei nach »ca. 45 Jahren Forschung zur Geschichte der bürgerlichen Frauenbewegung im Westen und ca. 25 Jahren im Osten Deutschlands« (S. 217). Dass wichtige Teile des Werks von Otto-Peters kaum erforscht sind, kann sie anhand ihrer Studie zu den Schriften *Das Recht der Frauen auf Erwerb*, zu den sogenannten Genius-Büchern und zur Schrift *Frauenleben im Deutschen Reich* zeigen. Ihre These ist, »dass bislang vor allem diejenigen Schriften von Louise Otto-Peters Beachtung fanden [...],

die aus Sicht der Forschenden geeignet erscheinen, grundlegende aktuelle frauенemanzipatorische Perspektiven aufzuzeigen« (S. 226). Es ist, wie bereits angedeutet, eine wichtige Leistung dieses Tagungsbandes, dass viele der Aufsätze erinnerungspolitische Standards hinterfragen und sich dadurch wieder neuen Fragestellungen vor allem in Zusammenhang mit der Konstruktion der historischen Figur Louise Otto-Peters öffnen.

Als ein Aufruf, sich deren Werk mit den Methoden der zeitgenössischen Genderforschung anzunähern, kann der Beitrag von Ruth-Ellen Joeres verstanden werden. Die große Pionierin der Louise-Otto-Peters-Forschung legt die Kategorien *Gender* und *Class* der Intersektionalitätsforschung an deren Œuvre an. Joeres skizziert Otto-Peters' bürgerliche Werte als solche, die »auf den breitesten und differenziertesten Ebenen verstanden werden müssten, wobei Werte wie Toleranz, Aufgeschlossenheit, Anerkennung von Unterschieden etc. eigentlich bis ins Utopische gehoben werden müssten« (S. 215). Das ist ein Themenkomplex, der es bis in die Tagesaktualität geschafft hat, wenn nämlich Louise Otto-Peters' Werk herhalten muss, um gegen Randgruppen Politik zu machen – so geschehen 2018, als Politikerinnen mit einem Zitat von Otto-Peters zu einer Demonstration gegen muslimische Einwanderer aufriefen.

Es ist sehr bedauerlich, liegt aber in der Konstruktion der dem Band zugrunde liegenden Tagung begründet, dass für die Epochen vor und nach dem 19. Jahrhundert nur fünf Beiträge vorliegen. Thomas Krzenck untersucht Herrschaftsspielräume und Einflussmöglichkeiten hochadeliger Frauen im Spätmittelalter anhand Katharinas »der Streitbaren«. Cornelia Caroline Köhler hat die Schreibverfahren zur Bestätigung und Überschreitung der Rolle der »gelehrten Frau« im Verlauf des 18. Jahrhunderts analysiert. Beide nutzen für ihre Studien gut zugängliche, jenseits der Genderforschung etablierte Quellen, unterwerfen diese aber einem anderen, geschlechtersensiblen Blick. Damit relativieren Krzenck und Köhler den oft beklagten Mangel an Quellen zur Frauengeschichte. Bisweilen gibt eben auch die Männergeschichte Frauen geschichte preis, wenn denn die geeigneten Forschungsfragen an sie gestellt werden. Theresa Schmotz hingegen erschließt eine bislang zu wenig beachtete »Quelle der Alltagsgeschichte« (S. 72): Nachlassakten der Leipziger Vormundschaftsstube. Anhand dieser Dokumente rekonstruiert sie den Buchbesitz weiblicher Persönlichkeiten der Stadt. Interviews als Quelle werden von Jessica Bock in ihrer Untersuchung der DDR-Frauenbewegung genutzt. Am Beispiel des Leipziger »Frauenzentrums« im Clubhaus Jürgen Schmidtchen und deren Akteurinnen konsolidiert sie: »Ein selbstbestimmtes Leben im Sinne autonomer Ansprüche unabhängig von funktionalen Erfordernissen war in der DDR nicht vorgesehen« (S. 258).

Ute Gerhardt endlich skizziert die Mentalitätsunterschiede zwischen ost- und westdeutscher Frauenbewegung. Sie verlässt die historische Betrachtung und plädiert für das Gegenwarts- und Zukunftsprojekt einer »neue[n] politische[n] Bewegung für mehr Geschlechtergerechtigkeit« (S. 276) – angesichts des alltäglichen Sexismus, der Vorherrschaft von Männern in Entscheidungspositionen, der *gender pay gap* (S. 274). Insbesondere dieser Text ist geeignet für die Diskussion über den akademischen Schreibtisch hinaus. Für die Frauen- und Geschlechterforschung hingegen ist dieser Band Orts- und Selbstbestimmung: Wo stehen wir und welche Fragen stellen wir an die Frauengeschichte?

Leider haben nicht alle Aufsätze dieses Bandes ein klar formuliertes Fazit. Das ist vor allem dann sehr schade, wenn hinter den Arbeiten minutiöse Quellenrecherche steckt, deren Ergebnis aber nicht bündig zusammengefasst wird.

Doris Kothe (Leipzig)

Hans-Otto Spithaler, Rolf H. Weber, Monika Zimmermann: Kroch – der Name bleibt. Das Schicksal eines jüdischen Familienunternehmens in Leipzig. Halle: Mitteldeutscher Verlag 2018, 160 Seiten, 30 Abbildungen, Ladenpreis: 20 Euro, ISBN: 978-3-96311-007-8

Das anzuzeigende Buch zeichnet insbesondere die Geschicke des Familienunternehmens Kroch nach, weniger hingegen die Geschichte der Familie. Dennoch knüpfen die drei Autoren an Altbekanntes an: Kroch-Hochhaus und Kroch-Siedlung als Fingerzeige für das Wirken der Familie, die bis heute im Leipziger Stadtbild und in der öffentlichen Wahrnehmung geblieben sind. Die Autoren können sich auf umfangreiches Quellenmaterial stützen, das sie im Rahmen der Wiedergutmachungsprozesse und der Rückübertragung an die Familie Kroch einsehen konnten. Leider wird im Buch völlig auf Anmerkungen und damit auf jeglichen Quellennachweis verzichtet. Dies ist umso bedauerlicher, als damit künftige Forschungen zu den Krochschen Familienunternehmen erschwert werden.

Ihren Ausgangspunkt verdankten die Unternehmen der Familie dem Getreidehandel des Samuel Kroch, den dieser (als Kind aus der Nähe von Breslau kommend) in Leipzig aufrichtete. Es folgte die Gründung einer Bank, der Kauf einer Mühle (wo?) und der Erwerb von landwirtschaftlichen Gütern und Mietshäusern in Leipzig und der weiteren Umgebung. Samuel Kroch darf auch als Gründer der Synagoge in der Keilstraße gelten, die er 1903 dem Talmud-Thora-Verein schenkte. Er investierte klug, ließ den Industriepalast errichten und gründete zwei Gesellschaften, um Lagerhallen einzurichten. Sein Sohn Hans Kroch konnte den Unternehmen des Vaters die entscheidenden Wachstumsimpulse verleihen, so dass seine Firmen auch die Weltwirtschaftskrise relativ unbeschadet überstehen konnten. Den Hintergrund des Erfolgs bildete die breit gestreute Geschäftstätigkeit, die schon Ende der 1920er Jahre bis nach Berlin reichte. Zu dieser Zeit begann bereits die Ausgrenzung der Familie im Zuge offener antisemitischer Propaganda. Nach der Machtergreifung der NSDAP wurden derartige Ausfälle immer unverhohlene. Einen traurigen Höhepunkt stellte das am 30. April 1933 erschienene Gedicht »Der Judenturm« dar, mit dem sich der Verfasser am Kroch-Hochhaus und damit an der Familie Kroch abarbeitete. Die wirtschaftlich und kulturell in Leipzig bestens vernetzte Familie mit ihrem sozialen Engagement wurde in einer Weise beschimpft, die jedem verdeutlichen musste, welche Absichten die Nationalsozialisten gegenüber den Juden hegten. Für die Familie Kroch bedeutete dies die schlechende »Arisierung« ihrer Unternehmen, obwohl sie versuchte, durch enge Vertraute dies zunächst zu umgehen. Hans Kroch zog sich nach und nach aus Aufsichtsräten und Unternehmen zurück. Die Autoren schildern detailliert nach Aktenlage und der Erinnerung einzelner Beteiligter, wie der Firmenbesitz der Krochs »arisiert« wurde, welche Summen und Aktien möglichst noch ins Ausland gerettet wurden. Nach der Entlassung Hans Krochs aus dem Konzentrationslager 1938 flohen die Familienmitglieder sukzessive ins Ausland. Ella Kroch, die Ehefrau Hans Krochs, blieb in Deutschland, um die Flucht der Familie zu decken. Sie wurde 1942 vergast. Die Familie Kroch kehrte nicht nach Leipzig zurück, mit ihr war eine der bedeutendsten Leipziger Familien der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts enteignet, vertrieben und teilweise ausgelöscht worden. Minutiös führen die Autoren das Bemühen um die Rückerstattung des einstigen Besitzes vor Augen. Dabei galt die Konzentration den Vermögenswerten auf dem Gebiet der Bundesrepublik Deutschland, da keine Hoffnung bestand, in der DDR verbliebene Unternehmen zurückzuerhalten. Die Versuche, Immobilien im Osten Deutschlands zu restituieren, blieben bis 1990 erfolglos und riefen stets den Staatssicherheitsdienst sowie die Polizeiorgane auf den Plan. Erst nach der Wiedervereinigung wurden Gebäude

und Liegenschaften wie das Königshaus am Markt, der Industriepalast und die Kroch-Siedlung zurückgegeben. Eine Rückkehr der Familie, deren letzte Mitglieder heute in Australien leben, war damit nicht verbunden.

Das Buch stellt keine Geschichte der Familie Kroch dar. Wo jenseits der Firmengeschichte etwas über die Familiengeschichte erzählt wird, geschieht dies im Rückgriff auf die einzig genannte Publikation, die Lebenserinnerungen von Judith Kashti-Kroch (Der Spuk geht vorüber. Behütete Kindheit – rauhes Exil – gelobtes Land. Autobiographie 1924–1942, Leipzig 1993), sowie auf persönliche Erinnerungen einzelner Familienmitglieder. Beeindruckend wird das in den 1920er und 1930er Jahren gewachsene Firmengeflecht in all seinen Verzweigungen geschildert, schließlich dessen Enteignung und die Probleme der Restitution. Wirtschaftsgeschichte wird indes nur selten geboten, es fehlen konkrete Zahlen (Gewinne, Umsätze, Verkaufszahlen), die einen Vergleich ermöglichen. So bleibt das Buch ein Ergebnis der detaillierten Recherchen für die Restitution des Kroch'schen Besitzes. Gleichwohl stellt es eine Mahnung dar, indem an einem Beispiel verdeutlicht wird, wie konsequent eine jüdische Leipziger Familie aus dem Sozial- und Wirtschaftsleben der Stadt verdrängt wurde und damit fast in Vergessenheit geriet, wäre heute nicht der Name »Kroch« noch an einzelnen Stellen präsent.

Markus Cottin (Leipzig/Merseburg)

Harald Kirschner, Hans Sonntag: Als die Eisenbahnstraße noch Ernst-Thälmann-Straße hieß. Ein Leipziger Stadtteil in den 80er Jahren. Halle: Mitteldeutscher Verlag 2019, 96 Seiten, Ladenpreis: 16 Euro, ISBN: 978-3-96311-150-1

Die Geschichte der Eisenbahnstraße spiegelt verschiedene Kapitel Leipziger Stadtgeschichte wider. Im 19. Jahrhundert wurde durch das noch ländlich geprägte Gebiet die Bahnstrecke von Leipzig nach Dresden gebaut. Entlang des Eisenbahndamms entwickelten sich aus Dörfern bald dicht besiedelte Vorstädte. Nach der Verlegung der Trasse trat an deren Stelle eine Straße, die den Namen Eisenbahnstraße erhielt und als Haupterschließungsstraße im Osten Leipzigs fungierte. Durch die Ortsteile Neustadt-Neuschönefeld, Volkmarasdorf und Sellerhausen-Stünz führend, waren die Straße selbst, der Verkehr, die Bebauung und das Leben der Menschen rund um die »unglaublich lange Geschäftsstraße, die bis an die Peripherie der Stadtgrenze reichte« (S. 77) im Laufe der Zeit steten Veränderungen unterworfen. Im Jahr 1945 wurde sie in Ernst-Thälmann-Straße umbenannt, zur Jahreswende 1991/92 erhielt sie ihren alten Namen zurück.

Momentaufnahmen aus der Zeit um 1980 bietet das anzuseigende Buch. Die Autoren stehen für die beiden eigenständigen Teile des Bandes, der aus einem Bildteil und einem Textteil besteht. Knappe Lebensläufe (S. 96) informieren darüber, dass beide der Leipzig-Bezug in Studium und Lehrtätigkeit vereint und sie sogar im selben Jahr, 1944, geboren wurden. Harald Kirschner ist Fotograf und präsentiert sich als Vertreter der sozialdokumentarischen künstlerischen Fotografie. Aus seinem Bestand stammen die 96 abgedruckten Fotos. Motive der Schwarz-Weiß-Abbildungen sind Straßenszenen mit und ohne Menschen, Blicke in Hinterhöfe und in Schaufenster, offizielle und private Aushänge, Notizen und Zeichnungen an Türen, Wänden oder Briefkästen. Den Schwerpunkt bildet der öffentliche Raum, nur einmal wird ein Blick in ein Haus, auf einen Treppenflur, geworfen. Leider nur sehr knappe Unterschriften zu

den Bildern informieren über die abgebildete Straße oder Szene, wie »Ernst-Thälmann-Straße«, »Hofnutzung«, »Bauarbeiterpause, Konradstraße« oder »Sonnenbad im Hinterhof«. Nur ganz wenige Bilder sind datiert, und zwar auf das Jahr 1981, so dass die Frage offenbleibt, wann die anderen Fotos entstanden. Das größte Manko ist, dass es keinerlei Erklärung zum Kontext der Bilder gibt. Kurze einführende Worte hätten den Entstehungszusammenhang, den Blickwinkel und die Intentionen des Fotografen dem heutigen und künftigen Betrachter – der über kein Hintergrundwissen mehr verfügt – näherbringen müssen, zumal die Fotos im Rahmen einer breit angelegten Studie zum Leipziger Osten entstanden, wie Harald Kirschner auf einer Buchvorstellung berichtete. Damals machte er rund 500 Fotos, was nach den Auswahlprinzipien für das Buch fragen lässt. Die abgebildeten Fotos selbst sind spannend. Sie bieten kleine Geschichten des Alltags, Menschen in ihrer Zeit und unterwegs in ihrem Stadtgebiet sowie einen Blick auf den baulichen Zustand der Häuser und auf die damaligen Lebensbedingungen nicht zuletzt im Kontrast zur politischen Propaganda. Es lohnt sich, die in der Regel nicht gestellten Bilder eingehender zu betrachten und auch mit den vielen anderen Fotos aus Leipzig aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die in letzter Zeit mehrfach in Ausstellungen gezeigt und in Bildbänden veröffentlicht wurden, ergänzend zu vergleichen.

Eingebettet zwischen den Bildern findet sich ein Text (S. 64–79), der von Hans Sonntag verfasst wurde. Es handelt sich um eine Erzählung über die in einem Leipziger Abrisshaus in der Nähe des Hauptbahnhofes befindliche Zweitwohnung des Autors, die er Ende der 1970er Jahre bezog, während der Zeit seines Fernstudiums und seiner Promotion an der Karl-Marx-Universität bewohnte und als letzter Mieter bis zum Jahr 1986 nutzte. Bald darauf wurde das vierstöckige Haus mit allen Anbauten abgerissen. Der Text entstand aus rückschauender Perspektive nach über 20 Jahren Abstand. Die Erinnerungssplitter spiegeln sich in dem interessanten, dicht geschriebenen und literarisch ansprechenden Text wider: Thematisiert werden in einzelnen Episoden die Bewohner des Hauses und ihre Alltagsnöte und -freuden, die karge Ausstattung und die Kälte in den offenbeheizten Räumen seiner Wohnung, Einbrüche, der Blick in den geplünderten Garten sowie das Wohnumfeld. Die persönliche Erzählung ist eine schöne Ergänzung zu den Fotos, einzelne Themen werden aufgegriffen und mit einer möglichen Geschichte und Deutung unterfüttert. Eine allgemeine Übertragung auf die Lebensverhältnisse und Verhaltensmuster der Menschen in der DDR Anfang der 1980er Jahre darf zwar nicht unkritisch erfolgen, viele Zeitgenossen bestätigen aber das thematisierte Spannungsfeld von privatem Rückzugsraum, der geschätzt und geliebt wurde, und katastrophaler Wohnsituation. Es bleiben der individuelle Eindruck und die Rückschau, bei der sich sowohl verklärende als auch dramatisierende Elemente finden lassen.

Beate Kusche (Leipzig)

Kurz rezensiert

Bernd-Lutz Lange, Sascha Lange: David gegen Goliath. Erinnerungen an die Friedliche Revolution. Berlin: Aufbau 2019, 221 Seiten, 36 Abbildungen, Ladenpreis: 18 Euro, ISBN 978-3-351-03787-1

Wenn der Vater mit dem Sohne ... Am frühen Abend des 9. Oktobers 1989 begegneten sich Vater und Sohn Lange auf dem Karl-Marx-Platz, der wenige Monate später wieder Augustusplatz hieß. Bernd-Lutz Lange teilte dem Junior eine Nachricht mit, die in der aufgeheizten Stimmung sensationell war: In Kürze würde ein Aufruf zu Gewaltlosigkeit und Dialogbereitschaft in den Kirchen, wo Friedensgebete stattfanden, verlesen und auch über den Stadtfunc verbreitet werden. Der Sohn konnte daraufhin keinen Heldenstatus mehr für sich reklamieren. So erzählt es Sascha Lange mit ironischem Unterton in seiner Jugendautobiographie *DJ Westradio* (2007). Nun haben Vater und Sohn aus verschiedenen Perspektiven gemeinsam ein Buch über diesen Tag und die Wochen davor und danach veröffentlicht, dessen Titel die ungleichen Kräfteverhältnisse in der damaligen Krisensituation und den unerwarteten Ausgang hervorhebt. Bernd-Lutz Lange – einer derjenigen, die den »Aufruf der Leipziger Sechs« verfassten – schreibt als Zeitzeuge und würdigt besonders die Rolle der drei am Aufruf beteiligten SED-Funktionäre, die sich »aus Sorge um Menschenleben aus der Parteidisziplin entlassen« hatten und erstmals als Funktionäre öffentlich zugaben, dass in der DDR »massive Probleme existierten« (S. 84). Sascha Lange, der erst nach der Wende sein Abitur nachholen, Geschichte studieren und promovieren konnte, rekonstruiert als Historiker die Ereignisse um den 9. Oktober 1989, konzentriert sich auf die Entscheidungsträger und stellt vor allem den Einsatzplan der Sicherheitskräfte ausführlich dar.

Nicht zuletzt dank der unterschiedlichen Perspektiven ist dieses Buch ein wichtiger retrospektiver Blick auf ein herausragendes Ereignis der Leipziger Geschichte im 20. Jahrhundert. Im Literaturverzeichnis, auch wenn es als Auswahl markiert ist, vermisst man allerdings die umfängliche Dokumentation von Tobias Hollitzer und Sven Sachenbacher (Hg.): *Die Friedliche Revolution in Leipzig. Bilder, Dokumente und Objekte*, 2 Bde., Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2012.

Katrin Löffler (Leipzig)

Karl Heinz Mai: Reporter auf drei Rädern. Fotografien 1945–1964, hg. von Mark Lehmkopf. Mit einem Vorwort von Christoph Kaufmann. Leipzig: Lehmstedt 2019, 160 Seiten, ca. 140 Fotos, Ladenpreis: 24 Euro, ISBN 978-3-95797-095-4

Der Leipziger Lehmstedt-Verlag hebt seit einiger Zeit fotografische Schätze aus den vergangenen 100 Jahren und bringt diese in anspruchsvollen Bänden zum Sprechen. Karl Heinz Mai ist kein unbekannter Leipziger Fotograf, seine Fotos sind bereits vielfach ausgestellt und als Illustrationen verwendet worden. Im Vorwort des Bandes geht Christoph Kaufmann, der beste Kenner der Leipziger Fotografiegeschichte, auf das Leben und Werk Mais ein. Die folgenden

Fotos sind auf 12 Kapitel aufgeteilt. Geschickt spielt der Band mit den Alltagsszenen, die Karl Heinz Mai eingefangen hat. Das erste Foto zeigt heimkehrende, zum Teil verwundete Soldaten in zerlumpter Kleidung auf dem zerstörten Hauptbahnhof. Unsicher sieht ein kleiner Junge am linken Bildrand in die ungewohnte Kamera. Das letzte Foto zeigt hingegen einen sicher in die Kamera blickenden jungen Mann im Anzug mit dem sattsam bekannten Buch *Weltall – Erde – Mensch* unter dem Arm. Es ist ein offizielles Jugendweihefoto, das verdeutlicht, wie bis 1962 eine neue Generation herangewachsen war, die den Krieg nicht mehr selbst erlebt hatte. Neben Menschen, vor allem Kindern, sind es immer wieder Gebäude oder städtebauliche Situationen, die Mai eingefangen hat. Da sind etwa die Trümmer der Windmühlenstraße oder der Matthäikirche (Kapitel »Die zerstörte Stadt«) auf der einen Seite und auf der anderen Seite die neue Ringbebauung und das Stahlgerüst für das Messehaus am Markt (Kapitel »Die neue Stadt«). Auch mit solchen Kontrapunkten, die von Karl Heinz Mai wohl nicht intendiert waren, spielt der Band. Besonders eindrucksvoll ist daher die Bildauswahl zu den beiden Kapiteln über »Die verlorene Stadt«. Hier sind nicht nur verlorene Gebäude wie Deutrichs Hof zu sehen, sondern auch malerische Straßenzüge wie im Seeburgviertel. Ein Kapitel ist der Leipziger Messe gewidmet.

Den tiefsten Eindruck hinterlassen indes die Fotos der unmittelbaren Kriegsfolgen jenseits der Trümmer. Ausgehend von den zurückkehrenden Soldaten sind dies Kriegsversehrte (Mai war selbst kriegsversehrt), das Schwarze Brett von 1948, der Leipziger Schwarzmarkt oder die Suche nach Nahrungsmitteln in einer Mülltonne 1946. Ein Foto aus dem Leipziger Umland, das ein demontiertes Gleis zeigt, gehört zu den wenigen Fotos dieser Art, war es doch höchst gefährlich, Reparationsleistungen zu dokumentieren. Mai setzte in zahlreichen Fotos den Trümmerfrauen ein Denkmal und fing immer wieder Alltagssituationen wie Kinderspiele oder das Sammeln von Kohlenstaub ein. Seine Fahrten durch Leipzig offenbaren den scharfen Blick für Situationen, aber auch die Veränderungen, die nicht nur der Zweite Weltkrieg mit sich gebracht hatte. An manchen Stellen wüsste man gar nicht, wo sich der Fotograf befand, würde man nicht durch die zurückhaltenden Bildunterschriften informiert. Zu stark prägten Trümmer die Fotos und wandelte sich zwischen 1945 und 1964 das Stadtbild.

Der Fotoband vermag ein wichtiges Kapitel der Leipziger Stadtgeschichte auf der Alltagsebene näherzubringen. Es ist zu wünschen, dass dereinst eine Werkschau Mais auch in gedruckter Form vorliegt und der Lehmstedt-Verlag auch in Zukunft derart herausragende Fotobände publiziert.

Markus Cottin (Leipzig/Merseburg)

Christoph Kaufmann, Peter Leonhardt, Anett Müller: Plan! Leipzig. Architektur und Städtebau 1945–1976. Dresden: Sandstein 2018, 168 Seiten, 188 Abbildungen, Ladenpreis: 20 Euro, ISBN 978-3-95498-448-0

Unter diesem Titel hatte vom 17. Mai 2017 bis 15. Oktober 2017 eine vielbesuchte Ausstellung im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig stattgefunden. Für die große Resonanz des Themas, das für viele Leipziger mit der eigenen Lebensgeschichte verflochten ist, spricht auch, dass der Ausstellungskatalog inzwischen in einer zweiten, unveränderten Nachauflage gedruckt worden ist.

Die Ausstellung zeichnete die wichtigen Etappen der baulichen Entwicklung Leipzigs in jenen drei Jahrzehnten nach – von den Wiederaufbauplänen nach 1945 über die städtebaulichen Vorstellungen der 1950er Jahre bis zur Konzeption der modernen sozialistischen Stadt und zum Beginn des industriellen Wohnungsbaus. Bau- bzw. Wiederaufbauleistungen wurden ebenso gezeigt wie Verluste (allen voran die Universitätskirche), einzelne Objekte ebenso wie die Planungen für ganze Stadtteilzentren, beispielsweise die nur teilweise umgesetzten Bebauungspläne für das Gelände hinter dem Bayerischen Bahnhof und entlang der Straße des 18. Oktober. Die zeitliche Grenze von 1976 zog man mit der Grundsteinlegung für das Neubaugebiet Grünau. Der forcierte Wohnungsbau an der Peripherie der Stadt band alle Baukapazitäten und bedeutete nicht zuletzt, dass andere Bauprojekte und vor allem Sanierungsmaßnahmen mit den bekannten Folgen für die Leipziger Bausubstanz zurückgestellt wurden. Im Katalog kann man dies alles nun überblickhaft in komprimierter Form und mit zahlreichen Abbildungen – Fotografien, Bauzeichnungen, Pläne – nachlesen und nachbetrachten, ansprechend gestaltet und in der Qualität gedruckt, für die der Dresdner Sandstein-Verlag bürgt.

Katrin Löffler (Leipzig)

Autorenverzeichnis

Arne Böttger
freier Autor

Dipl.-Hist. Uwe John
Mitarbeiter im Stadtarchiv Leipzig und im Kooperationsprojekt
»Stadtgeschichte« der Stadt Leipzig und Universität Leipzig

PD Dr. Mark Lehmstedt
Verleger, Vorsitzender des Leipziger Geschichtsvereins

Dr. Katrin Löffler
wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt »Gelehrte Journale
und Zeitungen als Netzwerke des Wissens im Zeitalter der Aufklärung«
der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen

Dr. Anett Müller
Bestandsreferentin im Stadtarchiv Leipzig

Almuth Reuther
A-Kirchenmusikerin, Markkleeberg



Mulde abwärts

vom Rochlitzer Berg zur Mündung.
Landschaft, Geschichte, Kultur

Lutz Heydick

ISBN 978-3-86729-188-0

1. Auflage 2017, 21 x 14,8 cm

144 Seiten mit 210 farbigen Abbildungen

Preis 16,50 €

Das Buch führt in die Gebirgslandschaft der Zwickauer Mulde zu einem der schnellsten Flüsse in Mitteleuropa und in die Ebenen der Vereinigten Mulde – vom Engtal eines burgenreichen Flusses in die weiten Muldeauen des nordsächsischen und anhaltischen Tieflandes. Vom Rochlitzer Berg mit Kloster Wechselburg zu Füßen nimmt die Reise ihren Ausgang und verläuft über Rochlitz, Colditz zur Muldenvereinigung, nach Grimma, Wurzen, Eilenburg, Bad Düben, Löbnitz, Pouch, Altjeßnitz zur Mündung in die Elbe bei Dessau. Es ist die Erkundung einer Landschaft, die vielfältigste Flusswahrnehmungen durch Denkmale, Museen und Lehrpfade bietet, Naturschutzgebiete wie die »Mittlere Mulde« und »Untere Mulde« birgt und weitgreifende Projekte einschließt: »Geopark Porphyryland«, »Naturpark Mulde«, »Landschaftspark Goitzsche« und »UNESCO-Welterbe Dessau-Wörlitzer Gartenreich« im Elbe-Mulde-Winkel.

Geschichtlich höchst segensreich war für die Region die Ende der 1870er-Jahre in Betrieb genommene »Muldenthal-Eisenbahn«, auch wenn heute meist nur noch ihre Gleise, Bahnhöfe und Brücken davon zeugen. Sie hat Industrieansiedlungen befördert und Ausflügler ins gepriesene Muldental von Grimma flussaufwärts geholt. Diesem sächsischen Tal der Burgen steht der in einzigartiger Naturbelassenheit zwischen Wurzen und Löbnitz mäandrierende Tieflandfluss, ein noch nahezu »unverbautes Wildwasser«, in keiner Weise nach. Von all dem wird erzählt, mit besonderer Zuwendung zu Radfahrern und Wanderern, also mit Augenmerk auf den durchgängigen Mulderadweg und seine Alternativstrecken sowie auf den Muldental-Wanderweg. Ein bildreicher Band über die Mulde-Landschaft, ihre Geschichte und Kultur.